„Nur Glaube und Liebe lösen die Räthsel unseres irdischen Daseins!“

A. Ludwig s/l. K. Baur
zur freundlichen
Erinnerung.

Handschuchsheim, Juli 1888.

<36608248140013

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Religiöse
Reden und Betrachtungen.

Von

Dr. Adolf Hausrath,
ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1882.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Das vorliegende Buch ist erwachsen aus Predigten, die der Verfasser seit dem Jahre 1860, mit dem er in den praktischen Kirchendienst eintrat, in sehr verschiedenen Lebensstellungen gehalten hat. Soweit dieselben nach Inhalt oder Form den rechten Predigtton nicht gefunden hatten, wurden sie zu Betrachtungen umgearbeitet. Auch einiges Jugendliche ist stehen geblieben, weil es gut gemeint war und zur Ueberleitung von einer Frage auf die andere brauchbar erschien. Viel Neues wird der Leser in dem Buche nicht finden; der Verfasser wollte nur das Alte in der Weise der Neuen wieder sagen. Auch das hielt er nicht für die Aufgabe der Kanzel, von den großen Ideen der Zeit und Geschichte, von den Kämpfen des Jahrhunderts und ihren Errungenschaften zu reden. Nicht an die

Menschheit, sondern an einzelne Herzen wollte er sich wenden, ob da oder dort einer mit ihm zusammenstimme? Nicht als ob der Verfasser sich besonderer Lebenserfahrung und Menschenkenntniß zu rühmen hätte, doch ist er der Meinung, daß, wer das eigene Herz kenne, alle kenne.

Im übrigen will ich gern, da ich es in dem Büchlein selbst vermied, hier Auskunft geben, wie ich heute, nachdem ich einige Jahre im Kirchendienst und der Verwaltung, einige im akademischen Lehramt zugebracht habe, zu den schwebenden religiösen Fragen stehe.

Daß der gegenwärtige Zustand unseres religiösen Lebens ein erfreulicher sei, wird von keiner Seite behauptet. Der menschliche Geist ist fast ausschließlich mit praktischen Aufgaben beschäftigt. Große Ziele auf dem Gebiete der politischen, nationalen, ökonomischen Arbeit sind ihm gesteckt, denen er mit heißem Eifer nachstrebt, während er den religiösen Fragen nur insoweit ein leidenschaftliches Interesse zuwendet, als sie der Erreichung jener Zwecke dienlich oder hinderlich sind. Ein Nachlaß der Productivität auf andern Gebieten ist die natürliche Folge dieser praktischen Richtung der Geister, denn nicht einer Generation ist es beschieden, alle Früchte des Geistes zu pflücken. Darum sind mit der gleichen Unfruchtbarkeit wie die Kirche auch verwandte Lebensgebiete geschlagen. Auch die

Philosophie, Poesie und die frömmste der Künste, die Musik, sind in ähnlicher Weise absorbirt von einer rein empirischen Richtung des geistigen Lebens. Der Geist schöpft nichts mehr aus sich selbst, er vertieft sich nicht mehr in sich selbst, die schöne Form, die Principien seines Denkens, die Offenbarungen seines Empfindens sind ihm gleichgültig; Beobachtung, Erfahrung, Experiment und ihre Hülfswissenschaften gelten allein noch für geistige Thätigkeit, während die übrigen Organe brach liegen und verkümmern. So kommt es, daß die politisch und social so große Zeit religiös eine recht kleine ist. Aller Staub, der über den kirchenpolitischen Händeln aufgeworfen wird, und aller leidenschaftliche Kampf der kirchlichen Corporationen um ihren Besitzstand kann die Thatsache nicht verbergen, daß unsere religiösen Richtungen und kirchlichen Parteien bettelarm sind an Talent und daß die religiöse Schöpferkraft vollständig versiegt ist.

Es liegt nun in der ganzen Verfassung des Protestantismus, daß ein solches Nachlassen der religiösen Productionskraft ihn viel tiefer berührt als den Katholicismus. Wie Luther jeden Einzelnen auf seinen Glauben gestellt hat, so auch durch die Art des Gottesdienstes jede Periode auf ihre eigene religiöse Tüchtigkeit. Während in der katholischen Kirche der Gottesdienst getragen ist durch eine Liturgie, an der Jahr-

tausende gearbeitet haben, und deren stilvolle Formen aller Wahrscheinlichkeit nach theilweise sogar bis in die Zeiten des Heidenthums zurückgehen, ist die protestantische Gegenwart durchaus auf sich angewiesen. Der Katholicismus, der auf die Seinen wirken läßt, was seit Jahrtausenden als wirksam erprobt ward, ist weit unabhängiger von solchen geistigen Fluctuationen als der Protestantismus, in welchem an jedem Samstag in 10000 Pfarrhäusern 10000 Pfarrer 10000 Predigten fertigen und memoriren, von deren Gehalt die Erbauung des folgenden Sonntags abhängt. Wer will dem geschlossenen Ernst einer romanischen Kirche oder der erhebenden Wirkung eines gothischen Doms sich entziehen, oder eine Messe Palestrina's Lügen strafen? Sie erfüllen an sich die Aufgabe des katholischen Cultus, von der der Stifter des Jesuitenordens sehr charakteristisch sagte, sie bestehe nicht darin, neue Vorstellungen mitzutheilen, sondern der Seele Gelegenheit zu geben, sich an ihrer eigenen Empfindung zu ersättigen. Soweit es darum dem mittelalterlichen Genius gelungen ist, reine Formen zu erzeugen, vermag der katholische Kirchenbau und die katholische Kirchenmusik in der That unsere Empfindung zu reinigen. Auch ist hier mehr Freiheit der Erbauung, indem dieser Cultus uns weiten Spielraum läßt, die Symbolik seiner Formen mit dem Gehalt unseres innern Lebens zu

erfüllen. Würden die zahlreichen heidnischen und hierarchischen Bestandtheile ausgeschieden, so könnte derselbe auch den Gebildeten so gut wie den gemeinen Mann befriedigen, weil er keinen hindert, sein eigenes Herz in diese Symbole zu legen. Dem protestantischen Cultusträger dagegen ist eine weit schwerere Aufgabe zugefallen. Er soll Sonntag für Sonntag die Gemüther unter die Gewalt seiner Begeisterung, seiner Beredsamkeit und des Tiefsinns seiner Schrifterkenntniß stellen. Das mag in großen Epochen möglich sein — aber wo einst Luther, Calvin, Knox, die größten Geister ihres Jahrhunderts, standen, da stehen nun wir! Unsere Klage, daß die Gemeinden so wenig empfänglich seien, vermag die Thatsache nicht zu verdecken, daß wir selbst so wenig religiöse Genialität besitzen, denn der Genius zwingt allezeit die Geister unter sein Gesetz und reißt alle mit sich, Wollende und nicht Wollende. War es denn aber wohlgethan, den alltäglichen Haushalt der Kirche auf so seltene Gaben zu stellen? Ist es überhaupt richtig, daß diejenige Lebensstimmung, die die Religion erzeugen will, sich am sichersten durch Wort und Rede mittheile? Versetzen uns nicht Melodie und Bild und Baukunst weit unmittelbarer in jene harmonische, das Göttliche ahnende, nach dem Ewigen verlangende Stimmung als das Wort? Sind nicht ganze Stände und ganze Lebensalter über-

haupt unfähig, dem Gang auch der besten Rede bis zu Ende zu folgen? „Wenn ich den Garten meiner Kindheit durchwandere", hören wir einen Schriftsteller unserer Tage klagen, „so finde ich keine einzige Blume, die die Kirche in denselben gepflanzt hätte." Ein so tief religiöser Geist wie Richard Rothe bekennt ganz offen, daß die Predigt den Wenigsten mehr etwas Neues sage, und Laboulaye weiß bei allem Respect vor dem Protestantismus den protestantischen Prediger nicht anders zu charakterisiren als mit den Worten: „Un ministre protestant: voilà un monsieur habillé de noir, qui dit des choses bien honnêtes." Gehen wir aber selbst nach der so redegewandten und redefreudigen Neuen Welt, so gibt uns Parker folgende Schilderung des protestantischen Gottesdienstes: „Wie langweilig ist eine gewöhnliche Versammlung mit einer gewöhnlichen Predigt eines gewöhnlichen Geistlichen! Er fühlt keinen Drang, sie zu halten, die Zuhörerschaft ebenso wenig, ihn zu hören. Er thut also, als wenn er predigte, sie thun, als wenn sie ihn anhörten. Aber er predigt nicht, sie hören nicht. Er ist so leer wie das Polster, auf das er schlägt, sie wie die Kissen, auf denen sie sitzen. Eine Versammlung, die zu nichts und wieder nichts, um niemand zu hören, in eine Kirche gegangen, ist mir ein schrecklicher Anblick."

So hat es sich nicht nur in Deutschland, über dessen besondere Irreligiosität man ganz mit Unrecht klagt, sondern überall als ein Irrthum erwiesen, die kirchliche Erbauung fast ausschließlich auf das Wort zu stellen. Denn daß die Religion der Kunst verwandter sei als der Logik, erfahren wir sonntäglich, wenn die Predigt verstummt und dann im Choral einer der Meister des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts den Mund aufthut, um aus der Fülle seines Herzens zu uns zu reden. So weisen alle Fingerzeige darauf, das musikalische, ästhetische Element in unserm Gottesdienst zu verstärken, und wenn die seitherigen Cultusexperimente alle gescheitert sind, so war davon hauptsächlich die Ursache, daß sie alle zugleich etwas Anderes, die Zustimmung der Gemeinde zu einer ihr fremden dogmatischen Ueberzeugung erzwingen wollten, nicht blos eine Verbesserung der Gottesdienstordnung, die in der That sehr nöthig wäre. Auch der Widerspruch der meisten Geistlichen gegen jede Aenderung beweist nichts, da über den Eindruck solcher Versammlungen nicht der Redende, sondern die Hörenden zuständige Richter sind.

Daß der evangelische Gottesdienst so wenig befriedigt, ist aber in einer Zeit doppelt zu beklagen, in der die Kirche immer mehr auf ihre cultischen Aufgaben beschränkt werden will, während sie doch so schon un-

productiv genug ist und der Bevölkerung weniger als früher leistet. Unterricht, Armenpflege, Krankenpflege werden immer mehr staatliche Aufgaben, und soweit die kirchlichen Kreise auf das praktische Leben überhaupt noch Einfluß üben, ist es fast nur ein politischer, den die staatlichen Parteien gleichzeitig beklagen und ausnützen. Für den Staat hat diese praktische Richtung die üble Folge, daß durch Einmengung religiöser Gesichtspunkte alle Fragen schwieriger werden, als sie sind, wenn die Theologen sie nicht geradezu, was auch vorkommt, böswillig vergiften. Wir selbst aber erfahren jetzt schon, wie sehr diese politisirende Theologie das innere Leben unserer Geistlichkeit geschädigt und verödet hat. Der altgläubige Theologe droht zum blinden Werkzeug der Reaction, der freie zum politischen Kannegießer herabzusinken, und nur allzu viele Geistliche beider Kirchen und Richtungen besorgen ganz andere Dinge als die Heranbildung und Pflege eines frommen und gottesfürchtigen Sinnes, die ihr Amt ihnen auferlegt.

Wer wollte leugnen, daß es vielfach die reinsten kirchlichen Absichten sind, die auch wackere Geistliche in diese Richtung treiben, und wer hätte nicht selbst oft die Versuchung in sich verspürt, durch Verbindung mit politischen Männern die kirchliche Frage in rascheren Fluß zu bringen? Aber so nahe der Irrthum liegt, dennoch ist es sicher, daß weder parlamentarische Siege,

noch das eine oder andere politische System eine Frage entscheiden werden, die aus einer tiefen Umwandlung der Grundlagen unserer Cultur erwachsen ist. Wäre eine Hebung des religiösen Lebens von einer Aenderung der äußern Organisationen und damit von dem guten Willen der staatlichen Parteien abhängig, dann freilich würde die Betheiligung an jenen Bestrebungen geradezu Pflicht sein, möchte sie dem Einzelnen auch nach seiner Eigenthümlichkeit noch so schwer werden. Leider aber sind die Dinge nicht so außerordentlich einfach, wie die Theologie der Tagespresse sie darzustellen liebt.

Denn fragen wir den Gründen unserer kirchlichen Lage nach, so weisen dieselben auf den ganzen Gang unserer Entwickelung seit bereits zwei Jahrhunderten zurück. Der Aufschwung der exacten Wissenschaften, der die Umrisse unserer Weltanschauung so total änderte, fiel gerade in eine Epoche, in der der langjährige Religionskampf die denkenden Geister gegen das religiöse Leben sehr kalt gestimmt hatte und in der, gleichfalls durch langes Kriegselend hervorgerufen, eine Spaltung zwischen dem Leben des Volks und dem der obern Kreise eingetreten war, wie sie die glückliche Alte Welt niemals gekannt hatte. So kamen die Resultate der neuen Wissenschaften zunächst nur den sogenannten Gebildeten zugute, während man die Bevölkerung im

großen fortfahren ließ, in ihren alten Begriffen zu denken und zu rechnen. Von Haus aus gegen die Religion verstimmt, dazu durch die positiven Bekenntnisse, die die exacten Wissenschaften verlangten, ihrer Natur nach nicht populär, hatte die neue Richtung nicht nur kein Bedürfniß, diesen Zwiespalt des Volkslebens auszugleichen, sondern sie that ihr Möglichstes, sich im Gegensatz gegen alle Religion auszubauen und die Kluft zwischen der eigenen Anschauungswelt und der des gemeinen Mannes, namentlich in religiöser Beziehung, möglichst zu erweitern. Allzu sehr hatten sich die Kirchen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts an der Menschheit versündigt, als daß nicht die Träger der Bildung und Humanität in der Kirche das hauptsächliche Hinderniß der menschlichen Entwickelung hätten sehen müssen. Das écrasez l'infâme! war die bewußte und unbewußte Losung der Aufgeklärten des achtzehnten Jahrhunderts.

So ist der geistige Dualismus erwachsen, der die städtische und ländliche Bildung unserer Nation trennt, dem Staate wenig zuträglich, der Kirche aber geradezu verderblich ist. Indessen das Christenthum hat auch andere große Krisen erlebt und doch seinen originalen Charakter festgehalten. Ursprünglich in den Rahmen der jüdischen Messiashoffnung hineingestellt, wußte es die Enttäuschung der ausbleibenden Wiederkunft Christi

zu überwinden und sich für den hellenischen Geist und das römische Reich einzurichten. Zur Religion des römischen Kosmopolitismus umgeformt, germanisirte es sich im Mittelalter und hielt so bereits in der vierten Nationalität seinen originalen Genius fest. Auch mit dem neuen Culturprincip der wieder auferstehenden classischen Welt vermochte es sich im sechzehnten Jahrhundert zu vertragen, indem es sich der Richtung „zu den Quellen" anschloß und das Alterthum auch seinerseits zum Maßstab nahm. Gefährlicher aber war keine andere Wendung der Culturentwickelung als die mit dem achtzehnten Jahrhundert auftretende, in der eine dem Christenthum durchaus selbständig gegenüberstehende Naturwissenschaft der Menschheit einen ganz andern Himmel und eine ganz andere Erde enthüllte, als sie das gesammte kirchliche Alterthum vorausgesetzt hatte. Die humanistischen Reformer des sechzehnten Jahrhunderts hatten die antike Weltanschauung nicht bestritten, sondern bestätigt, die Naturwissenschaft dagegen legte, äußerlich genommen, alle Voraussetzungen der christlichen Weltanschauung danieder. So ist der lebenden Generation die schwierige Aufgabe geworden, sich den religiösen Genius des Christenthums zu erhalten und doch die Begriffe, in der dieser Genius sich ausgesprochen, in die jetzt gangbar gewordenen umzusetzen. Daß die vorhandenen

kirchlichen Richtungen diese Aufgabe zu lösen im Begriffe seien, wird sich freilich kaum behaupten lassen. Wir sehen, wie der scharfe Wind der neuen Weltanschauung immer ungestümer an dem alten Wesen rüttelt. Die am Hergebrachten hängende Richtung will gegen diesen Sturm ankämpfen, der ihr doch unbarmherzig nicht nur die Pfeiler und Zierathen von ihrer Kirche, sondern von der eigenen Person Baret und Talar wegzufegen droht. Eine vermittelnde sucht bald hier, bald dort ein windstilles Plätzchen und hofft vergeblich, mit papierenen Wänden sich gegen die scharfe Zugluft sicherzustellen. Eine liberale theologische Partei bläst mit vollen Backen in der herrschenden Windrichtung mit und ist ernstlich der Ansicht, daß eigentlich sie es sei, die den ganzen Orkan erregt habe. Aber weder die Gegner noch die Apostel der modernen Weltanschauung zeigen jene Kraft des religiösen Genius, der die Herzen dem Christenthum erhielte, auch nachdem die Köpfe sich an andere Begriffe gewöhnt haben. Denn darauf wird man alle Heilkünstler unseres kirchlichen Lebens zu verweisen haben, daß nur die innigste Versenkung in das religiöse Leben selbst der Kirche wird helfen können. Weder juristische Garantien der alten Lehre, noch organisatorische Aenderungen zum Besten der Gebildeten in der Kirche, noch ein eifriger Krieg gegen veraltete Vorstellungen und Ein=

richtungen werden den eigentlichen Sitz des Uebels treffen, denn es fehlt dieser Kirche nicht sowol an einem Bekenntniß oder einer Verfassung, als an wirklichem religiösem Leben.

Nicht die kirchenpolitischen Programme, sondern die religiösen Leistungen werden das Entscheidende sein. Allein eben hier ist der traurige Sitz unseres Unvermögens.

Im Marke verletzt durch die zwiespältige Weltanschauung, ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit ebenso sehr auf der Orthodoxie wie auf dem Rationalismus. Jene vermag es zu keiner rechten Wissenschaft, dieser vermag es zu keiner rechten Kirche zu bringen, und beide stehen hülflos dem Leben gegenüber, weil keiner von beiden Theilen ehrlich an sich selbst zu glauben vermag. Wollten doch unsere Orthodoxen sich darauf legen, die ganze Tiefe der Schriftgedanken in diesem Geschlechte wieder lebendig zu machen, statt in unfruchtbarer Rabulisterei nachzuweisen, daß diese Schrift ein organisches, sich nie widersprechendes, unfehlbares Ganzes sei! Allein wir sehen wol, daß sie der Schrift höhere Prädicate beilegen, und ihre Theorie von der Schrift mit der Hartnäckigkeit berufsmäßiger Advocaten verfechten, aber daß sie sie religiös tiefer erfaßten und wirksamer geltend machten, sehen wir nirgends. Der Sieg wäre sonst schon lange für sie entschieden. Statt

dessen hat diese Orthodoxie sich in dem Bestreben, etwas handgreiflich Falsches zu beweisen, ihren Wahrheitssinn tief corrumpirt, indem sie rabulistisch die Standpunkte wechselt, je nachdem der eine oder der andere ihrem Interesse besser zu dienen scheint, und indem sie alles rechtfertigt, was nun einmal geschrieben steht, wie sie das Gegentheil mit eben solcher Zuversicht rechtfertigen würde, falls das Gegentheil geschrieben stände. Nicht gefördert hat man auf diese Weise den Respect vor der Schrift, sondern ihn tief geschädigt, vor allem aber die Theologie dieser Tage in gründlichen Miscredit gebracht, sodaß die magistri nostri dieser Zeit bald im selben Geruch stehen wie die des sechzehnten Jahrhunderts. Denn daß diese metaphysischen Träume über die immanenten Verhältnisse der Gottheit, daß diese exegetische Kunst, poetische Sagen zur trivialen Geschichte zu stempeln, einen Schriftsteller in den andern zu interpretiren, Bücher des ersten Jahrhunderts auf unsere statt auf ihre Gegenwart zu deuten, daß eine solche Methode ein phantastisches Spiel und keine Wissenschaft ist, ist nachgerade jedem Schüler einleuchtend. Man muß bereits auf Philo und die Stoiker zurückgehen, um die Blütezeit einer Methode zu entdecken, die um fast zwei Jahrtausende hinter der Zeit zurück ist; ja man darf wohl sagen, daß die sogenannte gläubige Deutung

der Propheten und der Apokalypse sich zur wissenschaftlichen Auslegung dieser Bücher verhält wie die Kunst des Haruspex zu der des modernen Anatomen. Leider befindet sich zur Zeit die angebliche Vermittelungstheologie ganz auf denselben Fährten. Ihre Theologen wollen dasselbe, nur appelliren sie mehr an die Rührung der Menschen, wo die Orthodoxie trotzig pochte. Allein solche Weichherzigkeit hat ihre Grenze, und in den jüngsten Tagen sind gerade unsere Vermittelungstheologen am eifrigsten gewesen, dem Geist dieses Jahrhunderts gegenüber sich auf die Bekenntnisse des siebzehnten zu berufen. Ein sicherer Beweis, wie man sich zur Ueberwindung dieses Geistes von innen heraus nicht mehr bei Kräften fühlt. Keine andere Maßregel aber hat mehr erbittert und dem Haß gegen das kirchliche Alterthum größeren Vorschub gethan. Wir nehmen es mit den Abweichungen vom Geiste unserer Bekenntnisse, d. h. vom Geist der apostolischen und Reformationszeit, wahrlich nicht leicht. Den correcten Ausdruck religiösen Empfindens suchen wir nicht bei einem religiös indifferenten Geschlechte, sondern da, wo der religiöse Geist mächtig, schöpferisch oder reformirend in der Geschichte auftrat. Wen die Empfindungsweise des Evangeliums oder der Geist Luther's kalt läßt, der wird so wenig Ursache haben, sich dessen zu rühmen, als wer bei den Meisterwerken

der Antike, bei den Gebilden Rafael's oder den Tönen Mozart's kalt bliebe. Es würde vielmehr nur einen Mangel unserer geistigen Organisation bedeuten, wenn wir unsere religiöse Empfindungsweise und unsere sittlichen Grundanschauungen im Widerspruche fänden mit den classischen Denkmalen unserer Kirche. Aber ein Anderes sind der religiöse Geist und die sittlichen Grundanschauungen, ein Anderes die Einkleidung in Vorstellungen und Lehrsätze. Will man durchaus Antipathie gegen Bibel, Symbole und Bekenntnisse großziehen, so muß man sie nur als juristische Gesetze der kirchlichen Vorstellungs- und Lehrweise behandeln, man wird dann die classischen Denkmale der Religion den Leuten noch viel schlimmer entleiden, als der ästhetische Classicismus der Werthschätzung der Antike Abbruch gethan hat.

Dem Druck dieser für einen denkenden Menschen unerfüllbaren Ansprüche gegenüber hat die kirchlich freisinnige Richtung ihren Rückhalt in den Gemeinden gesucht, denen in ihren gebildeten Theilen die Forderung einer bekenntnißmäßigen Lehrweise durchaus unverständlich ist. So lag es ihr nahe, die Entscheidung der kirchlichen Dinge den Gemeinden selbst in den Schos zu legen, und es ist sicher, daß aus unserm Theologenzank und unsern Bekenntnißwirren ein anderer Ausweg gar nicht zu finden ist. Allein es sollte von

vornherein nicht übersehen werden, daß man wichtige Interessen doch nur denen anvertrauen darf, die sich thatsächlich als Interessenten ausweisen, sonst werden auch in einer Gemeindekirche die grellsten Misstände nicht ausbleiben. Auch verspreche man nicht zu viel und meine nicht, die auf viel tiefer liegenden Gründen ruhende Abwendung von den religiösen Fragen dadurch heben zu können, daß man den Gemeinden größere Rechte gibt. Ein Gegenmittel gegen die Theologenherrschaft ist die Gemeindekirche gewiß — daß aber das religiöse Leben an solchen Aeußerlichkeiten hänge, möge niemand wähnen. Was hat denn der ganze Verfassungslärm des funfzehnten Jahrhunderts, was die Wiederherstellung des Synodalapparats durch die konstanzer Beschlüsse der Kirche genützt? Selbst wenn auf dem Wege der Gemeindekirche die Herrschaft einer vernünftigen und wissenschaftlichen Theologie durchgesetzt würde, dem religiösen Leben wäre damit noch immer nicht geholfen. Religion ist Abhängigkeitsgefühl, nicht vernünftige Ansichten über die Bibel. Eine Religion, die aus vernünftigen Ansichten bestände, wäre eine Musik von richtigen Paragraphen über den Contrapunkt. Insofern die moderne freisinnige Predigt darum in erster Reihe darauf abhebt, die Gebildeten zu interessiren, scheint sie uns auf falscher Fährte zu sein. Mag die Schule ihre Arbeit

thun und die Resultate derselben nach Kräften popularisiren und auf das allgemeinste Interesse an den Phänomenen des religiösen Lebens hinwirken, das ist ihr Amt, die Kanzel aber ist nicht dafür da. Die bekümmerten Herzen, die ermüdeten Seelen wollen keine Theorie über die Religion und keine Geschichte noch Kritik der Religion, sondern sie wollen religiösen Trost und innere Hülfe.

Für die Versöhnung der Bildung mit dem Christenthum sehe ich darum noch immer keinen andern Weg als die Heranbildung wissenschaftlich geschulter und religiös begeisterter Theologen, während ich mir von der Erweckung eines neugierigen Interesses bei einem mehr liberalen als religiösen Publikum gar nichts verspreche. Den, der nicht religiöses Interesse genug besitzt, um sich in der Kirche zu erbauen, und nicht intellectuelles Interesse genug, um aus Büchern zu lernen, den lasse man lieber, wo er ist, und am wenigsten verderbe man den religiösen Herzen ihren Gottesdienst, indem man Materien einmengt, die nur auf die Gebildeten und Freisinnigen berechnet sind, mit dem Heile der einzelnen Seele aber lediglich nichts zu thun haben. Für Fortschritt und Freiheit ist ja sonstwo gesorgt, warte also jeder seines Amtes! Man hat es je und je versucht, die Kirche zur Aufklärungsanstalt umzuformen, oder sie liberalen politischen Ten-

denzen dienstbar zu machen, allein die Gnostiker und Ikonoklasten, die Arnold von Brescia und Cola Rienzi, die Karlstadt und Münzer sind alle in gleicher Weise an dem innern Widerspruch zu Grunde gegangen, daß sie die religiöse Bewegung ausnützen wollten für Zwecke, die dem religiösen Leben durchaus fremd sind. Aufklärung, Freiheit, Bildung sind der Menschheit sicher zu wünschen. Allein die Kirche ist wie jedes Ding der Welt zu etwas Bestimmtem da und nicht zu allen möglichen wünschbaren Zwecken. Sie ist nicht ein Institut der Aufklärung oder Bildung, sondern eine Gemeinschaft des Glaubens und der Erbauung; sie läßt sich darum auch nur durch ein innigeres religiöses Leben verbessern, nicht durch Erweiterung ihrer Aufgaben oder ihrer Verfassungsgemeinde. Den Sinn für Musik und Poesie wird nur der beleben, der schön componirt und ergreifend dichtet, und ist das einer Zeit versagt, so bleibt ihr nichts übrig, als die alten Meisterwerke nach ihren Kräften zu reproduciren, vom Zeitbewußtsein Ueberwundenes mit Einsicht und Pietät zu beseitigen, und dieselben so der Gegenwart näher zu rücken. Organisationen, Vereine, Wanderversammlungen, Reclamen dagegen werden an der philosophischen, poetischen, künstlerischen Erschöpfung unserer Zeit nichts bessern — und an der religiösen auch nichts.

Aber, wie soll, wird man fragen, dem Aergerniß des beschränkten Pastorenregiments, das auf der Kirche lastet, abgeholfen werden, wenn nicht durch Agitationen bei Reichstagen und Kreistagen, bei Bürger- und Bauernstand?

Meine Meinung ist, daß, solange nicht die wirklich kirchlich betheiligte Gemeinde sich in jedem einzelnen Fall ihrer Pflichten erinnert, allgemeine Resolutionen nichts helfen werden, ganz davon zu geschweigen, daß die billigeren und einsichtigeren Geistlichen längst den Forderungen einer liberalen Praxis beigetreten sein dürften, wenn man ihnen nicht zumuthete, im Bunde mit gesammt Philistäa das Heiligthum zu erobern. Der Umschwung zu unsern Gunsten wird sich aber überhaupt nur dann vollziehen, wenn wir kirchlich mehr leisten als unsere Gegner, und sind auch jene zum Theil durch politische Constellationen obenauf gekommen, so wollen doch wir nicht den gleichen Weg betreten. Trachten wir dahin, den Pflichten des Amtes besser als andere zu genügen, zu beweisen, daß auch in dieser Kirche des neunzehnten Jahrhunderts noch etwas von dem Geiste des alten arbeitsamen Protestantismus übrig ist, und suchen wir nach Kräften das, was sich durch die Jahrhunderte erprobt hat, auf die heranwachsende Generation fortzuleiten.

Wer wollte auch daran zweifeln, daß schließlich

die Zeit der Kirche wieder kommen wird? Noch hat das Christenthum seine Arbeit an den Gemüthern nicht vollbracht, daß man sagen könnte, es gehört der Geschichte an und hat seinen Lauf vollendet. Noch gibt es keine höheren Ideale des Lebens als die, die Jesus von Nazareth verkündete, und noch gibt es keine reineren Formen der Anschauung unseres Zusammenhangs mit dem Göttlichen als die des Evangeliums. Solange das Menschenherz das Menschenherz bleibt, wird ihm der Faden mit Gott nie ganz verloren gehen und damit auch der Kirche ein Feld ihrer Thätigkeit sicher sein. Solange um Wiege und Bahre die Frage geht, woher und wohin, solange Freude und Schmerz, solange Bündniß fürs Leben und Abschied vom Leben nach oben weisen, solange ein Herz von der Hitze des Lebens sich zu stärken begehrt in der kühlenden Tiefe des einen göttlichen Grundes, so lange hat auch die Kirche hienieden ihr Amt, und wenn sie es recht verwaltet, wird es ihr niemand verachten.

Heidelberg, im September 1872.

Hausrath.

Vorwort
zur zweiten Auflage.

Neue Auflagen mahnen uns, gleich dem Aufwachsen unserer Kinder, daran, wie schnell man lebt und wie rasch die irdischen Dinge sich wandeln. Die Gefahren, von denen die Vorrede vor zehn Jahren sprach, haben heute ganz andern Platz gemacht. Tröstlich ist daran immer, zu sehen, daß die Dinge ihre Heilmittel in sich selbst tragen und Uebertreibungen nicht im Stande sind, eine gesunde Entwickelung des kirchlichen und religiösen Lebens dauernd zu hindern.

Die achtzehn Reden der frühern Auflage sind um drei neue vermehrt worden. Auch schien es zweckmäßig, die Predigttexte selbst mit einzurücken.

Heidelberg, im September 1881.

Der Verfasser.

Inhalt.

III. Paraklet.

I.

Gott.

1.

Daß die Religion zur Vollständigkeit unserer Weltanschauung gehöre.

Joh. 3, 1–12.

Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nikodemus, ein Oberster unter den Juden. Der kam zu Jesu bei der Nacht, und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen thun, die du thust, es sei denn Gott mit ihm. Jesus antwortete und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nikodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden? Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Laß dich's nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müsset von neuem geboren werden. Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist. Nikodemus antwortete und sprach zu ihm: Wie mag solches

zugehen? Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Bist du ein Meister in Israel, und weißt das nicht? Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben; und ihr nehmet unser Zeugniß nicht an. Glaubet ihr nicht, wenn ich euch von irdischen Dingen sage; wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde?

Viel haben die Menschen schon nachgedacht über das Wesen Gottes, und das Fest der Dreieinigkeit ist gleichsam der Gedächtnißtag der darauf bezüglichen Lehrfestsetzungen, die fast ein halbes Jahrtausend den menschlichen Geist in Anspruch nahmen. — Wie die Alten sich losrangen vom Wahne der Vielgötterei, wie in der Söhne Bewußtsein die Würde Jesu sich spiegelte, wie die Enkel dachten über den Ursprung des Geistes, der die Menschheit wiedergeboren hat, das alles spricht in einem Worte die Lehre von der Dreieinigkeit aus, und wir werden nicht leichten Fußes hinwegschreiten über eine Lösung, die einem tiefsinnigen und frommen Geschlecht genügte, einer Zeit genügte, in der alle besten Geister über die Geheimnisse der Gottheit nachsannen, selbst dann nicht, wenn uns diese Lösung dunkel erscheinen sollte. Denn unser Geschlecht und unser Verständniß ist nicht das einzige Maß der Dinge, und es ist vieles für eine Generation eine befriedigende Antwort, was einer andern wie ein neues Räthsel klingt. Die Gewißheit des Göttlichen, das Fühlen und Verstehen des Heiligen kommt und geht, Fragen werden zu Antworten, Antworten zu Fragen, und

schließlich gilt von dem ebbenden und flutenden religiösen Leben selbst, was unser Text besagt: „Du weißt nicht, von wannen es kommt und wohin es fährt!“ Jetzt fühlen die Völker sich unmittelbar umfangen von den himmlischen Mächten. Sie suchen sie nicht in weiter unendlicher Ferne: im Waldesdunkel und auf Bergeshöhe, in der Quelle und im See, im Windeswehen und Vögelflug und der Blätter Rauschen spricht die Gottheit sie an und gibt ihnen Antwort. Im Diesseits greifen sie das Jenseits, Wunder geschehen auf Wunder und im Mysterium haben sie die Gottheit greifbar für Hand und Mund und beugen sich vor ihrer heiligen Nähe. Und dann wieder, welche Entfremdung! Gottverlassen dünkt sie die Welt, eng und leer die Heimat. Im fernen Osten suchen sie das Heilige, oder nach Westen, dünkt sie, steuere die Geschichte. Ja auch hier heißt es: „Der Wind bläst, wo er will!“ Du ziehest deinen Odem an dich und wir verschmachten! Es ist dann wie ein Aufschauern des Geistes, der gewahr wird, er sei allein in der Oede und die Hand, die Israel leitete, habe ihn losgelassen.

Wozu aber wollen wir von der Menschheit im ganzen reden, da unser Text von einem einzelnen Menschen spricht? Verhält es sich doch mit unserem eigenen Leben ganz auf die gleiche Weise. Es gibt Zeiten, in denen der Sinn und die Bedeutung des Lebens uns so selbstverständlich erscheint, in denen die Wege Gottes so hell und deutlich vor uns liegen, daß wir nicht zweifeln, uns und ihn und seine Absichten mit uns zu verstehen. Es

gibt andere Zeiten, in denen uns dieses ganze Leben so schal und nichtig, diese Welt so widerspruchsvoll und zwecklos erscheint, daß wir allem, was sich zuträgt oder gethan wird, was wir mit Leichtigkeit üben oder im Schweiße des Angesichts leisten, nur die Frage entgegenstellen: Wozu dies alles? Kein Erfolg und kein Mislingen bringt diese Frage zum Schweigen. Sie kommt dem Knecht, der sich sehnt nach dem Schatten, und dem Tagelöhner, der wünscht, daß seine Arbeit aus sei — aber ihnen nicht allein, ihnen nicht am häufigsten. Nikodemus war ein Mensch unter den Pharisäern, ein Oberster unter den Juden, geehrt in der Stadt und im Rath, aber in der Nacht, wenn die schmeichelnden Reden der Untergebenen, wenn der Lärm des Tages mit seiner Zerstreuung verstummt ist, treibt's ihn hinaus, ob ihm einer Antwort gäbe auf die Frage, was denn diese Welt nun wolle? Und welche Antwort erhält in unserem Texte der nächtliche Frager? Keine, die sich auf die Räthsel des Daseins, keine, die sich auf das Geheimniß der Schöpfung, keine, die sich auf das Wesen Gottes, sondern eine, die sich auf ihn bezieht. Werde du anders, dann wirst du den Sinn des Lebens verstehen. Bete um deine Wiedergeburt, dann wirst du das Reich Gottes schauen. Kein Meister in Israel, kein Lehrer von Gott gesandt, kann dir Licht geben, solange du blind, Antwort, solange du taub bist. Es gibt keine Lösung der Räthsel für den unwiedergeborenen Menschen. Der wiedergeborene Mensch aber ist nach der Schrift der Gläubige oder wie die

Schrift ihn näher beschreibt: der, dessen Glaube in der Liebe thätig ist. Die Antwort Jesu auf die Frage des Nikodemus war also die:

Nur Glaube und Liebe lösen die Räthsel unsers irdischen Daseins.

I.

Geheimnißvoll und unbegreiflich ziehen alle Erscheinungen der Welt an uns vorüber. Von allen können wir mit unserem Texte sagen: „Der Wind weht, wo er will, und du hörest sein Brausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.“ Selbst die Fragen, die die sinnliche Schöpfung uns vorlegt, sind in ihrem letzten Grunde nur durch den Glauben zu beantworten. Wol rühmen sich auch die Männer der Wissenschaft, die Geheimnisse des Weltalls erforscht zu haben, und wir verkünden mit Stolz, was unsere Meister gefunden. In schwindelnde Fernen ist ihr Blick hinausgedrungen, hat die Bahnen der Sterne berechnet und den Weg gezeichnet, den zwischen diesen unser Stern beschreibt. Sie haben die Sterne selbst befragt nach ihrem Stoff, haben die leuchtenden uns gezeigt und die erleuchteten, die glühenden und die erloschenen, haben uns hinter dem Weltall, das unser Auge umspannt, neue Welten verrathen; aber in je weitere Fernen unser Auge hinausstrebte, um so unsicherer erschien uns der Boden unter den eigenen Füßen. Wie verloren stehen wir da auf der kleinen Klippe im Weltraum und schauen hinaus in das

Meer des All und blicken hinein in die Bewegung der kreisenden Sterne, die nur stäubende Funken sind, erloschene Schlacken oder erlöschende, die dereinst ihren letzten Strahl versenden werden in die ewige Nacht. — Vieles, Erstaunliches können dir so die Meister der Wissenschaft erzählen, aber auf die letzte, die quälende Frage, was das Ganze soll, wozu dieses kreisende Funkenmeer, wozu die Milchstraßen von Sternen, wenn auf einem Stern schon so viel Widersprüche, so viel Schmerz, so viel Zwiespalt zusammengetragen ist, darauf gibt dir kein Meister in Israel Antwort.

Oder wolltest du dich auf diese Erde beschränken mit deinen zweifelnden Fragen? Aufschlüsse genug haben die Weisen auch hier dir zu bieten. Sie steigen mit dir hinab in das Innere des Erdballs und zeigen dir die gärenden und glühenden und brausenden Massen. Sie stellen dich vor die Felswand und erzählen dir von vergangenen Schöpfungen und ihren Geschöpfen, und nach diesen versunkenen Generationen zeigen sie dir auch heute noch einen Reichthum des Lebens, von dem du keine Ahnung hattest, vom Leben, das begraben ist im Ocean, bis zum Tropfen, der eine Welt voll Erschaffenem in sich schließt. Aber je genauer du das Einzelne betrachtest, um so räthselhafter wird dir das Ganze. Wozu die Generationen, wenn sie untergehen? Wozu die Creatur, die in ewigem Kampfe sich selbst verschlingt? Wozu die Knospen, wenn sie nicht Blüten werden? Wozu die tausend Organismen, die im Keime vergiftet sind? Wozu

ein Blühen, wenn alles welk wird, ein Leben, in dem sich doch nur der Tod verbirgt?

Auf alle diese Fragen kann dir nur die fromme Stimme des eigenen Herzens Antwort geben und nicht der Scharfsinn der Wissenschaft. Nicht umsonst sagt der Herr in unserem Texte: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen." Es gehört von unserer Seite eine Voraussetzung dazu, die nur das erleuchtete, gläubige, fromme Gemüth mitbringt, und ohne welche die Ordnungen der Welt, die wahrhaft göttlichen Gesetze, ohne die das Reich Gottes mit einem Wort nicht geschaut werden kann. Diese Voraussetzung ist der Glaube an Gott. Nur wer mit dem Glauben an den allwaltenden Gott, wer mit der Liebe zum himmlischen Vater, wer mit dem Auge Jesu hineinschaut in diese räthselvolle Welt, der sieht, wie hinter dem irdischen Sein sich ewiges Leben, wie in dem Vergänglichen ein Unvergängliches sich gestaltet. Nur wo dieser Glaube die Segel schwellt, folgen wir dem Strome des Lebens bis dahin,

wo am Strande seiner Wogen ich lande,

bis zu dem einen Borne göttlichen Schaffens, aus dem uns Ruhe und Frieden entgegenweht und aller Widerspruch aufgehoben ist in höherer Einheit. Dort wird uns das Auge aufgethan, daß wir sehen, wie kein Wesen im Reiche der Erscheinung auftritt, außer die Stätte ist ihm schon lange und sorglich vorbereitet; wie kein Geschaffenes fortgetragen wird in den Fluten des Lebens,

außer es erfüllt darin auch irgendwie seine eigene Bestimmung und dient, wenn auch unbewußt, höheren Zwecken. So schauen wir in dem Ganzen eine göttliche Harmonie, der jedes Einzelne sich dienend hingibt, und ahnen die Grenzen, wo ein Geschöpf nicht mehr um seinetwillen, sondern um eines Höheren willen Dasein und Leben hat. So versöhnt sich dem frommen Herzen der scheinbare Zwiespalt und Widerspruch, an dem der Zweifel kleben bleibt. Ihm tönen die kreisenden Gestirne himmlische Harmonien ins Herz und jeder Halm der Wiese und jeder Wurm im Staube offenbart ihm, was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört hat, die Offenbarung einer hohen, himmlischen, sich ganz hingebenden, alles umfassenden, alles beseligenden göttlichen Liebe.

II.

Wollte nun aber einer gegen diese fromme Auffassung der Welt einwenden, daß sie nur die Täuschung eines gläubigen, liebenden Gemüthes sei, eine unbewiesene Voraussetzung, mit der gute Herzen sich trösten, von der aber im Buche der Natur selbst nichts geschrieben stehe, so hätten wir dem zunächst nur einzuwenden, daß uns diese Voraussetzung wenigstens den Frieden bietet, den die Welt nicht kennt, daß sie wenigstens eine Antwort gibt, wo die Meister in Israel verstummen. Allein es gibt ein anderes Gebiet, auf dem das Reich Gottes ja im engern Sinne verwirklicht werden soll, und dort dürfte es schwerer sein zu behaupten, daß auch ohne Frömmig-

keit, ohne Glauben und Liebe die Räthsel des Daseins sich lösen ließen. Es ist dieses Gebiet das menschliche Leben.

Wollten wir an die Beurtheilung des Lebens draußen herangehen ohne die fromme Voraussetzung unsers Glaubens, daß es einem höheren Ziele zustrebe, ohne die liebevolle Unterstellung des Christenthums, daß himmlische Kräfte in demselben thätig seien, als was würde da das Leben selbst uns erscheinen? Als ein Kampf des Eigennutzes und der Selbstsucht, als ein nichtig elendes Spiel sich entzweiender Kräfte und Leidenschaften, bei dem die List oder Gewalt endlich als Sieger hervorgehen, nur um wieder einer größeren List und stärkeren Gewalt zu erliegen. O ihr klugen Meister in Israel, das wäre fürwahr eine Weltordnung einer höheren Weisheit würdig! Seht ihr nicht mit den Augen des Glaubens das werdende Gottesreich als das endliche Ziel dieses Laufens und Jagens, dieses Arbeitens und Kämpfens, dann ist das Leben nicht des Aufhebens werth, dann iß und trink, denn morgen bist du todt! An solcher Weltanschauung müßte zum Schrecken klar werden, wie arm die Weisheit der Weisesten und die List der Listigsten ist. Wie aber diese Betrachtung des Lebens im Ganzen eine handgreiflich verkehrte wäre, so würde sie auch den Einzelnen im Verkehr mit den Andern auf Schritt und Tritt irreleiten. Denn wer könnte den Sinn des Menschenlebens und Menschenschicksals auch nur von fern verstehen als ein Herz, das an die Menschen glaubt und das die Men-

schen liebt, das gelernt hat, sich hineinzuversenken in das fremde Leben und Empfinden, das auch das Andersartige und Widerstrebende nachzuempfinden vermag? In diesem Verkehr mit den Andern gibt es gar kein Wissen außer einzig durch Liebe und in der Liebe. Denn was im Innersten und Eigensten ein anderes Herz meint und will, das kann nur Liebe empfinden, verstehen und wissen. Ja es ist gar kein Verhalten und Thun denkbar, das von einem kalten und berechneten Sinne nicht als aus Selbstsucht entsprungen erklärt, ausgelegt und angesehen werden könnte. Darum eben ist die argwöhnische Weisheit dieser Welt ein so verderblicher Irrthum, weil sie stets als listigen Plan, als kluge Berechnung auffaßt, was doch nur die kindliche Nothwendigkeit eines liebenden Herzens war; darum ist sie bei allem ihrem Hochmuth nur enge Thorheit, weil sie sich mit ihrem Argwohn das Leichteste schwer macht, das Einfachste verwirrt, und schmachvoll scheitert, wo Liebe und Glaube hindurchsteuern mit sicherm Paß. Denn der Glaube, daß Gott seinen Engeln befohlen hat über dir, auf daß sie dich behüten, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest, leitet sicherer durchs Leben als aller Argwohn und alle Vorsicht, und die Liebe, die handelt, ohne zu berechnen, was sie gewinnt oder verliert, sie wird gerade, weil sie nichts für sich sucht, das Höchste erreichen. Das ist der Grund, warum die Liebe Gottes höher ist als alle Vernunft, warum die Kinder Gottes sehen, wo die Weisen blind sind, warum den Einfältigen offenbar ist, was den Weisen

und Verständigen ewig verborgen bleibt! Das ist der Verstand der Kinder Gottes, der die Klugen überwindet und von dem die Kinder der Welt nichts wissen und verstehen; das ist das Geheimniß der Liebe, in dem alle Weisheit beschlossen ist!

Darum war, von allem andern abgesehen, das Christenthum das rechte Licht, das hineinfiel in das Dunkel des Erdenlebens und erleuchtete die, die zuvor saßen in Trübsal und Finsterniß! Nicht daß die Jünger Jesu die Weisheit der Meister in Israel überstrahlt hätten mit einer glänzenderen Weisheit, nicht daß sie klüglich erwogen hätten, was ihre Sache voranbrächte, was ihnen selbst frommte und hülfe! Ach nein, Geliebte, sie hatten nur von Jesu gelernt, ihre Feinde zu lieben, wohlzuthun denen, die sie haßten, zu bitten für die, die sie verfolgten. Sie wußten nicht ganz besondere Mittel der Ueberzeugung, sie hatten keine blendenden Schlagworte noch besondere Künste, die Herzen zu gewinnen, aber wo sie einen bekehren wollten, fingen sie damit an, ihn zu lieben, und waren gewiß, daß damit das Beste gethan sei. Darum, weil sie mehr Liebe besaßen als die Welt, weil sie durchdrungen waren von dem Geiste der unendlichen Liebe Jesu, darum waren sie auch weiser als die Welt und gründeten eine Kirche, die stärker ist als die Welt, und die auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen.

III.

Haben wir uns so von der tiefen Wahrheit unseres Texteswortes überzeugt, daß nur der Wiedergeborene das Reich Gottes zu sehen, nur der Wiedergeborene es zu schaffen vermag, so ist uns damit gewiß auch ein Drittes klar geworden, daß es unsere Pflicht sei, diese Gemüthsverfassung, soviel das an uns liegt, in uns herzustellen, weil sie die einzige ist, in der wir Frieden finden für unsere Seele. Sie allein zeigt uns dieses räthselhafte Weltall als Vaterhaus Gottes und macht uns seine öde Fremde zur vertrauten Heimat; sie allein bringt uns die Gewißheit, daß unser menschliches Dasein nicht nur ein augenblicklich erregtes und in sich selbst wieder zurückfließendes Naturleben sei, sondern daß es einen ewigen Inhalt und eine Bedeutung habe im Reiche Gottes. Und die, die diese Antwort gefunden, denen so des Lebens Deutung klar geworden, sie sind nicht nur an sich beneidenswerth, sondern *sie werden auch beneidet, mehr als sie selbst es wissen.* Es möchten viele sein wie sie und ihr unruhiges zerspaltenes Leben voll Leidenschaft und Aufregung vertauschen mit dem Frieden der Kinder Gottes, aber sie seufzen mit dem Pharisäer unseres Textes: „Wie mag solches zugehen?" Wir sehen viele sich quälen und sich sehnen mit Nikodemus, und wenn die Nacht sich herniedersenkt und den Tag mit seinem Lärm begräbt und seinen Zerstreuungen, dann strecken sie wie Nikodemus ihre Hände aus nach Jesu, um

schließlich freilich so trostlos wie er zu rufen: „Ich kann nicht in meiner Mutter Leib zurückkehren! Wie kann der Mensch geboren werden, wenn er alt ist“ — verhärtet in seinen Gewohnheiten, verbittert in seinem Herzen, argwöhnisch in seinem Geist, enttäuscht in seinen Hoffnungen, kleinmüthig in seinen Entschlüssen? Wie sollte er sich da noch bekehren zu Glaube und Liebe? Kann er auch wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden? Ach, wie wünschten wir es doch! Wie anders wollten wir dann unser Leben einrichten, wollten die gerade Straße wandeln statt der Irrwege der Sünde, wollten festhalten das kindliche Vertrauen zu Welt und Menschen, festhalten den Glockenton einer himmlischen Welt, der nachhallte im jugendlichen Herzen, und der nun lange ausgetönt hat, verschlungen vom schrillen Misklang des Lebens. Statt uns Feinde zu schaffen, wollten wir die Freunde nicht loslassen, die wir hatten; statt der Trugbilder, denen wir nachjagten, wollten wir zusammenhalten die Kraft, das verzettelte Leben noch einmal sammeln und das Pfund da anlegen, wo es Zinsen trägt. Aber wir können nicht zurück in den mütterlichen Schos, es kann der Mensch nicht von neuem geboren werden, wenn er alt ist.

Aber setzen wir nur auch gleich hinzu: wenn er's könnte, was würde es ihm helfen? Was vom Fleisch geboren wird, ist Fleisch, sagt unser Text, und wenn du auch aufs neue geboren würdest, du würdest schließlich doch wieder da ankommen, wo du jetzt stehst. Jene erste Tugend, die unversuchte, jene natürliche Freundlichkeit, der

sinnliche Reflex deines ungetrübten Wohlergehens hatte nicht den Werth vor Gott, den du ihm beilegst. Was vom Fleische kam, war Fleisch und ist deshalb auch den Weg alles Fleisches gegangen. Die herzliche Buße der Johannestaufe, der schmerzliche eigene Entschluß, die Qual der Wiedergeburt würde dir auch dann nicht erspart bleiben. Die erste Geburt setzt dich stets als den Feind deiner Umgebung, alles ist dir auf dich bezogen und deine einzige Aufgabe ist die, daß du werdest und dich vollendest. So hat die Natur es mit dem Einzelnen gemeint, bis der Geist ihm Zeugniß gibt, daß der Einzelne nur sei für das Ganze. Bis zu dieser Erkenntniß wird unser natürlicher Mensch immer sich für den Mittelpunkt der Welt ansehen und alles daran messen, ob es uns nützlich oder schädlich sei. Solange der Mensch aber sein Glück so schaffen will, daß er alles auf sich bezieht, ist er elend. Glücklich wird er erst, wenn er sich vergißt, sich auf das Ganze bezieht, sein Ich darangibt zu großem Zweck. Dann empfindet er die Harmonie des Ganzen, von der er selig getragen wird, während das Geräusch der Welt ihm ein Misklang war, solange er sich zum festen Punkte machte, um den alles Andere kreisen soll. Die nichts im Auge haben als ihr Glück, sind stets unglücklich, selig aber sind die, die sich vergessen haben und aufgegangen sind im Willen Gottes. Das ist das „stirb und werde" unserer Religion, das ist die Taufe in den Tod, die Wiedergeburt, in der dem Menschen die Augen hell werden, das Reich Gottes zu schauen, die Sinne

scharf, die Räthsel des Daseins zu lösen. War die Losung des ersten Lebens: sorge für dich, daß du glücklich seist, so heißt die Losung des neuen Lebens: gib dich daran und du wirst glücklich sein.

Das also, meine Freunde, ist der Weisheit letzter Schluß. Es gibt keine andere Antwort auf die Fragen des Zweifels als die Antwort der That. Bete und arbeite! Säe, pflanze, baue, und wenn du das kleinste Fleckchen Erde der Herrschaft des bösen Geistes abgewinnst, wird dir die Aufgabe und der Zweck der Welt klarer sein, als wenn du mit den Meistern in Israel darüber nachgrübelst, von wannen der Geist kommt und wohin er fährt. Wenn du eines Kindes kleines Herz, eines Kindes ungetrübtes Gemüth vor den Schlingen der Welt und des Teufels zu sichern suchst, wirst du besser wissen, warum du lebst, als wenn du die Zeit im Großen beklagst und dir einbildest, den Pulsschlag der Geschichte zu belauschen. Bebaue die Scholle, die dir anvertraut ist, so wird dir die Gewißheit schon kommen, daß trotz alles Unkrauts die Welt schließlich dennoch ein Garten Gottes sein wird. Mache dein Haus nur erst zu einem Reiche Gottes, dann wirst du auch mit Freudigkeit beten können: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.

2.

Sehnsucht nach Gott.

Ps. 42.

Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott? Wenn ich dann deß inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst; denn ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zu dem Hause Gottes, mit Frohlocken und Danken, unter den Haufen, die da feiren. Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht. Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir; darum gedenke ich an dich im Lande am Jordan und Hermon, auf dem kleinen Berge. Deine Fluten rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich. Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte, und des Nachts singe ich ihm, und bete zum Gott meines Lebens. Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du meiner vergessen? Warum muß ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich dränget? Es ist als ein Mord in meinen Beinen, daß mich

meine Feinde schmähen, wenn sie täglich zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott? Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.

Ich bin immer gern über dem Psalmbuch gesessen, und habe mir meine Gedanken gemacht, wer wol diese einzelnen Sänger gewesen sind, die uns wie kein anderer Dichter in ihren wenigen Versen so ihr ganzes Herz darbieten. Eine Welt voll Leiden und Freuden ist in diesem kleinen Büchlein niedergelegt — hier vernehmen wir den Jubel einer dankerfüllten Seele, der die Welt in den goldensten Lichtern erstrahlt, dort den herzbrechenden Jammer eines zerrissenen Gemüths, dem das Leben kaum eine Hoffnung übriggelassen hat. Da drängt sich doch wol die Frage auf, wer waret ihr Guten, die ihr diese Welt von Lust und Schmerz im Busen getragen? Welches Glück ward euch zutheil, welcher Jammer hat euch betroffen, der noch hindurchklingt und nachzittert in der einfachen Weise eurer Lieder? Welch bitteres Leid hat euch Jehovah verhängt? Haben Weib und Kind und Freund euch verrathen, hat Krankheit euch heimgesucht oder Noth und Armuth? Oder welchen Segen hat er euch kosten lassen? Hat er euch beglückt im Kreis der Familie, Söhne und Töchter aufwachsen lassen wie Schößlinge der Terebinthe, euch Ehre und Ruhm ernten lassen in der Versammlung der Stämme? Bei den meisten der vergessenen Sänger würden wir diese Frage vergeblich stellen, nicht

so bei dem Dichter des 42. Psalms, der den Grund seines Herzeleids deutlich bezeichnet. Ihn quält das Heimweh nach Zion und die Sehnsucht, den Tempel Jehovah's zu schauen, denn er war einstens Priester, der an der Spitze der festfeiernden Menge einherzog unter Frohlocken und Danken. Jetzt aber haben die Syrer ihn weggeschleppt aus der Davidstadt hinauf ins obere Jordanthal. Dort an den Quellen des heiligen Stroms, dort unter den Schneegipfeln des Hermon, von dort, aus dem frischen und herrlichen Alpenland, sehnt er sich weg nach den kahlen und öden Kalkfelsen Judäas, denn er verlangt nach seinem Volk und nach der Wohnung seines Gottes. All die Herrlichkeit der Alpenhöhen und der rauschenden Quellen um ihn her treibt sein Heimweh nicht aus. „Mein Gott", ruft er, „betrübt ist meine Seele in mir, darum gedenke ich an dich im Lande am Jordan und am Vorberg des Hermon. Flut ruft der Flut beim Tosen deiner Wasserfälle. All deine Wogen und Wellen gehen über mich!" Das war der Ursprung jener Sehnsucht, die den Dichter rufen ließ: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, nach dir."

Warum uns doch wol gerade dieses Lied vor allen andern herrlich erscheint, warum es so vieler bekümmerter Herzen Lieblingspsalm geworden ist? — das ist, weil etwas Tieferes sich birgt hinter diesem Heimweh nach Zion: die Sehnsucht nämlich nach Gott. Das hat auch Luther herausgefunden, wenn er unrichtig zwar, aber doch

wahr übersetzte: Wann werde ich dahin kommen, daß ich dein Angesicht schaue?*) Darum ist der 42. Psalm der ewige Ausdruck, das wahre Hohelied aller Religion geworden, denn die Religion des Menschen ist ja nichts anderes als seine Sehnsucht, mit Gott geeint zu werden. Darum ist wol auch das gewiß: keine andere Empfindung unseres Herzens ist so natürlich, so menschlich, so wahrhaft würdig und recht als dieses Verlangen der Seele nach Gott, dessen reinster Ausdruck in jenem Psalm vorliegt.

So natürlich und menschlich zunächst.

Schatten und Schein umgibt uns. An uns vorüber ziehen Gestalten, deren inneres Gesetz wir nicht verstehen. Uns selbst sind wir ein Räthsel. Träumt die Natur uns, träumen wir sie?

Ein Verrauschen, ein Verschwinden
Alles Lebens. Doch von wannen,
Doch wohin? Die Sterne schweigen
Und die Welle rauscht von dannen.

Unser Geist aber will Antwort. Hindurch will er dringen durch dieses wechselnde Spiel der Erscheinungen zum Grund aller Dinge, durch die Täuschungen der Sinnlichkeit zur Wahrheit. Gott aber ist die Wahrheit.

Unser Herz will Liebe. Eine segnende Hand ruht auf uns, wir möchten sie ergreifen; auch wo sie uns

---

*) Eigentlich: Wann werde ich kommen und vor Gott (im Tempel) erscheinen?

strafte, möchten wir sie an die Lippen ziehen, denn sie that recht daran. Auch ist es diesem Herzen innerstes Bedürfniß zu lieben. Wir können nicht leben ohne Liebe, und die wir der Creatur entgegentragen — so oft unerwidert, verkannt, zurückgestoßen — sollten wir sie nicht der Quelle alles Lichts, alles Lebens, alles Guten entgegenbringen? Wessen Herz, und wäre es das freudenärmste und das leidvollste, hätte nicht dennoch hundert- und hundertmal mit dem Dichter schon gejubelt:

O Sonne, leih mir deine schönsten Strahlen,
Zu legen sie vor Jovis Thron!

Wenn dir ein unsichtbarer Gönner täglich alles reichte, was du zum Leben bedarfst, wenn du in allen erdenklichen Momenten sein wohlthätiges Eingreifen erführest, wenn du auf allen deinen Wegen die Spuren seiner zärtlichen Sorge wahrnähmest, wo du stehst, wohin du gehst, begegnest du irgendeinem Erinnerungszeichen seiner zärtlichen Gesinnung, Tag und Nacht fühlst du das Wehen seines Odems in deiner Nähe, er ist die Atmosphäre, die dich umgibt, nur Eins — ihn zu schauen, wäre dir versagt, mit ihm zu reden wäre dir unmöglich — müßte dich da nicht das Gefühl des tauben Vaters überkommen, der nur ein mal die süße Stimme seines Kindes hören möchte — oder die schmerzliche Sehnsucht der blinden jungen Mutter, die nur ein mal dem Gatten ins treue Auge schauen möchte? Gewiß eine heiße, ungestüme Sehnsucht müßte hervorbrechen aus der Tiefe deines Herzens, oder diese Tiefe wäre hohl, oder dies Herz wäre

schlecht. Aber ist dir nicht das alles geschehen, du unruhig klopfend Herz? Hat dich nicht der große Unsichtbare überschüttet mit Wohlthaten, die auszusprechen unsere reiche Sprache zu arm, die zu überblicken unser schärfstes Auge zu stumpf ist? Er legte den Odem in unsere Brust und alle die Empfindungen, die uns beseligen, und legte uns selbst in der Liebe Arm, daß wir aufwuchsen und erstarkten an Leib und Seele und des Lebens uns freuten. Er hat seine Hand über uns gehalten und uns geschützt und uns glücklich bis hierher geholfen. Darum, o Herr und Gott, hat dich dies sehnende, unruhvolle Herz geliebt, seit es einer Empfindung fähig war, und hat dich gesucht, seit es seiner selbst bewußt ward. Wenn ihm das bunte Spiel des Lebens wichtig erschien, so war es, weil es deine verborgen waltende Hand darin zu ergreifen hoffte. Wenn es gläubig entzückt und voll frommer Ahnung die Pracht der Schöpfung bewundert, so war es, weil du dich zu bergen schienest hinter den Schleiern der Sichtbarkeit. Wenn der Geist in rastloser Arbeit vieldeutige Schriften durchforschte und dem Gesetz nachfragte irdischer Kräfte und der dunkeln Geschichte unseres Geschlechtes, so war es, weil sie dunkle Kunde, weil sie halbverwischte Sage zu geben schienen von dir, o Gott! Dich hat dies Herz gesucht im Wehen des Frühlings und dich in den Schatten des scheidenden Jahres, über den Höhen der Erde und in den Tiefen des Firmaments, in sich, um sich, über sich. Du bist, wie sein erstes Verlangen, so

seine letzte Zuflucht. Dir galt von der Lippe des Kindes das erste gestammelte Gebet, und dir befiehlt der Sterbende seine Seele mit dem letzten Hauch seines Mundes. Darum, sagen wir, ist nichts anderes so natürlich, so menschlich, so angeboren wie diese Sehnsucht nach Gott. Sie ruft noch heute, was sie vor Jahrtausenden gerufen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“

Nun pflegt ihr freilich zu sagen, daß solche Sehnsucht dem gesunden und starken Menschen nicht zieme. Ein thörichter Einwand, den man aber oft und zwar der christlichen Religion in ganz besonderem Sinne zu machen pflegt — daß das keine Religion sei für den fröhlichen und glücklichen Menschen. Wer innerlich geknickt und gebrochen sei und krank im Mark seines Wesens — wem hienieden keine Hoffnung mehr blühe, kein Glück mehr lache, wem die Heiterkeit des Lebens nur schmerzlich das wunde Herz berühre, wem die Tageshelle nur wehe thue am müden Auge — der möge sich in die düstere Kirche flüchten, um auf eine andere Welt vertröstet zu werden, die die Verheißungen erfüllt, um die ihn dieses Leben betrogen hat; der möge dort die letzten Tage seines Lebens verträumen in einer Luft, die für den Kranken still und mild genug, aber für den Gesunden beengend und peinlich sei. Für die Heiteren und Fröhlichen aber stimme es schlecht, überall diesem Gott am Kreuze zu

begegnen, überall von den Martern der Heiligen zu hören, bei jeder Lebensfreude auf das Grab verwiesen zu werden. Was aber so der christlichen Religion überhaupt entgegengehalten wird, das gilt von jenem Gefühl der Gottessehnsucht ganz besonders. Unter zehn Menschen werden gewiß neun sie für eine kränkelnde Empfindung halten. Und dennoch ist gerade sie es, die dem Christen Kraft gibt zu allen guten Dingen und Muth und Freude verleiht zur rührigen Arbeit. Was ist's denn, was dem einsamen Forscher die Ausdauer gewährt bei seinem Streben, ihn freudig und fröhlich erhält bei einem Leben, wie es über den Gefangenen im Kerker nicht verhängt zu werden pflegt? Er opfert die Freuden des Tages und den Schlaf der Nächte. Das Frühroth begrüßt ihn noch bei seiner stillen Lampe und die scheidende Sonne sieht ihn wieder bei der Arbeit. Er verzichtet auf all die Freuden des Lebens und achtet selbst das Opfer seiner Gesundheit nicht für zu groß — und ist dabei heiter, zufrieden und glücklich. Und was ihn stark macht und heiter und ausdauernd — nur der Wunsch ist's, Gottes Wege zu erforschen, den Saum seines Gewandes zu erfassen, die Spuren seines Wirkens zu schauen und das Gesetz seiner Arbeit zu erkennen. — Oder was gab den Heiligen Christi jene Heiterkeit mitten in einem Leben voll Noth und Pein, Entbehrungen und Drangsalen aller Art, was ließ sie durch alle Qualen und Todespein lächelnd hindurchgehen in eine andere Welt, als eben diese Sehnsucht, hindurchzudringen durch Noth und Tod,

um Gott vereint zu werden? Nein, dieses Verlangen nach Gott ist kein schwächlich und kränklich Gefühl! Wo einer wahrhaft stark und muthig und freudig gewesen ist, da war's der Glaube und die Hoffnung auf Gott, die ihn beseelte. Wo einer sein selbst geachtet und sich dargebracht als Opfer für höheren Zweck, da war es die liebende Sehnsucht, mit Gott vereint zu werden, die ihn allen Jammer und allen Schmerz nicht achten ließ. Sie ist eine im Innern des Menschen daherrauschende Flut, die alle Schranken niederreißt. Sie ließ den Sänger des Alten Bundes rufen: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil, denn diese Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, alle Wasser löschen sie nicht und alle Ströme ersäufen sie nicht!"

Aber allerdings das Eine laßt uns nicht übersehen, daß diese Sehnsucht wirklich geboren ist aus einer gewissen Unbefriedigtheit des menschlichen Herzens. Doch wird nur der sie darum eine Krankheit und ein Leiden nennen, der da glaubt, daß unser Leben ohne Rest aufzugehen habe in dem irdischen Sein. Der mag die Klagen unseres Sängers und mit ihnen die Religion überhaupt immerhin eine Krankheit heißen. Denn das ist gewiß, fänden wir das, was unser Herz befriedigt, schon im Reiche der Sichtbarkeit, wahrlich, uns gelüstete nicht

nach einer verborgenen Herrlichkeit, die kein Ohr gehört und kein Auge gesehen hat. Dem sinnlichen Bedürfniß ist ja vorgesehen von allen Seiten, aber im Grunde seines Herzens bleibt dennoch ein Verlangen ungestillt, das weist den Menschen hinaus über sich selbst, eine Sehnsucht, die ihn weiter und weiter zieht.

Unbefriedigt wirft die Jugend das Spiel hinweg, mit dem sie einige täuschende Stunden glücklich vertändelt, unbefriedigt lassen die lärmenden Freuden des Jünglings rastlos bewegtes, sehnendes Herz, unbefriedigt bleibt der Mann in seinem weitumfassenden Wirkungskreis. Der Gegenstand der Sehnsucht wechselt, aber die Sehnsucht bleibt. Was der Knabe begehrte, was er mit glühenden Farben sich ausgemalt, das Glück der Freiheit und Ungebundenheit — der Jüngling hat es, und dennoch ist keine Befriedigung eingekehrt in seine junge Brust. Und worin der Jüngling des Lebens wahren Gehalt erkannte, Macht und Einfluß und Wirksamkeit, das findet der Mann, und dennoch fehlt ihm etwas, was keine gemüthvolle Stunde im Kreis der Familie bietet und keine Wirksamkeit schafft im Getümmel des Marktes. Und was die Jugend erstrebt, das hat das Alter in Fülle, aber nun wendet die Sehnsucht des Geistes sich wieder zurück nach den Jahren der Kindheit, und er meint, damals besessen zu haben, was er doch stets nur gesucht. Ja ist er auch hindurch durch ein reiches Leben von Stufe zu Stufe emporgestiegen, und hat sich auch stets ein weiterer Gesichtskreis ihm erschlossen von Schritt zu Schritt; hat

auch der Blick sich erweitert und jede Empfindung sich beselig und erhöht: nur um so glühender wird das Verlangen, nur um so ferner rückt das Ziel. Und es sind keineswegs die Schlechtesten, die dieser Stimmung am meisten unterworfen sind. Auch das reinste und geweihteste Leben, auch die vollbrachte Laufbahn selbstverleugnender Liebe schützt nicht vor Stunden, in denen das geängstete Herz rufen mag: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Denn hinüber in eine andere Welt weist dieses Sehnen des Herzens. Auf Erden fällt die Schranke nicht, die uns trennt vom Anblick der göttlichen Herrlichkeit. So gibt es nur eine Antwort auf die Frage des Sängers, wann werde ich dahin kommen, daß ich dein Angesicht schaue? Die Antwort: hier nicht, nicht in dieser Welt. Wir schauen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Das aber ist denn auch die Wahrheit jener ziellosen Sehnsucht. Sie ist das tiefere Bewußtsein einer ewigen Heimat, der Reflex, den die geistige Welt hereinwirft in unser Herz. Daher die träumerischen Wünsche, in denen die Selbstsucht zum Gebet sich aufschwellt, daher die nie gestillte Unzufriedenheit und Unruhe, die dir heute fremd erscheinen läßt, was dir noch gestern heimlich war, die dir morgen entleidet, was du heute noch deine einzige Freude nennst. Auch des Besten Brust wird von der Hoffnung geschwellt, sich herauszuretten aus seiner Umgebung voll fröstelnden Unbehagens, irgendwo auf Erden

ein Plätzchen zu finden, wo sein sturmverschlagenes Herz nur Liebe geben und nur Liebe nehmen könne, wo er hingehen könnte mit dem Haufen und wallen zum Hause des Herrn unter Frohlocken und Danken. Wer kennte die Sehnsucht nicht nach einem Lande, das seine Träume verwirklicht, seine Wünsche erfüllt? Diese Sehnsucht treibt ja den Menschen über Land und Meer, sie läßt ihn im Freund, im Geliebten die andere Hälfte seiner Seele ahnen, die er so sehnlich gesucht, die er so schmerzlich entbehrt! Wol ist das eine falsche, eine fleischlich gewordene Messiashoffnung, die die bittersten Enttäuschungen bereitet. Denn wenn du vom Aufgang der Sonne zögest bis zu ihrem Niedergang, du würdest doch das Paradies nicht finden, das du suchest, noch das Menschenbild, das deinen Träumen entspräche. Aber an jedem Ort deine Qualen, und in jedem Menschen deine Sünden. Diese Hoffnung ist nur die Mutter thränenvoller Täuschungen. Aber ihr sehet den Faden dennoch, durch den auch sie mit Gott zusammenhängt.

Denn woher stammt jenes quälende Unbehagen, das in der Welt sich nicht heimisch fühlen will, in der es doch schon so lange daheim ist? Wie kommt's, daß wir gerade mit unseren besten Empfindungen uns wie in der Fremde fühlen, wo man auch über alle Dinge redet, nur über die nicht, die das Herz wahrhaft bewegen? Woher die Unverwüstlichkeit von Hoffnungen, die doch jeder Tag unseres Lebens Lügen gestraft hat?

Es ist die Ahnung des Göttlichen, die den Menschen

so rastlos bewegt. Die Erinnerung ist's, daß die Menschheit von Anfang an auf das Ebenbild Gottes angelegt war und die Welt auf das Reich Gottes. Daher jene dunkeln traumhaften Schmerzen, die nicht ruhen und rasten werden, bis die Menschheit dieses Reich wieder aus sich erzeugt, bis sie sich wieder gereinigt hat zu einer Gestalt des göttlichen Lebens, aus dem sie geboren ist. Das ist die Wahrheit jener dunkeln Gefühle: die Sehnsucht, mit Gott wieder vereinigt zu sein auch in diesem Leben, daß wir ihn fühlen und finden möchten und er nicht ferne sei von einem jeglichen unter uns. Daher eben stammt jene Sehnsucht, daß wir losgerissen sind von dem Urquell unseres Lebens. „Darum sind unsere Thränen unsere Speise Tag und Nacht, daß man täglich zu uns sagen darf, wo ist nun dein Gott?" Darum betrübt sich unsere Seele und ist so unruhig in uns, aber es ist eine göttliche Betrübniß und eine göttliche Unruhe, die aus Gott stammt, die das Höchste erstrebt, weil ihr Gott das Beste geoffenbart hat; die Sehnsucht ist's, das Wahre zu erkennen, das Schöne zu schauen, das Gute zu schaffen. Und nicht eher werden diese Sehnsuchtsqualen der Menschheit schwinden, bis sie all die hemmenden Schranken der Sünde, alle Verfinsterungen und Trübungen aus sich herausgeschieden, bis sie ihr ganzes Wesen liebend, denkend, schaffend in das Göttliche getaucht hat.

So offenbart sich denn des Menschen wahres und besseres Wesen in dieser Sehnsucht des Herzens nach Gott, und so entfaltet sich seine wahre Kraft unter der

Hülfe der gleichen Empfindung. Und zu diesem Segen für die Arbeit dieses Lebens fügt sie die Gewißheit einer künftigen Welt.

Das ist der Sinn jener Sehnsucht, die aller Menschen Herzen bewegte von Anbeginn, wenn auch der Geist sie nicht immer richtig verstanden. Sie haben geträumt von Paradiesesgärten und seligen Inseln, von Tagen künftiger Herrlichkeit und seligen Friedens, von freundlichen Sternen, die herabwinken ins Dunkel des Lebens, von einem Lande gen Morgen, wo ihre Träume wandeln gehen und man die Sprache ihres Herzens spricht. Und scheltet dieses Wünschen und Sehnen nicht! Denn wo einer sich geschämt hat des Haders und Streites im Kreise der Seinigen, wo einer erröthet ist über die Niedrigkeit gemeiner Denkungsweise, wo einer etwas hineingetragen hat von dem göttlichen Licht in dieses arme, dunkle, zerrissene Leben, da war es, weil ihm jenes dunkle Land vor Augen stand und er wußte, daß ein Sünder es nicht ererben kann, dieweil es den Gerechten bereitet ist von Anbeginn der Welt an. So schäme dich jener Sehnsucht nicht, denn sie ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit. Und ob sie's verspotten und verhöhnen, was soll's dich kümmern, und ob sie täglich zu dir sprechen, wo ist nun dein Gott, was soll's dich quälen? Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.

3.

Von der göttlichen Vorsehung.

Sir. 11, 14.

Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum.

Es läßt sich nicht verhehlen, daß die Mehrzahl der heutigen Menschen über die göttliche Vorsehung anders denkt, als unsere Väter gedacht haben. Jene hielten sich an den Spruch der Schrift: Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum — und so trug das Volk Krieg und Landplagen, Noth und Tod; so trug der Dürftige seine Armuth, der Unglückliche seinen Jammer, wenn auch nicht mit der Freudigkeit im Leiden, deren stets nur der Christ fähig ist, so doch mit der Ergebung, die wir gegenüber einer höheren Nothwendigkeit empfinden.

Leugnen wir nicht, das ist heute anders geworden. Bist du arm, so zucken sie die Achseln und meinen, du hättest nur da und dort anders rechnen müssen, so hätte

es dir gewiß nicht fehlen können. Drückt dich häusliches Elend, so heißt es, du habest nur die oder jene Verbindung nicht eingehen dürfen oder thätest wohl daran, sie wieder zu lösen. Bist du siech und krank, so meint man, du habest den rechten Arzt nicht gefunden oder der Arzt nicht die rechten Mittel. Traf der Blitz dein Haus — warum haben Draht und Stangen gefehlt, und bricht Wassersnoth herein, so sind die Dämme zu schwach gewesen. Gewiß, meine Freunde, so denkt die Zeit, so denkt die Welt, so denken wir alle, und es scheint die göttliche Vorsehung für ihre Thätigkeit keinen Platz mehr übrig zu haben, da ja für alles und jedes Grund und Ursache, Veranlassung und Zusammenhang ermittelt ist. Sollte es darum ein Ende haben mit dem alten Spruch, es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum? Sollte wirklich statt dessen dein ganzes Geschick sich herleiten von Zufall oder Nothwendigkeit, Verstand oder Unverstand, Glück oder Unglück, wie trostlos wäre dann unser irdisches Dasein! Wenn wir die Vorsehung sonst nicht brauchten, wir brauchten sie für unser Herz, denn es würde uns unheimlich in dem Getriebe einer Welt, die sich nach Maschinenart bewegt und von keiner gütigen Hand so oder anders gelenkt wird.

So bleibt ein Widerspruch zu lösen zwischen jener rein verstandesmäßigen Auffassung des Weltlaufes, die uns zur anderen Natur geworden ist, und unserem Glauben an die Vorsehung, der trotzdem ein unausrottbares Bedürfniß unseres Herzens blieb.

Vielleicht kommen wir am ehesten zum Ziel, wenn wir zunächst fragen, worin besteht die göttliche Vorsehung? und dann, warum verbirgt sie sich hinter den Widersprüchen der Sinnlichkeit?

I.

Hüten wir uns zunächst, mehr beweisen zu wollen, als sich beweisen läßt. Wir wollen die Ansicht eines durchaus gesetzmäßigen Weltverlaufs da nicht bekämpfen, wo sie durchaus in ihrem Rechte ist. Suchen wir nicht einzelne und besondere Fügungen der Vorsehung da, wo die allgemeine göttliche Weltordnung vollkommen zur Erklärung der Erscheinungen ausreicht. Wenn deine Felder weniger tragen als die deines Nachbars, so ist das nicht die Strafe Gottes für diese oder jene Sünde, sondern es ist die Folge deiner Trägheit. Wenn dein Haus einstürzt, so geschieht das nicht, weil du den Morgen- und Abendsegen vergaßest, sondern weil die Balken morsch und der Grund lose war. Wenn Siechthum und Krankheit dich ergreift, so ist das nicht, weil du den Gottesdienst versäumtest, sondern weil du unmäßig oder unvorsichtig warst. Mit einem Wort: jede Verschuldung hat ihre eigens für sie vorgesehene Strafe, die zufolge des ewigen Weltplanes mit Nothwendigkeit eintrifft und nicht ein mal so und das andere mal anders verhängt wird. Wenn wir nicht beten und Gottes vergessen, so straft uns Gott zunächst durch das Gefühl der inneren Leere und Oede und nicht um Geld und Gut, und wenn wir lügen und

hassen, so straft er uns mit der Verachtung und dem Haß der Welt, nicht mit Gicht und Lähmung. Lohn und Strafe stehen somit allerdings in einem gesetzmäßigen Zusammenhange wie Saat und Ernte, und wolltet ihr bei jedem einzelnen Ereigniß, bei jedem Glück oder Unglück ein besonderes Eingreifen der Vorsehung annehmen, so müßte immer erwidert werden: allerdings auch das war Gottes Wille, aber hütet euch, daß ihr nicht euere eigenen kurzsichtigen Voraussetzungen dem unterschiebt, der ewig und unbegreiflich ist. — Gerade zur Erklärung derjenigen Thatsachen, in denen das erschreckte Gewissen am liebsten ein plötzliches Eingreifen Gottes sieht, gerade zu ihrer Erklärung reicht in der Regel der ewige Weltplan Gottes vollkommen aus, denn Vorsehung und Weltordnung sind keine Gegensätze, sondern die Vorsehung in ihrer allgemeinen Form ist die Weltordnung.

Auf der anderen Seite aber haben wir uns ebenso sehr damit zu durchdringen, daß das, was immer geschieht und immer auf die gleiche Weise, also gesetzmäßig geschieht, darum um nichts weniger die persönliche That des lebendigen Gottes bleibt. Es kommt alles von Gott, sagt unser Text.

Auch die Erscheinungen der Außenwelt. Es ist zwar heute gerade auf diesem Gebiet ein Vieles die Rede von Naturgesetz und Naturnothwendigkeit, aber ihr meint nicht, daß damit irgendetwas gesagt sei. Wenn ihr auch wißt, unter welchen Umständen der Blitz herniederzuckt aus dunkler Wolkennacht, nothwendig und selbstverständlich

werdet ihr ihn darum dennoch nicht nennen. Wenn ihr auch wißt, daß die Pflanze wächst, wenn Zelle zu Zelle sich fügt, das Wachsen selbst habt ihr darum noch lange nicht erklärt. Wie weit ihr auch jenen ersten göttlichen Anstoß zurückschiebt, er ist es doch, von dem allein alles Leben ausgeht und auf den darum schließlich alles ankommt. Geheimnißvoll, wunderbar wirkt und webt es rings um uns her. Durch die Tiefe der Natur rauschen verborgene Quellen, aus dem Dunkel der Nacht glüht das milde Licht der Sterne, unter der frostigen Decke regen sich drängende, quellende Keime und alles weist zurück auf jene eine göttliche Grundkraft, die alle Räder treibt, alle Fergen bewegt. Ueberall ein Vorhersehen, eine Vorsicht, eine Vorsehung, die in den Anfang schon die Zukunft, in den Keim die Blüte, in den Funken die Flamme, in die Quelle den Strom gelegt hat.

Keine Blume blüht ohne sie, keine Frucht reift ohne sie, ohne sie fällt kein Sperling vom Baume, denn es kommt alles von Gott.

Aber freilich, wir verlangen Gottes Vorsehung nicht blos in dem großen Haushalte der Natur zu schauen, sondern wir verlangen sie vor allem für unser eigenes Leben, daß wir Gott da fühlen und finden möchten.

Daß es im großen und ganzen Gottes Hand war, die den äußeren Umriß unseres Lebens abgesteckt hat, das drängt sich freilich schon einer oberflächlichen Betrachtung auf. Auch wenn Gott keinen anderen Eingriff in das Leben seiner Geschöpfe sich vorbehalten hätte als den,

daß er seine Menschenkinder ausrüstet mit diesen besondern Anlagen und sie hineinsetzt in diese besondern Stellen des Weltzusammenhangs, so wäre ja schon damit alles gesagt. Denn wovon hinge sonst dein Schicksal ab, als daß gerade diese Triebe in deine Brust gesenkt wurden, die wie der Compaß deinem Lebensschiff Lauf und Richtung wiesen, so daß du trotz aller Hemmnisse dich doch immer wieder dorthin hindurchfandest? Dazu die Verhältnisse, in die dein Gott dich gestellt, und die fördernd und hemmend auf dich einwirkten, die diese Keime üppig entwickelten und jene abtrieben. So bist du gewachsen, geworden wie der Baum, in dessen Keim von Anfang an der Trieb lag, sich nach oben zum Lichte emporzuringen, und dessen Gestalt von dem Erdreich abhing, in dem er wurzelte, und von den Winden, die auf sein Wachsthum einwirkten. Schon damit also, daß die Vorsehung uns ausrüstete gerade mit diesen Anlagen und uns hineinstellte gerade in diese Verhältnisse, hätte sie über alles entschieden, was des Lebens Glück und Unglück, seinen Werth und Inhalt ausmacht. — Aber sie thut noch mehr, wie ja unser Herz auch mehr verlangt. Sie hat uns nicht nur wie ein kühler Vater mit einer Mitgift abgefunden und uns ein Plätzchen angewiesen, an dem wir uns dann weiter entwickeln mochten, sondern sie hat sich vorbehalten, unmittelbar mit unserm Herzen zu verkehren.

Unbegreiflich zwar und unbegriffen ist die Art dieser Einwirkung, aber wer wollte sie leugnen? Es gibt eine

Tiefe, in der der menschliche Geist mündet in den, von dem er Leben und Odem hat. Dort in dieser geheimnißvollen Tiefe webt und waltet eine höhere Kraft und greift in entscheidenden Augenblicken bestimmend ein in unser Leben. Wenn keimende, halbverstandene Wünsche dem Leben eine neue Gestalt verliehen, wenn leise Ahnungen uns vorbeileiteten an gefährlichem Sturz, wenn die Stimmung einer guten Stunde uns hineinführte in Verhältnisse, die das Glück unseres Lebens bilden, wenn eine unerklärte Sympathie dich den Besten verband, die mehr als du selbst dafür bürgen, daß du nicht verloren gehest, das nenne Fügung, das nenne Vorsehung, das nenne Gott! Mehr als in diesem oder jenem äußeren Glücksfall erkennen wir das Walten einer göttlichen Vorsehung darin, daß ein dunkler Drang unseres Herzens uns oft sicherer leitete als alle Klügeleien des Verstandes, daß, was wir in Schwachheit begonnen, sich täglich reiner und besser gestaltete, daß unser Fehlgreifen zur Erziehung, und unsere Sünde selbst, Dank seiner Gnade, zum Guten ausschlug. Ja unseres Lebens bester Theil, seine heiligeren Entschließungen, seine löblicheren Thaten, sie sind nicht etwas, was wir klüglich gewollt und vollbracht hätten aus eigener Kraft, sondern sie kamen uns zu als ein Anstoß aus einer anderen Welt. Wären sie unser gewesen oder doch nur unser, ach, sie wären anders geworden, wir wissen's wohl.

Daß es einen solchen Faden gebe, durch den unser Herz mit dem Ewigen zusammenhänge, wissen alle Besten,

aber noch besser als sie weiß es der Sünder. Er empfindet diesen Zusammenhang am stärksten, weil er vergeblich sich müht, ihn zu zerreißen. Oder was wäre es, was den Sünder ängstet und quält? Woher jene Stimmen, die auf dem geheimen Grund seiner Seele sich regen? Was ist's, daß er scheu umhergeht und zur Seite schaut, daß er dem Blick der Menschen ausweicht und hinter sich sieht, als ob da einer stehe, der alles gesehen? Gott ist es, in dessen Schatten er wandelt, der ihm nachgeht, der ihn straft, der ihn erzieht, der sein Heil bedenkt, wo er selbst es nicht mehr bedachte, und der ihn auch bessern wird an seinem Tag. Ja, was war es, daß die starre Rinde unserer Selbstsucht brach, eben, als wir an uns selbst verzweifelnd meinten, daß sie für immer sich schließen wollte? Im trüben Nebel des Mismuths wollten uns alle Wege gleich vergeblich erscheinen, wir warfen unsern Stecken und Stab von uns, nachdem alle Ziele uns getäuscht. Was war es, daß da plötzlich der Nebelschleier riß, und das gelobte Land wieder hell und deutlich vor uns lag, nach dem wir wandern sollten? Ach es waren kleine unscheinbare Dinge, die wir oft erlebt, ein gutes Buch, ein weises Wort, ein freundlicher Blick, ein gütiger Zuspruch, und doch verdanken wir es ihnen, daß die besseren Ziele wieder heller vor uns liegen, denn es war die Arbeit der Gnade an unseren Herzen, die durch sie uns nahe trat. Wie den Fremdling, der jahrelang seiner Heimat vergessen, plötzlich das Heimweh ergreift — war es eine Aehnlichkeit, die ihm alte Bilder

im Herzen wach rief, war es ein Lied, das er lang nicht gehört, das das Heimweh ihm erweckte, er weiß es nicht — aber heimwärts zieht's ihn mit tausend Fäden — so fühlten auch wir uns festgehalten in unserm nichtigen Wandel, so rief es uns mächtig zu: Nicht weiter auf diesem Weg, nicht weiter, es wäre dein Verderben!

Hast du das erlebt, so zweifle nicht, es war Gott, der sich deiner annahm, in selbiger Stunde hast du erfahren, daß es eine Vorsehung gibt.

II.

Aber warum, so werdet ihr fragen, bleibt dieses Wirken Gottes so geheimnißvoll, so doppelsinnig? Wenn er uns erwählen wollte, warum ließ er zuvor uns fallen? Wenn er uns beglücken wollte, warum ließ er so oft uns elend werden? Wenn er sich offenbaren will, warum versteckt er sich? Spräche die Schrift: Das Glück kommt von Gott, alle gute, vollkommene Gabe kommt von Gott — o das verständen wir! Aber es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod.

Warum wollte er beides zugleich: Leben und Verwesung, Glück und Elend? Gibt es keine Vorsehung, woher hat die Welt ihre kunstvolle Einrichtung? Was folgen die Sterne ihrem ewigen Zug, was folgen die Ströme ihrem ewigen Fall, was legt die Knospe sich auseinander zu Blüte und Frucht, was schlägt des Menschen Herz für eine bessere Welt? Aber gibt es eine Vorsehung, woher die tausend Organismen, die im

Keime vergiftet sind, die tausend Creaturen, die ein sieches Dasein hinschleppen? Woher der Zufall mit seiner Tücke? Ein fallender Stein, der ein Leben auslöscht und ein Mutterherz bricht, eine sausende Kugel, die ein Glück zertrümmert, ein tosender Sturm, der Tausende dem Elend preisgibt. Wie vieles könnten wir noch aufzählen, aber wir würden doch nur die eine Antwort erhalten, daß es dieser trüben Gärung bedurfte, wenn die sittlichen Güter sich gestalten sollten, daß es dieses Widerspruchs bedurfte, sollten wir den Frieden der Versöhnung empfinden. Nehmt sie der Reihe nach, des Lebens höchste Güter, seinen Glauben, seine Hoffnung, seine Liebe, sie wären nicht ohne den Doppelsinn von Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum, den Gott unserem Dasein aufgeprägt.

Zu glauben haltet ihr alle für etwas Schönes. Schon in unseren menschlichen Verhältnissen macht es das Herz so voll, so warm, an einen glauben zu können. Was wäre süßer als die selige Gewißheit in der Ungewißheit, die wir Vertrauen, die wir Glauben nennen? Sie ist das bräutliche Gefühl, das seliger ist als des Wissens Besitz. Was wir wissen, freut uns nicht mehr, und wer alles wüßte, der brauchte keinen Pulsschlag, keinen Odemzug mehr. Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt, der lasse sich begraben, hat unserer Dichter einer gesagt. Nicht, daß alles Irdische sich auflöse in die klaren Formeln eines Rechenexempels, sondern das ist unsere Seligkeit, daß all unser Sein und Wesen hindrängt

nach einem Höheren, Unsichtbaren, daß es sich ergreifen und mitziehen läßt von dem mächtigen Strom, der in die Ewigkeit mündet. Darum hebt sich unser Herz, wenn wir hinausblicken in die dämmernden Fernen der Ebene, in die endlosen Weiten des Oceans, dann regt der Glaube ahnungsvoll seine Schwingen. Er braucht dieses Dunkel, diesen Widerspruch, diese Ungewißheit. Vor dem Lichte würde er sich scheu zurückziehen. Dort ist nicht sein Element. Sollten wir darum durch den Glauben selig werden, so mußte dieser Schleier über das Auge der Sterblichen geworfen werden, Streben und Ziel mußten auseinanderfallen, zwischen Schöpfer und Geschöpf mußte sich diese Schranke stellen. Sollten wir glauben und dünkt es euch selig, zu glauben, so mußte unser Leben gerade so vollkommen und unvollkommen sein, als es ist, so zwischen Glück und Unglück, zwischen Leben und Tod, zwischen Armuth und Reichthum getheilt, als es ist.

Oder nehmet das Andere: wer möchte diese Welt ohne die Hoffnung? Auf Hoffnung hin ist sie ja gegründet worden, daß all die schlummernden Keime in ihr erwachen, daß sie ein Tummelplatz werde lebendiger Wesen. Auf Hoffnung streut der Landmann die Saat in den mütterlichen Schos der Erde, daß der Regen sie befruchte und der Sonnenstrahl sie aufziehe. Auf Hoffnung hin erschließt sich die Blüte und will zur Frucht werden. Auf Hoffnung verläßt der Vogel sein Nest und folgt dem geheimnißvollen Zug über Flüsse, Gebirge und Meere, und ist gewiß, in unbekannten Fernen eine neue

Heimat zu finden. Auf Hoffnung hin wird der Mensch geboren und erzogen. In allen seinen Gaben und Talenten ist ein Prophetisches, das auf die Zukunft deutet. Auf Hoffnung hin haben wir unsere Kräfte geübt, gelernt, uns ausgebildet. Auf Hoffnung hin den sauern Kampf des Lebens bestanden, ob nicht dem Guten der Sieg verbleiben wolle? Auf Hoffnung hin werden wir dereinstens abscheiden in ein besseres Sein. So war sie des Lebens bester Theil und der Glücklichste war immer der, der am meisten hoffen konnte. Das ist der mächtige Zauber, der so licht und golden, so ahnungsvoll um die Stirne der Jugend spielt, daß sie noch so vieles hoffen kann, der süße Traum des jungen Herzens, den keiner hingeben möchte um irgendwelche Wirklichkeit. Geboren ist dieser selige Traum aber aus unserm Unvollendetsein, aus der Unvollkommenheit dieser irdischen Dinge. Sollte der Geist seines eigenen Werthes, seiner ewigen Bestimmung, seiner ewigen Hoffnung gewiß werden, dann mußte diese sinnliche Welt so dürftig, kalt und unbefriedigend sein, damit das Herz inne werde, sein Bestes sei nicht von dieser Welt.

Braucht es da noch eines weitläuftigen Nachweises, daß auch die Liebe, die dritte der christlichen Tugenden, jenes dunkeln Untergrundes gleichfalls nicht entbehren könne? Lassen wir doch überhaupt keine andere Liebe gelten als die erprobte. Mag es in anderen Regionen eine Liebe geben ohne Kampf, ohne Prüfung, ohne Opfer, die still und ruhig, dem ewig blauen Himmel vergleichbar

immer dieselbe ist, das heiße stürmische Menschenherz achtet darum seine Liebe um nichts geringer, weil sie sich in Thränen, Schmerzen und dem Tod bewährt. Nein, höher achtet ihr sie. Denn ihr wißt selbst, daß ihr ganz anders liebt, wo ihr mit Schmerzen liebt. Wann hätten wir die Unsern inbrünstiger umfaßt, als wenn wir litten oder sie leiden sahen? Mühe und Kummer theilen, sich Sorgen erleichtern helfen, mit Gefahr, Anstrengung, Opfern demselben Ziel zustreben: das gibt einen ganz andern Liebesbund als die Gemeinsamkeit guter Tage, die doch nur schwer zu ertragen ist und nur allzu oft in Feindschaft endet.

Darum scheltet mir dieses wunderbare Gemisch von Nacht und Licht, von Lust und Leid, von Glück und Unglück, scheltet es nicht! Des ganzen Reichthums deiner Empfindungen bist du durch sie dir bewußt geworden. Dein Glaube, der dich selig macht, brauchte dieses Widerspruches, die Hoffnung, die sich strecken sollte nach einer anderen Welt, bedurfte dieses Anstoßes, deine Liebe selbst wäre unerprobt geblieben ohne solchen Kampf!

Von dieser Seite her begreifen wir denn schließlich auch, daß die Widersprüche des Lebens die göttliche Vorsehung bestätigen und nicht Lügen strafen. Wir suchen ihr Walten nicht mehr in der Beseitigung dessen, was uns vielleicht schmerzlich und bitter ist. Gerade in dem, was der sinnliche Mensch hoch anzuschlagen pflegt, läßt Gott vielmehr den ewigen Gesetzen ihren Lauf. Um uns Wohlstand und Ehre und äußern Glanz, ja selbst um

unsere Gesundheit zu retten, hat Gott noch wenig Wunder gethan. Wie er regnen läßt über Gute und Böse, so läßt er auch dem Ungewitter seinen Lauf über dem Acker des Frommen wie über dem des Gottlosen, und die Kugel trifft in der Schlacht so gut des Christen hoffnungsreiche Brust wie des Sünders längst verwirktes Leben. Deine heiße Frömmigkeit, dein inbrünstiges Gebet wird vielleicht dein körperliches Leiden nicht eine Stunde verkürzen und den Faden deines Lebens nicht um eine Spanne länger spinnen. Wolltest du nun aber zweifelnd zum Himmel aufblicken und kleinmüthig fragen, wo die Vorsehung sei, so müßten wir dir sagen, hier ist sie nicht, zunächst wenigstens nicht. Ihr eigentliches Wirken liegt auf einer ganz andern Seite. Sie ist wie das Himmelreich inwendig in dir. Dort schafft sie dir eine selbständige Welt nach gerechten und unwandelbaren Gesetzen. Dort stellt sie die gestörte Harmonie wieder her und gleicht, wenn du es verdienst, alles äußere Mislingen hundertfach wieder aus. Sie wird dir kein Unglück abwenden und keinen Schmerz ersparen, aber zu dem Unglück und Schmerz gibt sie dir auch den Frieden, der dich sprechen läßt: Es kommt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit!

4.

Die Gerechtigkeit Gottes.

Röm. 2, 2–5.

Denn wir wissen, daß Gottes Urtheil ist recht über die, so solches thun. Denkest du aber, o Mensch, der du richtest die, so solches thun, und thust auch dasselbige, daß du dem Urtheil Gottes entrinnen werdest? Oder verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Du aber nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes.

Es ist eine Frage, der wir häufig begegnen, ob das, was wir Menschen Gerechtigkeit nennen, auch in Gottes Welt sich verwirkliche? Eine schwierige Frage, wie alle, die sich auf das Wesen und Wirken Gottes beziehen, und doppelt schwierig, weil gerade hier unser erregtes Rechtsgefühl sich am ehesten berufen meint, den Lauf der Welt und Gottes Wege zu meistern. Schon ein Assaph hätte fast gestrauchelt, und bald wären ausgeglitten seine Tritte,

als er das Glück der Gottlosen sah (Ps. 73, 2); einem Hiob klang der Gesunden Gerede von Gottes Gerechtigkeit wie Hohn auf seinen Schmerz, und selbst im Neuen Testament rufen unter dem Altar Gottes die Seelen der Märtyrer und schreien mit großer Stimme: „Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest und rächest du nicht unser Blut an den Bewohnern der Erde!" (Apok. 6, 10.) Dieses „wie lange noch", wie oft hat es nicht uns allen schon auf den Lippen gelegen, wie oft haben auch unsere Füße schon gestrauchelt beim Anblick der Erfolge derer, die nichts so sehr verdient hatten als ihren Sturz, und wir haben es noch in den Ohren das schale Gerede der Freunde Hiob's und Elihu's ekle Weisheit, die stets dem Erfolge zujauchzt und so trefflich weiß, wodurch jeder Schiffbrüchige sein Scheitern selbst verschuldet hat. Nein, ehrlich gestanden, von der Gerechtigkeit der Freunde Hiob's, die hinter jedem Unglück auch eigene Schuld wittert, von dem, was die Menschen gemeinhin Gerechtigkeit nennen, vermag ich wenig in Gottes Welt zu entdecken. Was hat denn das unglückliche, schuldlose Kind verbrochen, das mit dem Makel unehrlicher Geburt zur Welt kommt, das umgeben von Sünde und Schande aufwächst und selbst der Sünde und dem Untergange entgegenreift? Oder was hat das gläubige, liebende Herz verbrochen, das alles glaubte, alles hoffte und dessen Glück nach dem gesprochenen Ja auf ewig verloren ist? Oder was hat der Staatsmann verbrochen, den seine Pflicht festhält, wohin sie ihn gestellt hat, und

den der Parteien Neid und Haß verlästert, und den vielleicht kein äußerer Erfolg jemals rechtfertigen wird? — Von der Hütte des Tagelöhners bis zum Prunkgemach des Fürsten, wie viel buntgemischte Lose, und sie sollten wirklich alle verdient sein? Vom ersten Schrei ins Leben bis zum letzten Todesseufzer, wie viele Klagen, wie viele Thränen, wie viel stummer, herzfressender Kummer, und sie sollten alle verschuldet sein? Sagen wir es doch geradezu: nein, es gibt keine gleiche Vertheilung der Lose. Es ist nicht dasselbe Glück, ob du frierend aus dem winterlichen Walde das Holz nach Hause schleppst, oder ob du in warmen Pelz gehüllt durch die eigenen Forste fährst. Auch reicht es nicht überall aus zu sagen, die Tugend gleiche alles aus. Jesaja war ein Prophet und konnte mitten im Wüthen der Feinde sprechen: „Ich bin sicher und fürchte mich nicht, der Herr ist meine Stärke, mein Psalm und mein Heil." Aber auch Jeremia war ein Prophet, und er wußte nicht Wasser genug, sein Volk zu beweinen, und sendet das furchtbare Wort zum Himmel empor: „Verflucht sei der Tag, an dem meine Mutter mich gebar, der Mann, der zu meinem Vater sprach, ein Knabe ist dir geboren, sei nicht gesegnet!" Ist das auch Verdienst oder Schuld, daß dem einen das Blut so rasch und fröhlich durch die Pulse rollt und es dem andern so trüb und schwermüthig durch die Adern schleicht? Gewiß, es ist nicht leicht, in diesen Gegensätzen, menschlich gesprochen, Gerechtigkeit zu entdecken. Ich will glauben, daß eine ewige Liebe walte in der Welt, die den

Vogel im Neste trägt und das Kind warm hält an der Mutterbrust. Ich will glauben, daß viel Barmherzigkeit ausgegossen ist über diese Welt, Güte, Geduld und Langmüthigkeit, die nicht alle unsere Sünden an uns heimsucht und manche bittere Frucht in Gnaden nicht reifen läßt, die unser Unverstand gepflanzt hatte; aber ist diese Liebe und Güte und Gnade wirklich gerecht vertheilt, wird Preis, Ehre und unvergängliches Wesen wirklich nur denen, die in Geduld und guten Werken nach dem ewigen Leben trachten, und Trübsal und Angst nur den Seelen der Menschen, die Böses thun? Wenn die Heilige Schrift dennoch diese Ueberzeugung kundthut und der Apostel Paulus namentlich mit apostolischer Festigkeit erklärt: Wir wissen, daß Gottes Urtheil recht ist, so geht er doch von der Unterstellung aus, daß es sich mit der göttlichen Gerechtigkeit nicht ganz so verhalte wie mit dem, was wir Menschen Gerechtigkeit nennen. Gerade er redet mehrfach von einer langmüthigen, zuwartenden, erziehenden Gerechtigkeit, von einer schließlichen Endoffenbarung des gerechten Gottes. Nicht in jedem einzelnen Ereigniß also, nicht in jedem einzelnen Menschenleben also maßt er sich an, Gottes Gerechtigkeit nachzuweisen, sondern seine Meinung läßt sich wol am ehesten in den Satz zusammenfassen: die Gerechtigkeit Gottes bezieht sich auf das Ganze.

Fassen wir unsern Satz zunächst ganz allgemein: Gottes Gerechtigkeit bezieht sich nicht in erster Reihe auf den Einzelnen, sondern auf die Menschheit. Du wirst die Widersprüche

des Lebens nicht entwirren, solange du für gerecht hältst, daß nach deinem Gefühl Glück oder Unglück dem Einzelnen zugemessen werde. Auf der Menschheit selbst ruht der Fluch des Unvollkommenen, und die Sünde des ganzen Geschlechts zieht die Strafe herab auf den ergrauten Sünder wie auf die spielende Unschuld. Das Elend, das die Sünde über die Menschheit gebracht hat, ist zu einer gemeinschaftlichen Last geworden, an der sie alle zu tragen haben, eine Last, die nicht den Schuldigen allein drückt, sondern auch den Schwachen, und ihn oft am härtesten. Wir alle sind nur Bruchstücke und Scherben dessen, was wir werden sollten. Auf uns allen liegt der brennende Schmerz irdischer Beschränkung, das quälende Bewußtsein eines verfehlten Daseins, einer Sünde, für die nicht wir allein verantwortlich sind, sondern das ganze Geschlecht, und so sehen wir die Geisel der Züchtigung geschwungen über den Frevler, dessen Frechheit zum Himmel schreit, aber auch über den, den sein Glück besser verwahrt hat und den wir gern unschuldig nennen. Nichts anderes ist ja auch mit jenem tiefsinnigen Worte gemeint, daß schon der erste Mensch, der Stammvater des Geschlechtes, gefallen sei, als daß auf der gesammten Menschheit der Fluch der Sünde ruhe, und eben darin sieht der Apostel die geoffenbarte Gerechtigkeit Gottes, daß, wie die Last der Sünde auf allen ruht, so auch alle hineinverflochten sind in die Sündenstrafe.

Das Ganze der Sünde sucht somit Gott an der Menschheit heim. Uns freilich würde es billig dünken,

alle Pein dieser menschlichen Sünde abzuladen auf wenige, schuldbeladene Häupter. Gerechtigkeit würden wir es nennen, wenn einige hervorragende Sünder die Schuld des ganzen Geschlechtes tragen und alle Bitterkeit dieses Erdballs allein auskosten müßten. Aber alle süßen, begeisternden, bräutlichen Gefühle dieses Daseins, alles Licht, alle Erquickung, alles Schöne dieser Erde würden wir denen in den Schos schütten, die unsere Einbildung sich rein und sündlos malt. Aber indem du so den ganzen Schmerz des Daseins auf den oder jenen gehäuft wissen möchtest, der dir besonders schuldig scheint, hast du denn auch in Anschlag gebracht die ungeheuern Versuchungen, mit denen jener Verlorene von Anfang an zu kämpfen hatte? Das böse Beispiel, das ihn stets umgab, das traurige Schicksal, das ihn überwältigte gerade in der Stunde, in der sein Herz unverwahrt war? Hast du in Anschlag gebracht, wie aller Preis des Lebens für ihn auf dem ruhte, was ihr sein Verbrechen nennt, und alle Last des Lebens auf der Umkehr, die die Pflicht von ihm verlangte? Und hast du in Anschlag gebracht, wie leicht es jenen lichten Gestalten, um die deine Einbildung die Strahlenkrone flicht, gemacht wurde, gut zu sein? Wie sie mit dem ersten Lächeln der Mutter, mit dem ersten treuen Blick des Vaters, wie sie mit dem ganzen Ton des Lebens, der sie umgab, die Gewöhnung des Guten in sich aufnahmen als das, was ihnen harmonisch, was ihnen schön, was ihnen schließlich auch das Angenehmere war, und wie in den Stunden, da ihr Herz dem

Bösen offen stand, die willkommene Versuchung zu ihrem Glück ausblieb, und wie beim ersten Schritt auf falschem Wege hundert hülfreiche Arme erschreckt sich ausstreckten, um sie auf den rechten Pfad zurückzureißen? Das alles in Anschlag gebracht, wirst du nicht mehr verlangen, daß zu allem dem, was jene Begnadigten so schon voraushaben vor dem gemeinen Los des Sterblichen, sie nun auch noch frei ausgehen sollen bei der Vertheilung des Unglücks, das in dieser aus Geist und Sinnlichkeit gemischten Welt nun einmal der Menschheit nicht erspart werden konnte. Nein, in jener scheinbar blinden Vertheilung der Uebel auf alle, auf Gute und Böse, auf Gerechte und Ungerechte, in diesem unbarmherzigen Walten des Naturgesetzes, nach dem das Unglück just so niederfällt, wie diese Mischung von heilsamen und zersetzenden Kräften es mit sich bringt, in ihr dürfte noch immer weit mehr Gerechtigkeit sein als in der Gerechtigkeit, die dein kurzsichtiges Rechtsgefühl in die Welt einführen möchte.

Aber auch aus einem andern Grunde kann Gott das Band der Gemeinschaft nicht lösen, das unter den Menschen zu gemeinsamem Antheil am Unglück geschlungen ist. Das gemeinschaftliche Erbtheil der Menschheit verflicht mit Recht alle in ihr Geschick, „weil sie alle gesündigt haben“.

In der That ist keiner, der nicht seinen Antheil an der allgemeinen Sünde zu verantworten hätte. Von allen, die selbst dafür halten, ungerecht vom Himmel behandelt zu sein, und denen weiche Seelen es bezeugen, daß ihr

Antheil am allgemeinen Jammer der Menschheit ein unverhältnißmäßiger sei, wird dennoch keiner behaupten wollen, daß nicht auch er sein Scherflein beigetragen habe zur allgemeinen Last der Sünde. Wer wollte es beabreden, daß schon in dem Kreise, der unmittelbar von uns abhängig ist, und für den wir zunächst verantwortlich sind, ein weit höherer Grad von Glück verwirklicht sein würde, wenn wir wirklich so wären, wie wir sein sollten, wenn wirklich jeder das Vorbild darstellte, zu dem er berufen ist? Aber da sündigt der eine durch Schwäche, der andere durch Härte, der eine will zu viel, der andere zu wenig, und die meisten wissen überhaupt nicht, was sie wollen, und so geschehen zu jeder Stunde hundert Dinge, die beweisen, daß wir unfähig sind, ein reines Glück auf Erden zu gestalten. — Aber welchen weiteren Antheil an der allgemeinen Schuld der Sünde sollen wir uns da noch erwerben? Welche weitere Schuld soll die göttliche Gerechtigkeit noch abwarten, um uns dem gemeinen Lose der Menschheit zu unterwerfen? Ist der Vorwurf nicht hinreichend, daß wir just da nichts taugen, wohin sie uns gestellt hat, daß wir eben das nicht leisten, was sie gerade von uns verlangt? Ist das nicht Beweis genug, daß wir unter ungünstigeren Bedingungen noch weniger taugen und leisten würden? Darum hat die Vorsehung mit Recht nicht an jedem seine Sünde heimgesucht, die, je nachdem er Glück oder Unglück hatte, kleiner oder größer ist, sondern an jedem die Schuld der ganzen Menschheit. — Es ist wahr, du hast die Ueppig-

keit, Parteisucht und sittliche Verworfenheit nicht verschuldet, durch die eine ganze Nation in unseren Tagen heilloses Unglück über sich und noch Unheil genug über uns gebracht hat — aber wie oft hast auch du dem leeren Glanz und Schein, dem hohlen Ruhm und kecker Unsitte gehuldigt! Wie oft hat dir der rechte Zorn gegen die Sünde gefehlt, und du warst nicht entrüstet, sondern hast neugierig mit ihr geäugelt. Aber was heißt das anders als, wir sind es freilich nicht, die das große weite Erdenrund mit Unkraut besäet haben, aber in dem kleinen Gärtchen, das unserer Pflege anvertraut war, ließen wir es wachsen. Wir sind es nicht, die alles Ungeziefer ausgebrütet, aber es auszurotten schien uns viel zu mühsam. Nun, so klage auch nicht, wenn der böse Samen von draußen hereinweht und das Ungeziefer bald aus allen Ritzen hervorkriecht — denn mehr haben die andern auch nicht verbrochen, ihre Felder waren nur größer oder schlechter gelegen. Wäre dein kleiner Ort, der nie zur Weltstadt werden möge, der Tummelplatz des Welttheils, das Verderben hätte deine Brust nicht besser verschlossen gefunden als die Herzen derer, die du die Bürger Babels, der Sündenstadt und wie sonst noch nennst. Die der Thurm von Siloah gestern und ehegestern begrub und die Pilatus hinwürgte über ihren Opfern, sie waren nicht schlechter als alle anderen Bewohner Jerusalems, nicht verantwortlicher als alles Volk Galiläas, und wenn nicht alle die Schuld bezahlen, so sprich nicht von Gerechtigkeit, sondern preise die Gnade! Und wenn gar

viel unschuldiges Blut mit vergossen ward und die Vorsehung mit eisernem Schritt über das Glück von Tausenden wegschritt, so halte nur daran fest, daß ihre Unschuld Glück genug für sie war. Sollte das zufällige Maß von Sünde, was einer füllte, entscheiden über sein Los, die Vorsehung wäre nicht gerechter, sondern zwiefach ungerecht. Jeder war schwach an seinem Orte, und so ist es billig, daß auch jeder mit trage an der Strafe des Ganzen.

Indessen, es ist doch auch im Einzelnen viel mehr Gerechtigkeit in der Welt, als einem oberflächlichen Blicke erscheinen möchte, sobald wir nur auch in diesem Einzelnen wieder das Ganze ins Auge fassen. Nicht alles, was unser menschliches Rechtsgefühl eine schreiende Beleidigung nennt, entbehrt der Gerechtigkeit, sobald wir dieselbe nur nicht im einzelnen Moment, sondern im Gesammtverlaufe der Entwickelung suchen. Wenn du freilich, so oft ein zudringlicher Marktschreier sich an der Stelle des wahren Verdienstes breit macht, erwarten willst, daß die Stimme des Volks als Gottes Stimme ihn herunterreiße, ja dann wirst du oft lange warten können, und ich fürchte, du wirst statt dessen weit öfter erleben, wie der Abenteurer von Erfolg zu Erfolg eilt und die Welt nicht ihn, sondern dich belächelt. Und wenn du wie Jonas dich vor die Thore von Ninive setzest und warten willst, ob sie am Abend gestraft werden, weil sie am Morgen gesündigt haben, dann mag es wol kommen, daß dein eigen Kürbisdach unter der Glut der Sonne zusammen-

sinkt, während die Niniviten sich ihrer kühlen Paläste freuen. Denn die göttliche Gerechtigkeit ist nach des Apostels Wort langmüthig. Sie schaut zu und wartet und läßt uns gewähren. Sie warnt und warnt und läßt es oft bei dem Warnen bewenden. Sie braucht die plötzlichen Eingriffe nicht, denn sie hat die Welt zuvor so eingerichtet, daß die Strafen sich mit den Sünden entwickeln. Entwickelung ist das Gesetz alles zeitlichen und sittlichen Lebens. Es fällt der Baum nicht vom Himmel, sondern von der Eiche fällt der Kern, langsam löst sich die Schale und aus unscheinbarem Keim wächst Blatt und Zweig und Ast und Stamm. Nicht anders ist es in der sittlichen Welt. Die Tugend ist nicht auf einmal da. Es sind zuerst nur leise, unscheinbare Regungen, die das wohlgeartete Kind von dem fehlerhaft angelegten unterscheiden. Es ist dann ein unbewußtes Wohlgefallen am Guten, das die Jugend mit rührender Anmuth kleidet, es ist endlich der sichere Blick des reifen Menschen, der das Widersprechende sichtet, das Rechte wählt, und so findet sich jener dauernde Anhalt an dem, was von oben ist, jene Gewohnheit des Guten, die wir Tugend nennen. — Auch die Sünde ist nicht auf einmal da. Es ist zunächst nur eine Unentschiedenheit und Schwäche, die das Bessere möchte, doch die Mühe scheut, die das Böse so lange um sich duldet, bis sein Reiz unwiderstehlich geworden ist, und dann noch wie viel Mittelstufen bis zur offenen Schuld und Schande, bis hinein in den Abgrund der Sünde, der selbst wieder bodenlos ist! Und auch die

Strafe ist nicht auf einmal da. Sie ist zunächst nur ein unbefriedigter, haltloser Zustand, dem kein äußerer Erfolg genügt, weil die innere Stimme kündet, daß er unverdient sei. Es ist dann ein ängstliches Haschen nach dem und jenem, das immer wieder in Nichts zerfließt. Aber immer wieder regen sich nun die bösen Triebe. Jetzt möchte der Sünder zurück, aber er kann nicht mehr, seine Leidenschaften sind seine Plagegeister geworden, sie sind der Wurm, der nicht stirbt, das Feuer, das nicht erlöscht, die Strafe ist da, die Trübsal und Angst, die Gott verhängt hat über alle Seelen derer, die Böses thun. Von diesem Gesammtverlauf der Gerechtigkeit, die sich auf das ganze Leben bezieht, und nicht in jedem einzelnen Moment sich ans Tageslicht drängt, hat unser blödes Auge keine Ahnung. Wir sehen den stolzen Baum und wissen nichts von dem Wurm, der bei Tag und bei Nacht im Innern nagt. Der Windstoß erst, der den morschen Stamm niederstürzt, bringt es an den Tag, wie das innerste Mark zerfressen war, und dann stehen sie wol und wundern sich über die Verwesung, die Fäulniß und den Moder, die niemand geahnt hätte hinter den lustig grünenden Zweigen. So sehen wir lächelnde Mienen und hören heitere Worte, aber wer ahnt, was hinter dem bunten Vorhang vorgeht, und wenn dann ein Unglücklicher, für den die innere Lebensmöglichkeit aufgehört hat, plötzlich seinem Leben ein Ziel setzt — was bekanntlich öfter in glänzenden Verhältnissen geschieht als in ärmlichen — dann geht auch dem Blödesten ein

Licht auf, welch furchtbarer Jammer, welche nagenden Schmerzen den innern Menschen durchwühlten, und dann fragen sie endlich: was muß alles vorangegangen sein, ehe dieses Letzte, Schreckliche möglich war? Auf das ganze Leben, auf das innere Leben sammt dem äußern, auf den Anfang sammt dem Ende bezog sich die göttliche Gerechtigkeit, und wir hätten ihre Wirksamkeit nicht bezweifelt, wenn nicht unser Wissen Stückwerk und unser Weissagen Stückwerk wäre.

So möge denn auch niemand reden von dem Glück unwürdiger Familien oder der Ungerechtigkeit der öffentlichen Zustände. Der äußere Glanz und Schein entscheidet nichts und die Meinung der Menge entscheidet auch nichts. Auf den Kern der Dinge kommt es an, ob der bitter oder süß sei, und das weiß nur der, der ihn versucht hat. Der Unfriede und die Entzweiung in einem sündigen Hauswesen, die Kälte und Lieblosigkeit, mit der die Familienglieder sich begegnen, die doch dazu geschaffen sind, sich das Leben zu erheitern und sich zu beglücken, die durch Liebe und Treue sich einen Himmel auf Erden schaffen könnten, dieser Hader und Verdruß, diese Misgunst und Mistrauen, bei dem sie zuletzt alle traurig sich abschließen und einsam verlorene Wege gehen, sie ist mehr als alles äußere Unglück eine Sündenstrafe, in der sich eine furchtbare Gerechtigkeit erweist, wenn auch die Kinder der Welt sie nicht sehen mögen. Anders ist es denn auch nicht im öffentlichen Leben. Ob es allemal der Beste sei, dem die öffentliche Meinung zujauchzt,

und ob der viel schlechter sei als jener Beste, den sie verurtheilt, das wird dir vielleicht um so zweifelhafter werden, je länger du diesem Treiben zuschaust. Aber der Streit selbst und der Zank, der sie entzweit, unterliegt vollkommen gerechten Gesetzen. In den feindseligen Absichten und bösen Vorsätzen, mit denen sie einander zu schaden suchen, in den Vorwürfen, die sie sich ins Angesicht werfen, da jeder meint, er stehe ein für die ewige Gerechtigkeit — ja da stehen sie auch ein, nur anders als sie meinen, da ist jeder ein Büttel der ewigen Gerechtigkeit und zumeist an sich selber. Hat dann aber die Sünde gar alle vergiftet, hat die Familie die Gemeinde angesteckt und diese den Staat in Fäulniß versetzt, dann kommen jene Tage der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes. Dann trägt der Krieg die Brandfackel von Volk zu Volk, von Haus zu Haus, und dann wird auch dem Blödesten klar, welche Saaten zu welchen Ernten reifen. Das sind denn auch die Kinder der Welt schon gewöhnt, Gottes Strafgericht zu nennen, und in solchem Sinn hat schon euerer Poeten einer gesagt: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Aber auch noch in einem letzten Sinne bezieht sich die Gerechtigkeit Gottes auf das Ganze. Sie hat ein Ziel im Auge. Sie will etwas mit der Menschheit. Sie will die Welt erziehen, zur Besserung leiten, dieses Reich streitender Kräfte läutern zum Gottesreich.

Fürwahr, die Welt hat doch noch einen höheren Zweck und eine tiefsinnigere Bedeutung als die, Glück oder Un=

glück zu gleichen Scheffeln an eintägige Menschen zu vertheilen. Das Los des Einzelnen hat überhaupt nur eine Bedeutung, soweit es dem Ganzen dient, so weit es mitwirkt, die heilsamen Endzwecke Gottes an seiner Welt zu verwirklichen. Es soll der Einzelne leiden, es soll der Unschuldige leiden, es soll auch schreiendes Unrecht geschehen in der Welt, damit der Jammer der Sünde den Menschen gellend in die Ohren falle und sie aufrüttle aus ihrem Sündenschlaf. Dazu mußt du leiden, unschuldiges Kind, das die Welt mit nichts gekränkt hat, damit dein Wimmern den Sünder fort und fort verfolge und ihm sage, daß die süßesten Sünden die bittersten sind. Dazu mußt du deine Nächte durchweinen, unglückliches Herz, damit deine Thränen brennend auf die Seele des Sünders fallen und die schrecken, die leichtfertig spielen mit fremdem Glück. Dazu müssen Tausende und Tausende zu Grunde gehen, damit der ganze Fluch der Sünde schaudernd offenbar werde. Mit ihren Thränen, ihrem Herzblut muß die Unschuld den harten Boden der Menschheit lockern, damit Gottes Saat wachsen möge. Darum mußtest auch du leiden auf Golgatha, Herr und Meister, an dem keine Sünde erfunden ward und war kein Trug auf deinen Lippen! Gelitten, geduldet, geblutet habt ihr alle, damit kommende Geschlechter reiner dastehen könnten vor Gott, daß eine bessere Menschheit werde und Gottes hohe Zwecke an der Welt sich verwirklichen. Denn die Gerechtigkeit Gottes bezieht sich auf das Ganze. Erziehen wollte sie die Menschheit durch euere Thränensaat, nicht

euch züchtigen. Die Welt hatte sie im Auge, und euere Thränen, euere Seufzer waren dazu nicht minder nöthig als der Jammer derer, an denen ihre eigene Sünde heimgesucht ward. Aber wir scheiden getrost von euch allen, die ihr unschuldig gelitten habt, denn solange einer an Gerechtigkeit geglaubt, hat er auch geglaubt, daß es eine Vergeltung gebe, die nicht in dieser Zeitlichkeit liegt, hat geglaubt an eine höhere Welt, ohne welchen Glauben ja alles Uebrige doch nur ein ewig leeres und trostloses Gerede bliebe.

Auf das Ganze mußt du schauen, auf ein Hier und Dort, so wird das Einzelne dir nimmer wehe thun. Nur in den Niederungen des Lebens ist Zweifel, Unruhe, Widerspruch und Kampf. Auf seinen Höhen gleicht sich alles aus.

Schwing dich empor über den engen Standpunkt deines eigenen Seins, beziehe dich selbst auf das Ganze mit deinem Odem, Leben und Glück, dann wird dir der Sinn des Ganzen aufgehen, aus dem heraus sich manches erklären, vieles rechtfertigen und alles tragen läßt.

5.

Die stille Arbeit Gottes.

1 Kön. 19, 1–13.

Und Ahab sagte Isebel an alles, was Elia gethan hatte, und wie er hätte alle Propheten Baal's mit dem Schwert erwürget. Da sandte Isebel einen Boten zu Elia und ließ ihm sagen: Die Götter thun mir dies und das, wo ich nicht morgen um diese Zeit deiner Seele thue, wie dieser Seelen einer! Da er das sahe, machte er sich auf und ging, wo er hin wollte, und kam gen BerSeba in Juda, und ließ seinen Knaben daselbst. Er aber ging hin in die Wüste eine Tagereise, und kam hinein, und setzte sich unter eine Wachholder, und bat, daß seine Seele stürbe, und sprach: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter. Und legte sich, und schlief unter der Wachholder. Und siehe, der Engel rührete ihn, und sprach zu ihm: Stehe auf und iß. Und er sahe sich um, und siehe, zu seinen Häupten lag ein geröstetes Brot und eine Kanne mit Wasser. Und da er gegessen und getrunken hatte, legte er sich wieder schlafen. Und der Engel des Herrn kam zum andern mal wieder, und rührete ihn und sprach: Stehe auf und iß; denn du hast einen großen Weg vor dir. Und er stand auf, und aß und trank, und ging durch Kraft derselben Speise vierzig Tage und vierzig Nächte, bis an den Berg Gottes Horeb; und kam daselbst in eine Höhle, und blieb daselbst über Nacht. Und siehe, das

Wort des Herrn kam zu ihm und sprach zu ihm: Was machst du hier, Elia? Er sprach: Ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder Israel haben deinen Bund verlassen, und deine Altäre zerbrochen, und deine Propheten mit dem Schwert erwürget; und ich bin allein übergeblieben und sie stehen danach, daß sie mir mein Leben nehmen. Er sprach: Gehe heraus, und tritt auf den Berg vor den Herrn. Und siehe, der Herr ging vorüber und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß, und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her, der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes Sausen. Da das Elia hörete, verhüllete er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging heraus, und trat in die Thüre der Höhle. Und siehe, da kam eine Stimme zu ihm und sprach: Was hast du hier zu thun, Elia?

Es ist eine der tiefsinnigsten und trostreichsten Zusicherungen der Heiligen Schrift an uns schwache und eintägige Menschen, daß wir Gottes Mitarbeiter seien. Denn in ihr liegt die Verheißung, daß das, was wir wirken und schaffen, nicht umsonst gethan sei, sondern daß es aufgehoben bleibe in der großen Arbeit Gottes an seiner Menschheit; daß, was wir binden und lösen auf Erden, im Himmel gebunden ist oder gelöst; daß der Stoß fortwirkt, auch wenn der Arm erlahmte, der ihn führte; daß das Gethane gethan bleibt, auch wenn der Arbeiter eingegangen ist zur ewigen Ruhe. Denn dessen Arbeit steht ja nicht still, der uns würdigte, seine Mitarbeiter zu heißen.

Freilich kommt dabei alles darauf an, daß unsere Arbeit auch wirklich in seinem Sinne gethan sei und seinen ewigen Zwecken diene. Denn es gibt auch eine andere Arbeit, die die Wahrheit aufhält durch Ungerechtigkeit, oder eine solche, die sich als Holz, Heu und Stoppel erweist und die ihren Lohn dahin hat. Auch ist es gar nicht so ganz leicht, zu erkennen, an welchen Baustellen denn Gott mitarbeite bei dem Aufbau seines ewig herrlichen Reiches, und welches die Bauplätze seien, wo nur Menschenhände die Bausteine durcheinanderwerfen und der menschliche Dünkel seine eigenen babylonischen Thürme aufrichtet! Der Irrthum darüber ist sogar einer der allergewöhnlichsten. Denn eben dort, wo am lautesten geredet, am zornigsten geeifert, am heißesten gestritten wird für den Namen Gottes, da ist Gott der Regel nach nicht, nur daß wir darin ewig Kinder bleiben, daß wir Gottes Wirken stets dort suchen, wo die Menschen am meisten Staub aufwerfen. Denn es liegt nun einmal in dem Lärm des öffentlichen Lebens so viel Imponirendes, daß der Einzelne leicht meint, dort, wo das größte Getöse erregt wird, werde auch über die Geschicke der Menschheit entschieden. Aber während der Irrthum der Gegenwart die als Kämpfer der Freiheit und des Fortschritts verzeichnet, die die trunkenen Massen erhitzen, entscheidet eine spätere Zeit, daß für Freiheit und Fortschritt nur die wahrhaft gewirkt haben, die in stillen Schulstuben das junge Geschlecht für Zucht und Sitte und Frömmigkeit erzogen, oder in enger Dachkammer

weltumwandelnde Gedanken und Erfindungen dachten oder in unscheinbarer Wirksamkeit den Sinn für Recht pflegten und unbestochene Gesetzlichkeit. Und während die Obersten dieser Welt schon seit den Tagen Jesu sich in leidenschaftlicher Aufregung bestreiten und bekämpfen und beschimpfen unter dem Vorwand der Religion und Sittlichkeit, entscheidet eine spätere Erfahrung, daß beide nur dort gerettet wurden, wo es Männer gab, die ihr besseres Sein aufsparten für ihren Beruf und das Heiligthum ihrer Familien, und Frauen, die sich scheu zurückzogen von allem, was draußen auf dem Markte des Lebens verhandelt wird.

Es gehört allerdings eine gewisse Reife dazu, das einzusehen, und sie kommt den meisten erst dann, wenn sie von dem endlosen Getriebe draußen erschöpft sind und sie es müde wurden, immer neue Kartenhäuser aufzubauen, nachdem alle früheren zusammenstürzten. Unser Text redet von einem eigenthümlichen Beispiel solcher Erfahrung. Elias, der gewaltigste unter den Propheten, hatte den Kampf aufgenommen gegen den abgöttischen Königshof von Israel. Kämpfe entbrannten, gegen die gehalten die unseren ein Kinderspiel sind. Greuelvolle Thaten wurden begangen auf beiden Seiten. Die Propheten Jehovah's bluteten vor den Altären Baal's, Elias, Meister geworden, schlachtete seine Gegner am Bache Kison. Aber auf den Sieg folgen neue Niederlagen. Als Flüchtling finden wir den Propheten in einer Kluft des heiligen Berges Horeb und er denkt der Wechselfälle

seines Lebens, wie er geeifert für den Bund Jehovah's, wie die Altäre Baal's bald zerbrochen, bald wieder aufgerichtet wurden, und wie der Feind jetzt wieder triumphire mit großem Prangen und starker Macht. Da ward ihm ein Gesicht, das ihm offenbaren sollte, welches die rechte Art sei, das Gottesreich zu pflanzen. Der Herr ging vorüber und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her. Der Herr aber war nicht im Winde; nach dem Winde aber kam ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer und nach dem Feuer kam ein stilles sanftes Sausen. Da verhüllte Elias sein Angesicht, und wir verstehen, welche Erkenntniß in diesem Augenblick durch seine Seele ging. Es ist die, auf die auch wir heute unsere Aufmerksamkeit richten wollen:

Daß die Arbeit Gottes eine Arbeit sei in der Stille. Vernehmet die Wahrheit, die Lehre, den Trost dieser Kunde!

I.

Was war es, was Elias bewegte, als er sein Angesicht verhüllte vor dem Herrn, der nicht im Sturm und nicht im Feuer gewesen, sondern im stillen, sanften Sausen?

Doch wol die Erkenntniß, die ihm aufging, daß das Reich Gottes nicht mit Brand und Blut solle gegründet werden, sondern durch Glauben und Frömmigkeit, daß der

Herr nicht einzukehren pflege im Getöse und Lärm der Leidenschaften, sondern daß die stille unscheinbare Wirksamkeit der Liebe ihm die Wege bereite. Daß der, der sein eigen Walten den leise gleitenden Wassern Siloahs verglich, auch von seinem Knechte verlange: „Er soll nicht schreien, noch rufen und seine Stimme soll man nicht hören auf den Gassen."

Und ist nicht Gott wirklich nachmals auch in Israel dieses leisen Weges gewandelt? Der Gott, für den Elias gekämpft, geblutet, gewürgt — er hat gesiegt über die Altäre Baal's, aber wahrlich nicht durch die Blutströme, mit denen sein Prophet die klaren Fluten des Kison färbte! Nicht das Brausen siegreicher Heere noch das Winseln unterworfener Feinde kündigte ihn an, und keine flammenden Altäre auf der Höhe bezeugten seinen Sieg. Als er für immer, unwiderruflich und in voller Majestät Einzug hielt in den Herzen Israels, da war der Tempel eine rauchgeschwärzte Ruine, da war das Heilige Land eine Wildniß, in der die wilden Thiere hausten, da war das Volk der Verheißung gefangen und hatte seine Harfen aufgehängt an den Weiden Babylons. Damals, als jeder äußere Glanz gewichen, als Israel vernichtet war, ein zertretener Wurm, als nur noch Baal's Altäre standen und in dämmernder Ferne die Berge lagen, von dannen die Hülfe kommt, damals ging es wie ein stilles sanftes Sausen durch die Herzen des Volks und ein Ezechiel sah, wie es sich regte in den Todtengebeinen. Damals, als es keine Schlachten für Jehovah mehr zu

schlagen und keine Könige mehr zu stürzen gab, hielt Israel Einkehr in sich selbst und lernte den Gott erst kennen, für den es zuvor nur gekämpft hatte. In der fremden Steppe, unter den ewigen Sternen Chaldäas offenbarte sich der Ewige, der den Himmel ausspannte wie ein Florgewand, vor dem die Völker sind wie ein Tropfen am Eimer und dem Staube werden gleichgeachtet. Dem geknechteten Israel stand zum ersten mal in voller Größe sein Beruf vor der Seele, ein Lehrer der Völker zu sein, ein Licht für die Heiden, und das neue Jerusalem offenbarte sich ihm, das oben im Himmel ist, als das irdische in Trümmern lag. Mancher Sturm war dahingebraust vor dem siegreichen Juda, nicht einmal blos hatte die Erde gebebt unter dem Fuße seiner Heere und ein fressendes Feuer war Israels Schwert in die Heere der Feinde gefahren, aber der Herr war nicht im Sturm und nicht im Feuer, er war in dem leisen, sanften Wehen, das fromme Herzen berührte, die stille waren zu ihrem Gott. Sie waren es, die Baal überwanden und ein Licht anzündeten in der Völkerwelt.

Und fort und fort hat sich ewig dasselbe wiederholt. Auch damals, als das Heil gekommen war, dessen Israel harrte, auch damals lebte ein Volk, dessen Herz nicht minder stürmisch als das des Elias dem Herrn entgegenschlug, ob er nicht endlich steuern wolle dem Pochen der Heiden. Nochmals beteten sie: O daß du herniederführest, daß Berge vor dir erzitterten! Nochmals träumten sie den Traum der jüdischen Weltherrschaft. Aber

Gott war nicht in dem heiligen Lärm Jerusalems, wo sie eiferten um ihren Tempel, er war an den stillen Wassern des Genezareth, wo Jesus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen, wo der Herr rief: Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Und der Lärm verrauschte und das Toben verstummte, aber die sanfte Stimme vom See schwoll an und schwoll an und klang durch alle Jahrhunderte und predigte allen Völkern. Vor ihm warf der stolze Sohn des Nordens sich in den Staub, er durchdrang das verweichlichte Geschlecht des Südens mit ungewohnter Kraft, und es war bald kein Dorf, keine Hütte, ja kein Felsengipfel, wo nur der einsame Pilger eine Fußstapfe zurückzulassen vermochte, den nicht ein Heiligthum, ein Kreuz oder ein Denkstein schmückte zur Erinnerung an sein Leben, an seine Leiden, an seinen Sieg. Und doch war dieser Sieger so leisen Schritts durch seine Zeit gewandelt, daß auch nicht einer der Geschichtschreiber, nicht einer der Weisen und Staatsmänner seiner Zeit diesen Schritt vernahm oder von dem Leben oder Sterben dieses Mannes Zeugniß gäbe.

Es wäre eine weite Rede, wollten wir euch ferner vors Auge stellen, wie auch in der Christenheit die gleiche Erscheinung sich wiederholte, wie auch hier die Besten ihre Stimme nicht erhoben auf der Gasse, und wie stets dem stillen Glauben der Sieg ward, der die Welt überwunden hat, wie Gott auch hier nicht wandelte vor den Feuerschlünden der Religionskriege, sondern durch die stillen Hütten der Frommen, die sein Wort lasen und seine

Lieder sangen; aber es bedarf dessen nicht, denn ihr zweifelt nicht mehr an der Wahrheit des Satzes, daß Gottes Wirkungen stille Wirkungen seien, die die Herzen in der Tiefe bewegen.

II.

Aber die Wahrheit des Satzes eingesehen zu haben, ist das genug? Liegt nicht auch eine Lehre in dieser Wahrheit, die unter uns auszusprechen keineswegs überflüssig ist?

Der Lehre freilich, daß das Gute nicht durch Blutvergießen komme und der Krieg unter allen Umständen ein menschenschändendes Handwerk sei, der könnten wir wol entrathen. Denn wenn auch euere Weisen eben wieder dabei sind, die tieferen Gründe zu suchen, warum der Krieg der Menschheit unentbehrlich, ja eine Erfrischung und Wohlthat, warum er gewissermaßen eine heilige Handlung sei, und wenn auf der andern Seite eine Frömmigkeit, die mehr an ihre Altäre als an ihren Gott denkt, mit erstaunlicher Gelassenheit von dem Sieg der wahren Kirche auf künftigen Schlachtfeldern redet, so hoffen wir doch, beide werden vergeblich rufen: Baal, erhöre uns! Aber nicht sie allein sind in dem Irrthum des Propheten befangen, daß der Sieg des Guten draußen zu schaffen sei auf dem Markte, sondern es ist das gemeinsame Bekenntniß dieser Zeit, daß Gott siegen müsse durch Rechte und Freiheiten, durch Gesetze und Einrichtungen, und alle wollen sie das Reich Gottes errichten

wie einen Staat. Seit unvordenklichen Zeiten arbeiten sie daran, die Welt zu einem wohnlichen Hause umzugestalten, das Uebel, das Unglück aus ihr zu vertreiben. Aber wie viele Köpfe auch darüber nachgedacht, wie viele Hände daran gearbeitet, wie viele Menschen sich daran abgemüht haben, immer führten ihre Wege hinaus auf den Markt, immer griff man zur Streitaxt des Propheten, immer schauten sie sich um, wo doch der Bach Kison fließe, in den sie die Gegner stürzen könnten. Seht, das ist der Grund, warum bei dem tausendjährigen Geschäfte des Lebens so wenig herausgekommen ist. Das ist der Grund, warum sie immerdar streiten und niemals siegen, warum sie immerdar reden und können es doch zu keinem Ziele bringen. Das war der Grund, warum die Kämpfer schließlich alle erlahmten und hingestreckt in den kümmerlichen Schatten irgendeines Wachholder baten, daß ihre Seele stürbe, daß sie alle schließlich mit Elia sprachen: „Herr, nimm hin meine Seele, ich bin nicht besser als meine Väter!"

Da thut es denn doch noth, sich wieder darauf zu besinnen, daß ganz gleichviel, ob diese oder jene Einrichtung passend oder unpassend, daß ganz gleichviel, ob diese oder jene Form des öffentlichen Lebens wünschenswerth oder verwerflich, das Glück der Welt in seinem letzten und tiefsten Grunde auf ganz andern Dingen beruht; daß es nicht abhängig ist von dieser oder jener Frage, die die Gemüther erregt und die Parteien erbittert, und nicht geschaffen wird mit allerlei äußeren Rechten, Gesetzen

und Freiheiten, die um jeden Preis erkämpft werden müßten, sondern daß nur der die Zustände dauernd bessern wird, der zuvor die Menschen besser zu machen vermochte. Ein Staat mit den besten Einrichtungen und Gesetzen, aber mit einem verbitterten Volke, mit zerspaltenen Gemeinden, mit vergifteten Gegensätzen wird dennoch der schlechteste sein, und eine Kirche mit der reinsten Lehre oder den größten Freiheiten, aber voll Hader und Zank wird von dem Herrn, den sie anruft, keinen andern Bescheid erhalten als: „Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!" Denn nach innen wies der Herr die, die das Gottesreich suchen, nach innen wies er seine Propheten.

Aber diesen Weg nach innen — haben wir ihn nicht von Jahr zu Jahr mehr vergessen? Wir wollen Gottes Wege ebnen draußen, in der Gemeinde, im Staat, in der Welt überhaupt, nur nicht unter unsern eigenen Freunden, nur nicht in unserm eigenen Hause und am wenigsten in unserm eigenen Herzen. Seit wann sind wir uns doch selbst so wenig wissenswerth geworden, daß unsere Gedanken nur immer draußen umhertreiben in den Strudeln des Augenblicks? Es ist nicht immer so gewesen, sondern mich will dünken, als ob noch gestern und ehegestern mehr Sammlung, mehr Einkehr in sich selbst und mehr Andacht geherrscht hätte und als ob das Jagen nach außen zunähme von heute auf morgen.

Wo ist sie doch geblieben die Zeit unserer Väter, die sich noch Rechenschaft gaben von ihrem innern Leben?

Die Zeit, in der der Mann die Empfindungen seiner Jugend heilig hielt und der Greis es noch der Mühe werth achtete, die Stunden zu verzeichnen, in denen der Finger Gottes ihn berührte? Die Zeit, in der die Jugend ihre Gebete hatte und ihre Vorbilder, wo sie in der Schrift sich bezeichnete, was sie innerlich getroffen, und noch in den Heldenbüchern las von großen Männern? Dafür freilich wissen sie heute ein Anderes. Sie kennen die Götzen, die der Augenblick emporträgt, und die morgen werden vergessen sein. Sie wissen, was der Staatsmann gesagt und der Volkstribun gedonnert hat, sie sitzen zu Gericht über alle Fragen der Gesellschaft, und ihr jugendfrischer Mund wiederholt die greisenhafte Weisheit, die niederfloß von den abgenützten Lippen euerer Volksredner. O ihr Väter! ihr Mütter! wäre es da nicht hohe Zeit, euern Söhnen zu sagen und wieder zu sagen, sie sollten Gott nicht suchen in dem Sturm des Parteistreits, in dem Erdbeben politischer Kämpfe, in den Feuern und Feuerchen, die der Gott dieser Welt heute hier und morgen dort anzündet, sondern in ihrer eigenen jungen Brust? Dort sollen sie ihm einen Tempel weihen, ausschmücken sollen sie diesen Tempel mit den Bildern aller Heiligen und Edeln, deren die Welt nicht werth war, und sollen es andern Propheten überlassen, gegen die Völker und Königreiche zu reden. Und wir selbst, Geliebte, wollen die Pforten schließen gegen den Lärm der Straßen, aber das Thor unseres Herzens weit aufthun für den heiligen Geist, der im Stillen schafft und aus Liebe und Treue,

aus Freundschaft und Tugend, aus Glauben und Frömmigkeit auch hier schon ein Gottesreich wirken möchte. Hast du einen Hauch dieses Geistes in dir verspürt, dann wirst du frei sein in jedem Stand, reich in jeder Lage, selig bei allem, was dich trifft. Diese Nahrung laß dir reichen durch den Engel des Herrn, und du wirst wandern kraft dieser Speise vierzig Tage und vierzig Nächte, bis auch du ankommst auf dem heiligen Berge, wo dir Gott erscheint!

III.

Aber nicht nur eine Lehre und Mahnung, auch ein Trost, sagten wir, liege in dem Inhalt unseres Textes. Kann es uns doch nicht gleichgültig sein, gerade die Seite der Arbeit fürs Gottesreich als die wesentliche bezeichnet zu sehen, an der auch uns ein Antheil möglich ist. Fürwahr, wäre die Arbeit so bestellt, daß das Reich käme durch jene Katastrophen, in denen die Mächte dieser Welt aufeinanderstürmend die Erde erschüttern und die Felsen zerbrechen, dann könnten wir andern die Hände im Schos zuschauen, wie die Großen dieser Erde in den Sälen der Gesetzgebung und auf den Schlachtfeldern des Kriegsschauplatzes dem Recht, der Freiheit, der Tugend eine Stätte schaffen, und die Paragraphen der Verfassungen und der Rauch der Geschütze bildeten dann das Portal, durch das der Messias einzieht. So aber ist uns verheißen, daß die Arbeit des Gottesreichs uns in die Hände gelegt sei, daß, was kein Schwert erfechten, kein Gesetz erzwingen,

kein Gefängniß schirmen, keine Verfassung erhalten kann, gewirkt werden müsse von uns. Und ist das nicht ein Trost für uns? Von uns ist keiner auf die Höhen des Lebens gestellt, von da aus anzuordnen, was zum Wohle der Menschen dienen könnte. Wir sind im Strome des Lebens nur eine zerrinnende Welle, und nach einer kleinen Spanne Zeit wird niemand mehr wissen, wer du und ich gewesen. Und das will uns oft recht traurig machen, daß unser Antheil an der Arbeit des Lebens gar so klein und unbedeutend sei. Denn so wurden wir gewiesen und gelehrt, daß nur das wichtig und werthvoll sei, wovon sie reden in der Gegenwart und reden werden in der Zukunft. Und so seufzt wol der eine und andere von uns: Was sollte ich schaffen für das Reich Gottes? Meine Stimme verhallt und mein Wirken verweht. Ich mühe mich ab in tausend Nichtigkeiten und mein Leben hat nicht Sinn und Bedeutung. Wozu also sollt' ich aufstehen aus dem Schatten meines Wachholderbaums — ist's doch gleichviel, was ich thue oder lasse? Ja, könnte ich mitsprechen in den Fragen des Tages, könnte ich mich tummeln auf dem Markte des Lebens, dann wüchsen auch mir die Schwingen meiner Kraft — so aber ist's gleichviel, wie ich's treibe, und daran erschlafft meine Seele. Mein lieber Freund, wer du auch seist, du mußt nicht so sprechen. Wer du auch seist, du kannst mithelfen an der großen Arbeit unseres Geschlechts, ja du kannst gerade das thun, worauf alles ankommt. Was die da draußen verhandeln auf dem Jahrmarkt des Lebens, was sie sich

bestreiten, widersprechen und endlich doch zugeben; wie sie sich verbinden, entzweien und wieder verbinden; was sie aussinnen, vorschreiben, abschaffen und wieder einführen; was sie gebieten, verbieten und wiederum zulassen — das ist im Grunde herzlich einerlei und gänzlich gleichgültig für das Reich Gottes. Dazu aber, worauf es allein ankommt, dazu braucht unser himmlischer Vater dich und mich und uns alle. Darauf nämlich kommt es an, daß Glaube und Liebe regiere in der Welt, und nicht auf diese oder jene Form des öffentlichen Lebens. Freiheit wird Tyrannei, wenn die Liebe sie nicht meistert, Ordnung wird Heuchelei, wenn kein Glaube sie trägt. Was willst du dich also grämen, daß du zu klein seiest für das Geschäft, auf das nichts ankommt, wenn du groß genug bist für das Geschäft, auf das alles ankommt?

Wie aber können wir denn schaffen, daß Liebe und Glaube wachse in der Welt? Wenn wir des Kindes Herz vor allem Bösen bewahren, wenn wir des Bruders Fuß vor dem Straucheln behüten, wenn wir des Freundes Blick, der Aeltern Auge erheitern und unser eigen Haus jeder umschaffen zu einem Gottesreich, daraus am Ende der Tage sich das große Gottesreich Zelle für Zelle zusammenweben wird. Dann haben wir vermocht, wozu nicht alle Weisen und nicht alle Gesetzgeber und Gewaltigen geholfen, wir haben, soviel an uns war, gesorgt, daß eine Hütte Gottes sei bei den Menschen.

Zu diesem Geschäft der Weltverbesserung aber sind wir alle berufen und in solchem Geiste zu leben, zu lieben,

zu wirken, das kann uns dann auch nicht mehr erscheinen als eine kleine und enge Sache, wenn wir fühlen, daß wir damit Gottes Werke thun, die im Himmel gethan sind, die der ganzen Menschheit nützen, die helfen, daß der Tag des Guten endlich komme.

Ja meine Freunde, lasset uns das Geschäft nicht geringachten, das unser Herr und Heiland selbst auf der Erde getrieben hat. Die Großen der Welt, die etwas galten in Israel, die stritten damals, ob der Hohepriester herrschen solle oder der König, der König oder der Kaiser? Die Menge theilte sich in Parteien und Völker und ihre Führer waren berühmt in zwei Welten. Unser Herr aber ließ die Kindlein zu sich kommen und segnete sie, und er offenbarte den Einfältigen, was die Weisen nicht zu hören begehrten, und siehe, die Großen jener Welt sind verschollen und vergessen, ihm aber hat Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

Auf solchen Weg weise auch uns, o Gott! Unsere Seele hat ja doch kein anderes Bedürfniß als dich zu finden, als Ruhe zu finden in dir, und seit in dieses unruhige Herz der Riß und die Entzweiung gekommen, haben wir ja doch nur dich gesucht: dich gesucht in den täuschenden Stürmen der Zeit und im leeren Gewühle der Welt, dich gesucht mit wie viel brennendem Schmerz, mit wie viel stechender Sehnsucht, ob wir dich fühlen und finden möchten, und siehe, du bist nicht ferne von einem jeglichen unter uns.

6.

Gott in der Geschichte.

Apg. 13, 17–26.

Der Gott dieses Volkes hat erwählet unsere Väter und erhöhet das Volk, da sie Fremdlinge waren im Lande Aegypten, und mit einem hohen Arm führete er sie aus demselbigen. Und bei vierzig Jahre lang duldete er ihre Weise in der Wüste. Und vertilgete sieben Völker in dem Lande Kanaan, und theilte unter sie nach dem Los jene Länder. Danach gab er ihnen Richter, bei vierhundertundfunfzig Jahre lang, bis auf den Propheten Samuel. Und von da an baten sie um einen König; und Gott gab ihnen Saul, den Sohn Kis, einen Mann aus dem Geschlecht Benjamin, vierzig Jahre lang. Und da er denselbigen wegthat, richtete er auf über sie David zum Könige, von welchem er zeugete: Ich habe gefunden David, den Sohn Jesse, einen Mann nach meinem Herzen, der soll thun allen meinen Willen. Aus dieses Samen hat Gott, wie er verheißen hat, gezeuget Jesum, dem Volk Israel zum Heiland; als denn Johannes zuvor dem Volk Israel predigte die Taufe der Buße, ehe denn er anfing. Als aber Johannes seinen Lauf erfüllete, sprach er: Ich bin nicht der, dafür ihr mich haltet; aber siehe, er kommt nach mir, daß ich nicht werth bin, daß ich ihm die Schuhe seiner Füße auflöse. Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Kinder des Geschlechts Abraham's, und die unter euch Gott fürchten, euch ist das Wort dieses Heils gesandt.

Der Bibelkundige weiß, daß die Predigt der Apostel in der Apostelgeschichte kaum je einen andern Inhalt hat als den Nachweis, daß die Geschichte der Väter hinstrebe nach einem Ziele, das in Christo erreicht worden sei. Er weiß, daß die ersten Verkündiger des Evangeliums unermüdlich der Gemeinde Gott in der Geschichte nachzuweisen suchten, und daß sie für Christum vornehmlich darum Glauben verlangten, weil in ihm alles verwirklicht sei, was den Vätern als Zielpunkt der nationalen Entwickelung vor Augen gestanden. Es hängt diese Predigtweise wol noch zusammen mit der Eigenthümlichkeit der altisraelitischen Geschichtschreibung, die alle Thatsachen nur von dem e i n e n erhabenen Standpunkt zu berichten pflegt, ob sie im Sinne Jehovah's seien gethan gewesen oder im Sinne der Abgötterei, einer Anschauung, der das Walten Gottes in der Geschichte ihres Volkes so selbstverständlich war, daß alle ihre Geschichtsbücher nur von Lohn und Strafe zu berichten wissen. Für uns ist jene Betrachtungsweise mehr in den Hintergrund getreten. Wir glauben — und nicht ohne Grund — im eigenen Leben und Schicksal so unmittelbare Zeugnisse von Gottes Liebe und Macht zu kennen, daß wir sie nicht erst aus den Führungen vergessener Geschlechter brauchen kennen zu lernen. Dennoch, wenn überhaupt die Vergangenheit einer Erinnerung werth ist, so wüßte ich keinen erhabeneren und heilsameren Standpunkt für ihre Betrachtung als den, in ihr Gottes Wege zu suchen und diesen nachzugehen.

Weit zurück in die Geschichte Israels reicht die erziehende Liebe Gottes, von der uns die Heilige Schrift berichtet. Jenseit des Stromes wohnte Nahor, der Vater Abraham's, und Terach, und dienten andern Göttern. Da wirkte der Allwirkende in des edeln Nomadenfürsten Herzen die Sehnsucht hinüber nach dem Lande, wohin die Sonne täglich ihren Lauf beschreibt, und er zog weiter und weiter dem Westen zu und kam durch die Steppe und über kahle Hochebenen endlich zu den grünen Angern, die sich lieblich ausbreiten unter den schneebedeckten Gipfeln des Hermon und Libanon. So hatte der Herr den edelsten unter den Terachiten hinweggenommen aus dem Zusammenhange mit den rohen Völkern am Euphrat, und als Abraham einzog in die blühenden Fluren Kanaans, da ward er sich dessen bewußt, daß wie Jehovah keiner sei unter den Göttern, denen seine Väter gedient, und darum vererbte er als theuerstes Vermächtniß seinem Sohne den Glauben an Jehovah. Aber wieder sollen die besten unter Abraham's Enkeln ihre eigenen Wege finden, erzogen werden durch eigene Schicksale, um den andern voraneilend sich zu ihren Lehrern zu bilden. Wie Hirten waren die Söhne Jakob's ausgezogen, aber sie fanden mehr als die Weiden des Landes Gosen. Die Pharaonen nahmen sie in ihre Schule, und obgleich seufzend und unter Murren, lernten sie dort gewaltige Bauten aufführen, lernten mit künstlichem Geräth arbeiten, lernten die Kelle führen und den Hammer schwingen. Aus der Nomadenhorde, die bald hier, bald dort zu zelten

pflegte, ward ein kunstfertiges Volk, das Aegyptens Kunstformen und Geräthe entlehnte. Aber weiter auch nichts. Hoch über der Abgötterei Aegyptens, über den Bildnissen und Gleichnissen stand ihr Glaube, und keine Lehre hat sich angesichts der Greuel des Götzendienstes so tief in ihre Herzen gegraben als die: „Du sollst dir kein Bildniß noch Gleichniß machen, weder deß das oben im Himmel, noch unten auf Erden, noch unter der Erde ist, bete sie nicht an und diene ihnen nicht, denn ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat bis in das dritte und vierte Glied.“ Als sie das erkannt, da war die Lehrzeit vollbracht und Jehovah nahm Ephraim an seinen Arm, und aus Aegypten rief er seinen Sohn. Mit ihnen war Jehovah's starke Hand, so daß ein Mose rufen konnte: „Herr, wer ist wie du unter den Göttern!“

Und der zweite Vater seines Volks führte Israel bis an seine Grenzen. Es erobert sich in langem Kampf eine vielumstrittene Stätte, aber der Krieg war ihm eine Schule der Kraft, darinnen was schwach und verderbt war versank und daraus das Gute geläutert hervorging. Als David das Scepter ergriff, hatte er über ein waffentüchtiges Volk zu gebieten, und indem er die Grenzen hinausrückte bis an die Vorberge des Libanon, gab er dem Volke das Bewußtsein seiner Größe, gab ihm Vertrauen auf Jehovah, gab ihm Glauben an seine Zukunft. Auch brauchten sie diesen Glauben. Nicht umsonst hatte Gott alles Licht gehäuft auf die eine Spanne

Zeit. Als die Zeiten wieder dunkler und verworrener wurden, da wendeten sich dann der Gläubigen Herzen zurück nach den Tagen des Glanzes, da erblühte die Hoffnung, daß Gott wieder einen senden werde wie David, einen Davidssohn, der Israel erlöse. Da erblühte die Hoffnung, die anfangs noch sinnlich und irdisch ein weltlich Reich begehrte, die aber bald sich läuterte und klärte zu einer jener himmlischen Hoffnungen, die nie trügen, weil sie sich auf das Ewige gründen.

Aber nur im Feuer der Trübsal konnte sich diese Läuterung vollziehen, und wenn an einem Volke, so hat sich an Israel das Wort bewährt, wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Abgöttische Könige, heidnische Feinde, ein verstocktes Volk bedrängten die Knechte Jehovah's, und die treuesten Propheten erduldeten das furchtbarste Geschick. Wie tief muß der Zeiten Noth gewesen sein, in der ein Jeremia verzweifelnd rief: „Verflucht sei der Tag, an welchem ich geboren, der Tag, an welchem meine Mutter mich gebar, sei nicht gesegnet.“ Aber gerade dieser blutige Kampf war die rechte Schule der Propheten. Die Leviten schwangen das Rauchfaß und stießen sie aus dem Tempel, aber nun verkünden sie den Gott, der kein Gefallen hat an Bocksblut und Fettdampf, dem all des Waldes Gethier gehört, und hätte er daran Gefallen, so wollte er's Zion nicht sagen. Die Könige stießen sie aus den Städten, verfolgten sie wie wilde Thiere und schlachteten sie hin. Aber so gehetzt und gejagt, gezwungen, in Einöden und Wüsten sich zu bergen, schlossen sie sich

siebenfach innig an den, dessen Sache sie führen, und ob sie schon wandern im dunkeln Thale, fürchten sie dennoch kein Unglück, sein Stecken und Stab tröstet sie, er weidet sie auf grüner Au und führet sie zu frischen Wassern. Er erquicket ihre Seele und führet sie auf rechter Straße, sodaß sie nicht erschrecken müssen vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, noch vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, noch vor der Seuche, die um Mittag verdirbt. In diesen Nöthen verklärt sich ihr Glaube zu einer Innigkeit, die er zuvor nicht gekannt, und je höher die Flammen der Moloch-Altäre loderten, je mehr Opfer an den Altären Baal's bluteten, um so reiner und heiliger steht Jehovah ihnen vor Augen, dem kein sündig Wesen gefällt und dem alles Unreine ein Greuel ist. Als man sie aus dem Tempel stieß, da beteten sie den Allgegenwärtigen an, als sie verlassen durch die Lande schweiften, da lernten sie den Allhelfenden kennen, als die Greuel heidnischen Wesens seine Stätte besudelten, da wollte sich der Heilige ihnen offenbaren. Wie war der Gott, den sie nach dem Sieg gefunden, ein anderer als der, den sie vor dem Kampf gekannt. Allein noch war die Schule nicht vollendet. Neue Feinde treten auf den Schauplatz. Aus der Ferne kommen sie herbei, keiner hatte von ihnen gehört noch sie gesehen. Da dämmert in Israel eine Ahnung von der Macht ihres Gottes, der auch jenseit der Berge noch Völker kennt. Er ist es ja, der Assyrien braucht als Stecken seines Zornes und die Chaldäer herbeilockt von den Enden der Erde. Alle Him-

mel fassen ihn nicht mehr, die Erde ist nur noch der Schemel seiner Füße.

Aber noch ist ihr Herz getheilt zwischen ihm und der Erde, noch ist es nicht fest gegen die Versuchung ringsum, noch ist in der Seele ein Pochen auf äußere Macht und irdisches Vermögen. Da gibt Jehovah zehn Stämme den Heiden preis und macht Ephraim zu einem Denkmal seiner Rache. Ein Jahrhundert hat Juda die Brandstätte vor Augen, und es weiß, was diese Brandstätte bedeutet. So waren die Herzen fest geworden, als der Herr für gut fand, sie in anderes Erdreich zu pflanzen, und ihren Glauben losschnitt von all den Banden, durch die er noch mit Stein und Scholle zusammenhing.

In die Steppen Chaldäas war ihnen ihr Gott gefolgt, aber wie anders war er hier in der unendlichen Ebene, als dort in den heimischen Bergen, als er noch im Tempel wohnte und in der Hütte. Hier thront er über dem Kreise der Erde, in dem die Bewohner wie Heuschrecken sind, spannt die Himmel aus wie ein Florgewand, wie ein Zelt zum Wohnen. Vor ihm sind alle Völker wie ein Tropfen am Eimer, werden dem Staube gleichgeachtet. Und vor ihm beugen sie sich in Demuth, und sie denken nach über ihre Sünden und die Sünden der Väter, und sie erkennen seine Gerechtigkeit. Ja ihre Herzen brennen in Noth und Verzweiflung, und hundert Bußpsalmen ringen sich los von der gepreßten Brust: „Schaff in mir, Gott, ein reines Herz und einen neuen gewissen Geist, verwirf mich nicht von deinem Angesicht

und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir." Und er verwarf sie nicht; nicht die Sündigkeit blos und Hülfsbedürftigkeit der menschlichen Natur, nicht die Gerechtigkeit blos und den findenden Zorn Jehovah's, auch die Liebe Gottes und seine ewige Barmherzigkeit, die ausgegossen ist durch das ganze Weltall, auch die sollten sie erkennen. „Tröstet, tröstet mein Volk", ertönt der prophetische Ruf, „und redet mit Israel freundlich."

„Jehovah hat erlöst seinen Knecht Jakob", ruft der Prophet. „Wie lieblich sind doch auf den Bergen die Füße des Glücksboten, der Frieden verkündigt, der gute Botschaft bringt, der zu Zion spricht: Dein Gott ist König!"

So kehren sie denn zurück, anders als sie ausgezogen. Sie sind wie ein Mann, der den Glauben im Unglück bewährt gefunden, den er zuvor nur im Munde geführt. Hinter ihnen in wesenlosem Scheine liegt die Versuchung zum Götzendienst. Jerusalem bauen sie wieder. Die Kelle in der einen Hand, in der andern das Schwert. Jehovah dienen, das ist fortan des Volkes Trost und sein Glück. So warten sie der Erfüllung der Verheißung, die die Propheten verkündigt hatten. Diese Hoffnung stützte die Makkabäer im Kampfe gegen die Syrer und machte die Scharen eines Juda unwiderstehlich. Sie war es, die unter römischem Druck dem Volke die Stirn hoch hielt, und wie die Luft schärfer und schärfer durch die Welt geht, da sollte sie den Funken, der unter der Asche glimmt, die Hoffnung auf den Erlöser, zur lodernden

Flamme entzünden. Es war jetzt Zeit, daß Gott sein Wort einlöse, falls es sein Wort war.

Das Volk war alt geworden, das Leben hatte ihm nichts mehr zu offenbaren, es hatte den Sonnenschein gekostet und den Sturm geschmeckt, es hatte auf den Tiefen gesegelt und war auf dem Seichten gestrandet, was das Leben von Gott zu erzählen wußte, das hatte es gehört. Auch aus der Welt hatte es nichts mehr zu lernen. Es hatte Gott erkannt nach seiner Liebe und seinem Ernst, nach seiner Weisheit und seiner Güte. Das Buch war zu Ende, es bedurfte einer neuen Offenbarung. Auch die Stunden des Volks waren gezählt. Die Geschicke nahten ihrem Ende. Die Macht, die alle Welttheile erobert, hatte schon an die Thore des Tempels geklopft und mahnte zum Abschluß.

Aber noch stand die eine große Verheißung aus — und wenn nun wirklich in zwölfter Stunde die Hoffnung der Jahrhunderte sich verwirklicht, wenn wirklich am Ausgang dieser Geschichte der verheißene Weltenherrscher ersteht, wenn nun wirklich gerade jetzt Jesus von Nazareth geboren wird — wer will noch leugnen, daß diese Geschichte einen Sinn, ein Ziel, eine Bestimmung habe? Indem Gott jene Verheißung erfüllt, beweist er, daß er sie verheißen, und er beglaubigt beide zumal die Propheten durch Jesum, Jesum durch die Propheten und sich selbst in beiden.

Wenn überhaupt in der Geschichte Früheres auf Späteres bezogen ist, so war es hier der Fall, und klarer

als auf irgendeinem andern Punkte der Weltgeschichte zeigt sich hier, daß, was ein Volk so lange als sein Heiligstes und Bestes im Herzen getragen, nie blos ein leeres Trugbild der Einbildung sei.

Der Verheißene kam. Er kam, um ein König zu sein voll Herrlichkeit, in der Herrlichkeit freilich, die vor Gott gilt. Er kam, um sein Volk glücklich zu machen, aber so freilich, wie dauerndes Glück allein kann geschaffen werden. Er kam, ein Hirte der Völker, nicht dem Aeußern nach, sondern mit jenem Hirtensinn, den es jammerte, als er das Volk sah, verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Er kam mit jener allumfassenden Menschenliebe, die es drängte zu dem Rufe: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Er kam in jener Demuth, der kein Zöllner zu gering, kein Sünder zu sündig war, mit der Gottesgewißheit, die da rufen konnte: „Ich und der Vater sind Eins!“

Er ward Lehrer des Volkes, wie keiner war, denn er weiß alles und hat alles beobachtet, und alles steht ihm zu Gebot: Die stillen Geschichten in Feld und Wald, in Dorf und Stadt. Er hat hineingesehen in das Herz des Pharisäers, und hat in des Zöllners Seele gelesen. Der Witwe Gedanken sind ihm offenbar, und der Kinder Entwickelung liegt ihm am Herzen. Er kennt all die Räthsel des menschlichen Herzens, er weiß ihre Wunden und ihre Heilmittel. Was Gott in langer Erziehung an seinen Vätern erarbeitet, ihm ist's gewärtig

und er lehrt es die Söhne. Was er aber lehrt, das hat er auch selbst gelebt.

Obgleich er König sein konnte, ging er daran, in demüthiger Dienstbarkeit den sittlichen Grund der Welt zu legen und ihn zu kitten mit seinem eigenen Blut. Ob er auch wußte, daß er sein Leben würde lassen müssen, er wollte es lassen, auf daß der Welt geholfen würde. So unternahm er den Kampf mit dem Unglauben, der mit Spott und Hohn zu kämpfen gewohnt ist, so unternahm er den Kampf mit der Heuchelei, die noch keinem verziehen hat, und als die Zeit gekommen war, ging er hinauf nach Jerusalem, um sein Leben darzubringen, ein Opfer für alle, erduldete die Welt, bis er sprechen durfte: „Es ist vollbracht!"

Es ist vollbracht, was die Väter zu erreichen gesucht, was sie in Schwachheit erstrebt, in ihrem Leben Gott sich hinzugeben, die Einheit mit Gott, den rechten Gottesdienst zu finden.

Und wenn wir auch seitdem nicht einen Schritt blos vorwärts gekommen, ist es nicht wieder Gott, der uns vorwärts geführt? Welch weiter Weg liegt zwischen den ersten Tagen der Geschichte, da zuerst wenig geschickte Geschlechter Kunde eingruben in Stein und Erz, daß sie gewesen, daß sie sich unterschieden von den Dingen ringsum, und daß sie wünschten, daß auch Spätere ihrer gedächten — und zwischen unsern Tagen, die das Licht des Bewußtseins auch in die letzte Hütte getragen. Hätte wirklich dieser gewaltige Wandel sich vollzogen ohne Gott

und all die Propheten und Helden und Könige, an deren leuchtende Namen dieser Wandel sich knüpft, hätten sie es ausgerichtet ohne Gott? Nein, die Guten waren nur seine Schüler, die Starken nur seine Kämpfer, die Weisen nur seine Zeugen! Seinen Geist der Wahrheit, der Kraft, der Liebe wollten sie hineintragen in dieses arme Leben. Er gab den Anstoß, und so ist auch diese geistige Schöpfung entstanden durch Gott.

Zu ihm und durch ihn sind alle Dinge, sagt die Schrift, auch die geschichtlichen. Zu ihm strebte die Vergangenheit. All ihr Ahnen und Wünschen, ihr Ringen und Kämpfen war nur um seinetwillen, galt nur dem Unterbau seines Reichs. Zu ihm und durch ihn sind auch wir. Noch ist der Weg nicht vollbracht, und die Menschheit gleicht oft dem müden Wanderer, dem der Stab entsinken will, noch bevor das Ziel erreicht ist. Dann geziemt es wol, zurückzuschauen auf die durchmessene Strecke. Die beweist am besten, daß auch kleine Schritte weiter führen und daß uns der nicht verlassen hat, der Juda am Arme leitete und Ephraim mit Liebesfesseln zog. Der Gott, der die Väter erwählt hat nach seiner Barmherzigkeit, leitet auch die Söhne auf rechter Straße.

II.

Christus.

7.

Die Adventshoffnung der Christenheit.

Luk. 2, 25—32.

Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon; und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig, und wartete auf den Trost Israels, und der heilige Geist war in ihm; und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Und kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Aeltern das Kind Jesum in den Tempel brachten, daß sie für ihn thäten, wie man pflegt nach dem Gesetz; da nahm er ihn auf seine Arme, lobete Gott, und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden zum Preis deines Volks Israel."

Es ist bekannt, wie lange Israel auf den ersten Weihnachtsmorgen geharrt hat, gewartet hat auf die Geburt dessen, der des Volkes Trost und der Heiden Licht sein sollte. Ob aus Osten oder aus Westen die Völker-

wellen es überfluteten, es spähte unverwandten Blicks hinaus nach dem verheißenen Erlöser. Geschlecht auf Geschlecht sank ins Grab, ohne das verheißene Licht erschaut zu haben, aber wie die Väter, so fragten die Söhne gläubig den Propheten: „Wächter, wie tief in der Nacht? Wächter, wie tief in der Nacht?“ (Jes. 21, 11.) Sie wußten Zeit und Stunde nicht und glaubten dennoch, daß es endlich tagen werde. O, das ist ein schwer, ein unerträglich Ding, so in der Nacht auf den Morgen zu warten und weder Zeit noch Stunde zu wissen. Wol hört man in der Ferne Glockenschlag, aber man kann ihn nicht deuten; wol glaubt man zuweilen, daß der Himmel sich röthe, daß die Schatten zerflössen; aber richtet man sich empor, so ist's doch nur wieder die alte Nacht um uns her. Wie werden da die Augenblicke zu Stunden, und die Stunden zu Ewigkeiten! Also hat Israel geharrt fast ein Jahrtausend; ein Jahrtausend sehnsüchtiger Qualen, ein Jahrtausend quälender Sehnsucht. Gewiß können wir nicht ohne tiefe Rührung dieser Zeit des Suchens und Hoffens der Väter gedenken. Warum aber erinnern wir uns bei der Feier des letzten Adventstags an eine Zeit, die doch immer nur eine Zeit des Suchens, nicht des Besitzens, eine Zeit der Erwartung, nicht der Erfüllung war? Zunächst gewiß darum, damit wir fühlen, wie glücklich wir sind, da, was Israel hoffte, uns zur Wirklichkeit ward. Aber auch aus einem andern Grunde. Es lag in dieser, wenn auch nur gestaltlosen Sehnsucht doch so viel wahrer Glaube, so viel

tiefe Religion, mit denen auch wir uns nur immer wieder erfüllen sollten, zumal auch wir der vollen Erfüllung der Weissagungen noch zu warten haben, da auch wir auf einen zweiten Weihnachtstag, auf ein zweites Kommen des Messias warten, auf das Kommen seines Reiches. Auch wir hoffen auf einen Weihnachtsabend, an dem alle Völker zu einer Familie sich vereinigen werden, auf einen Weihnachtsabend des Weltjahrs, an dem Streit und Hader ruht und wir alle uns sammeln um die Gaben des einen Vaters, der mitten unter uns als seinen Kindern weilt. Diese Hoffnung ist ja das Schönste im Christenthum, eine rechte Weihnachtshoffnung, die uns jeder Blick in Welt und Leben aufs neue ans Herz legt.

Denn ihr theilet jenen leichtsinnigen Aberglauben nicht, der, geblendet von der gleißenden Herrlichkeit dieser Zeiten, den ungeheuern Abstand nicht sehen will dessen, was die Welt ist, von dem, was sie sein sollte. Wer diese Kluft erkannt hat, der muß sie durch die Hoffnung auf endliche Verwirklichung der uralten Verheißung sich ausfüllen; und so gleicht auch heute noch die Christenheit jenem Simeon, von dem das Evangelium spricht, der ebenso ein Abbild und Gleichniß der Adventshoffnung der Christenheit ist, wie er die Hoffnung Israels in seiner Person zur Erscheinung bringt. Denn auch der Christenheit ist die Antwort geworden vom Heiligen Geist, sie solle den Tod nicht sehen, sie habe denn zuvor den Christ des Herrn geschaut. Auch sie hofft auf die volle Er-

füllung jener messianischen Verheißung, die der Menschheit als seliges Angebinde ist in die Wiege gelegt worden, daß ihr dereinst ein froher Weihnachtsmorgen werde aufgehen. Glückseliges Dasein, dem eine solche Verheißung ward! Sie genügte, um dem Leben jenes sonst unbekannten jüdischen Mannes vollen Werth zu verleihen. In ihr ward ihm ein Unterpfand einer höheren Welt. Sie reichte hin, um ihn emporzuheben über Tausende, die vor ihm und mit ihm unter den Palmen Judäas gewandelt sind.

Wie viele Geschlechter der Menschen waren vor ihm dahingegangen über diese Erde auf Bahnen der Finsterniß fürwahr und des Todes, und auch nicht ein ferner, dämmernder Strahl eines höheren Lichtes war hindurchgedrungen in das Dunkel ihrer Seelen. Im trostlosen Kampfe mit den Mächten der Natur, dahingerissen von den unbändigen Leidenschaften in der eigenen Brust, eingeschmiedet in ein Sklaventhum, das Leib und Seele gleichmäßig schändet, sind sie dahingegangen und auch nicht ein Hauch einer bessern Welt hat ihr Herz berührt, sie sind dahingegangen in dumpfem Dämmerleben, den Thieren vergleichbar. Und wie viele Geschlechter der Menschen waren nachmals dahingegangen und hatten die Sehnsucht im Herzen getragen als einen brennenden Schmerz. Sie hatten die Verheißung, aber sie wußten sie nicht zu deuten. Im Tempel suchten sie Jehovah, und der Tempel ward niedergebrannt. In Judäa sollte das Reich errichtet werden, und sie saßen an den Wasserbächen

Babylons und weinten als Sklaven der Chaldäer, und ihr Herz brannte in Angst und Verzweiflung, ob denn die Verheißung zu Ende sei und der Herr Israel verworfen? Und wie viele Geschlechter waren nochmals dahingegangen und trugen die lichte Gestalt des Retters im Herzen, aber nur mit ungewissen und zweifelhaften Zügen wußten sie sie zu zeichnen. Glücklicher Simeon! Ihm war eine andere Verheißung geworden vom Heiligen Geist — er solle den Tod nicht schauen, er habe denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Ist solche Hoffnung nicht ein Menschenleben werth? Reicht sie nicht hin, ihm vollgewichtigen Werth zu leihen?

Ganz dieselbe Verheißung aber ist es, um derentwillen wir die christliche Gemeinde selig preisen, selig preisen vor Millionen Menschen, die noch zur Stunde dahinleben gebunden an Leib und Seele, und über ihrer Wiege ertönt nicht der Liebesruf: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes!“ Und über ihrem Leben voll Arbeit, Mühe und Noth ertönt die Stimme nicht: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und über ihren Gräbern ertönt nicht der Gnadenruf: „Gehe ein zu deines Herrn Frieden!“ Uns aber ist die Verheißung geworden, daß wir geboren seien für Wahrheit, Liebe und Glück; daß durch uns und für uns solle ein Gottesreich sich gestalten, in dem Gottes Wille geschieht im Himmel wie auf Erden, ein Reich des Friedens, da nach des Psalmisten Wort Güte und Treue sich

begegnen auf Erden, und Gerechtigkeit und Friede sich küssen (Ps. 85, 10), eine Zeit, in der die Lose des Lebens freundlicher vertheilt sind, als der Augenblick sie durcheinandergeworfen, eine Zeit, in der die Unschuld auch glücklich und die Tugend auch geehrt sein wird, eine Zeit, in der Treue auf Erden wächst und Gerechtigkeit vom Himmel dreinschaut. Sagt, ist das nicht dieselbe Verheißung, die durch den Heiligen Geist auch Simeon geworden, dieselbe, die auch unserm Dasein einen göttlichen Inhalt verleiht? Ja, auch wir warten auf den Trost Israels. Noch ist das Reich nicht gekommen, von dem die Propheten geweissagt. Noch ist der Bau nicht vollendet, dessen Grundstein der Heiland gelegt hat. Wie jener Mann zu Jerusalem schauen auch wir aus nach der Zukunft. Darum nennen wir Simeon ein Sinnbild und Gleichniß der Christenheit. Darum wird, seit es eine Christenheit gibt, von Simeon gepredigt, daß wir uns aufrichten an seinem Glauben, stärken mit seinem Trost, freuen in seiner Hoffnung.

I.

Aufrichten an seinem Glauben! Ist es doch ein großer starker Glaube, der uns hier entgegentritt. Ein Menschenleben hindurch zu warten auf den verheißenen Messias, Jahrzehnt auf Jahrzehnt verstreichen zu sehen und doch nicht irre zu werden an einer Hoffnung, die nicht von dieser Welt ist, dazu gehört eine Kraft des Glaubens, die nur den Besten und Reinsten

eignet. Denn seht doch, welche Zeiten Simeon da durchlebt hatte.

Wol hat er noch die letzten Sprößlinge aus dem Heldengeschlecht der Makkabäer begrüßt, wol auch gehofft, daß von ihnen ausgehen werde der Heiland, der Christ, der Messias, der Israel trösten wird. Aber er sah den letzten Makkabäer untergehen durch Verrath und Blutthat, und er sah die Kämpfe der Pharisäer und Sadducäer um die Herrschaft und den Staat am Abgrund des Verderbens, er sah des heiligen Volkes Freiheit verrathen und verkauft an die Heiden, sah die römischen Feldzeichen aufgerichtet neben dem Tempel und die fremden Feldherren walten und schalten im heiligen Land. Auf dem Throne David's, den der Verheißene einnehmen sollte, saß der Mörder der Makkabäer und wüthete mit Gewalt und Unterdrückung und Mord gegen die eigenen Kinder und Weiber und Angehörigen. Und Simeon sah das alles, und sah Greuel in der heiligen Stadt, wie sie die Sonne zuvor nie beschienen und wie keines Menschen Hirn sie sich erdacht hatte! Da nicht irre zu werden, da noch zu glauben, daß Gottes Verheißung sich erfüllen müsse, dazu gehörte eine Kraft und Heiligkeit der Gesinnung, die von oben stammt. Dazu muß man glauben, daß es Hoffnungen gibt, die nie täuschen, weil sie sich auf das Ewige gründen. Dazu gehört der innere Sinn, der Gottes Stimme deutlicher hört als den Spott der Welt und das Jauchzen der Hölle. Dazu gehört der Glaube Hiob's, der in Todesqualen zu rufen vermag:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und zuletzt wird er dennoch auf der Erde stehen!“

Aber nun seht doch wohl zu, ob nicht auch heute noch derselbe Glaube von uns verlangt werde? Ein Reich der Wahrheit, ein Reich des Friedens, ein Reich des Glücks ist uns verheißen, aber wo sehen wir's denn?

Die Propheten haben verkündigt, daß Jehovah seinen Geist ausgießen werde über alles Fleisch, und der Menschen Söhne und Töchter werden weissagen und die Aeltesten Träume haben und die Jünglinge Gesichte sehen.

Aber wann wäre dies Reich der Wahrheit und Erkenntniß dagewesen? Gehe doch hin zum gemeinen Mann, dem in diesen Tagen mehr als je zu wanken scheint, worauf er einst felsenfest baute, und lies in tausend und tausend geängsteten und bekümmerten Herzen die schmerzliche Frage: Was ist Wahrheit? Gehe hin zu den Gebildeten, die das Wort führen, zu den Satten, die sonst ja alles wissen und können, und lies in ihren Mienen die spöttische Frage: Was ist Wahrheit? Gehe hin zu den Weisen, die geforscht in tausend Büchern, angeklopft haben am Stein und die Fasern der Pflanzen befragt und die feinen Nerven und zuckenden Muskeln der Thiere, und höre die ernste Frage: Was ist Wahrheit? Wenn wir nun aber dennoch fest, unerschütterlich fest glauben, daß ein Tag komme, da unser Wissen nicht mehr Stückwerk und unser Weissagen nicht mehr Stückwerk sein wird, so ist's, weil wir wissen, daß es Stimmen in uns gibt, die nicht trügen, und daß der, der den Trieb der

Erkenntniß so tief in diese Menschenbrust gepflanzt hat, ihr auch den Tag des Lichts, der Erkenntniß, den Tag der Wahrheit wird aufgehen lassen.

Aber auch des Friedens Reich, das uns verheißen ist, wie steht es fern und immer ferner! Eine Zeit haben die Propheten verkündigt, da die Völker wie Brüder zusammenwohnen, und siehe, Krieg reiht sich an Krieg, wie zu Simeon's Zeit, und der einzige Unterschied ist der, daß die sie heute führen siebenfach blutiger, furchtbarer und verderblicher sind.

Aber auch, was sie Frieden nennen, was ist das für ein Frieden im Kampf der Parteien, die sich verlästern und verfolgen, der Leidenschaften, die sich vernichten und verderben möchten in grimmigem Haß, der forterbt von Geschlecht zu Geschlecht!

Wenn wir nun dennoch eine Zeit erwarten, da alle Menschen sich tragen und dulden und lieben werden mit der Innigkeit, dem Feuer, der Treue, mit der du jetzt die liebst, die deinem Herzen am theuersten sind, so ist es, weil du der prophetischen Stimme in dir glaubst, daß die Menschheit zu keinem andern Ziele könne berufen sein.

Und wo auf Erden wäre nun gar das verheißene Glück? Fragt doch die Hunderttausende, die das quälende Bedürfniß jedes Tages rastlos umhertreibt vom Morgen bis zum Abend! Fragt die Beneideten um ihres Glückes willen, denen ihr Eigenthum zerrinnt unter den Händen und sein Genuß verweht und ist zerstoben, wenn er je da war, und blickt hindurch durch den trügerischen Schein

äußern Glanzes in verborgenes Elend — und seht dann, wo das Glück geblieben? Wagt es, zurückzusehen auf die Vergangenheit auch nur eines einzigen Jahres, wie viel es in seinen Strudel mit hinabgerissen von dem, was euch am theuersten war, und seht dann, ob es noch leicht sei, jener Kunde zu trauen? Und wenn wir es thun, dennoch thun, so ist's, weil wir auf Gottes Vatergüte bauen, der in des Kindes Herz keine Sehnsucht kann gelegt haben, die er nicht schließlich auch befriedigen, stillen, sättigen wird. Aber das seht ihr wol, ein Simeonsglaube gehört dazu, um in einer Welt nicht irre zu werden, in der so vieles dunkel, so manches schwer und fast alles zweifelhaft ist.

II.

Laßt uns aber über Simeon's Warten in Angst und Nacht doch auch den Lichtstrahl nicht vergessen, der dieses Dunkel eben gehellt hat. Hat er ein Leben lang warten müssen auf die Erfüllung der Verheißungen, so hält er dafür auch jetzt in seinen Händen das Heil, nach dem er sich sehnte. Seine Augen haben heute den Heiland gesehen, den Gott bereitet hatte vor allen Völkern. Der als Lichtgestalt durch seine Träume zog, den hält er hier in seinen beiden Armen. Ist er nicht wie ein sterbender Krieger, der, ehe er seinen Athem aushaucht, noch die Botschaft des gewonnenen Sieges vernimmt? Ist er nicht wie ein scheidender Patriot, dem auf dem Lager, das er nicht mehr verlassen wird, die Kunde kommt, das Vaterland, für dessen Einheit er sein Leben lang ge=

arbeitet, sei nun einig, groß und stark, und werde demnächst frei und glücklich sein? „Herr", so ruft er, „nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, den du bereitet hast vor allen Völkern."

Auch darin aber, Geliebte, ist Simeon ein Sinnbild und Gleichniß der Christenheit, denn auch ihr ward es ja vor allen frühern Geschlechtern vergönnt, die Erfüllung der Verheißung mit Augen zu schauen, mit Händen zu greifen, zu schauen und zu greifen, wie Geistiges sich schauen und greifen läßt: in seinen Aeußerungen, seinen Wirkungen, seiner Kraft. Es ist der Antheil Simeon's, der statt des Genusses des verheißenen Reiches uns zufiel. Wir sehen die Verheißung erfüllt, wir sehen ihre schwachen Anfänge, wir sehen das Reich in den Windeln gleichsam, aber wir sehen es doch. Der Anfang ist doch gegeben, und wird wachsen und zunehmen vor Gott und den Menschen. Gewiß, wir haben keine Ursache, geringschätzig zu denken von dem Antheil an der Verheißung, der uns beschieden ward. So weit verwirklicht ist sie doch, daß sie sich mit Händen greifen läßt? Gewiß, ein großer Wechsel der Dinge hat sich schon vollzogen, seit Simeon den in seinen Armen wiegte, der den Grundstein des Reiches gelegt hat. Es war einst ein Reich des Irrthums und des Aberglaubens, in dem die Menschheit sich beugte vor leeren Götzen, vor Gebilden der Menschenhand hier, vor geschaffenen Creaturen dort und allenthalben vor bluttriefenden Altären.

Und es wurde ein Reich des Herrn, der über alle Lande seine Herrschaft verbreitet hat. An den Seegestaden glänzen seine Kirchen, an den Bergeshalden läuten ihm die Glocken, auf den Alpenhöhen tönen ihm die Lieder, durch der Städte Lärm ruft seine Stimme. Allenthalben hat er seine Leuchte aufgepflanzt, und ihre Strahlen dringen durch.

Es war eine Zeit der Gewalt und der Gesetzlosigkeit, da der Mächtige that, was kein Stärkerer wehrte. Schutzlos war der Schwache preisgegeben dem Starken, ein Alter unterworfen dem andern, ein Geschlecht botmäßig dem andern, ein Volk unterjocht unter das andere. In Sklaven und Herren, in Knechte und Tyrannen war die Menschheit zerspalten, und es regierte die Gewalt.

Und es wurde ein Reich des Rechts und der Liebe, das Grundsteine öffentlicher Ordnung gesetzt hat, und strenge Grenzen gezogen der Willkür. Ein Reich der Liebe, die dem Schwachen nachgeht, den Wankenden stützt, dem Gefallenen aufhilft und Balsam weiß für alle Wunden.

Es war ein Reich der Sünde und Schande, da jeder that, wozu die Sinne ihn trieben, da die Zucht und Sitte fehlte im Haus, die Scham gewichen war aus dem öffentlichen Leben und die Heiligthümer besudelt wurden mit den Greueln der Unzucht. Der Pesthauch der Sünde ging durch die Welt und welkte die Jugend und entehrte das Alter.

Und es ward ein Reich der Sitte und Zucht, das

die Sünde schreckt und die Unschuld schützt. Er legt segnend seine Hände auf den Bund der Familie, er steht warnend im Heiligthum des Hauses, er behütet der Jugend Spiel und leitet ihre Wege.

III.

Vollendet freilich ist das Werk lange noch nicht, und Simeon's Trost würde uns nicht recht trösten ohne seine Hoffnung. Denn, wie wir uns freuen über die Fortschritte der Jahrhunderte, wie wenig wären sie ohne die Hoffnung der Vollendung! Ach wenn wir alles, was unser Geschlecht erreicht, geschaffen und geleistet hat, zusammenzählen und dann das Ziel ins Auge fassen, da liegt noch der alte ungelichtete Weg vor uns und das Material zum Bau für eine Ewigkeit. Sandkörner haben wir zusammengetragen zu einem Werke, das bis in die Wolken reichen soll. Tagelöhner sind wir gewesen dessen, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, und ohne die Hoffnung auf kommende bessere Zeiten, auf ein nachwachsendes stärkeres Geschlecht möchten wir die Hände nur gleich sinken lassen. Aber jener Simeon, der das Heil in seinen Händen trug und den Messias auf seinen Armen wiegte, ist's ihm anders ergangen? Er hat die Erfüllung der Verheißung erlebt, aber ist diese Erfüllung nicht selbst nur wieder eine neue Verheißung? Selbst ihm, was ist ihm denn zu schauen vergönnt? Ein hülfloses Kind, selbst eine Hoffnung. Er vermacht seine Hoffnung dem folgenden Geschlecht, und die Kommenden

sehen den Erlöser, aber sie sehen ihn am Kreuz, und vom Kreuz übergibt er ihnen seine Lehre und sein Werk. Sie treten die Erbschaft an, ziehen aus in alle Welt und predigen das Evangelium. In welcher Hoffnung? Daß er wiederkehren werde auf den Wolken des Himmels, sein Reich zu gründen und sie zu lohnen für Mühe und Kampf. Und die junge Kirche lebt und athmet in dieser Hoffnung. Sie überwindet das Judenthum und besiegt das Heidenthum, und noch ist das Reich nicht da. Auch die tausend Jahre werden voll, die die Weisen und Lehrer und Kundigen der Schrift als Termin bestimmt hatten für den Anbruch des Reiches. Aber die Sonne zieht gewohnte Bahnen, und das Laster findet seine Wege wie zuvor. Da ziehen sie aus, Jerusalem zu befreien, daß zu Zion das Reich könnte errichtet werden. Zion wird erobert und das Reich kommt nicht. — So hält die Kirche Einkehr in sich selbst, und neue Propheten verlangen, daß die Kirche müsse gereinigt werden an Haupt und Gliedern, daß der Antichrist müsse ausgetrieben werden, damit der Christ komme. Aber der größte der Reformatoren sinkt mit der Klage ins Grab, daß Welt Welt bleibe, und unter andern Namen drückt die alte Schuld. Da geht ein neues Morgenroth auf, wie freudig begrüßt, eine neue Zeit voll Sturm und Drang, das Zeitalter der Freiheit und des Lichts, das alle Fesseln sprengt! Auch dieses hat sein Jahrhundert nun bald erfüllt, und wie viel ist noch zu schaffen, zu wirken, zu arbeiten! W i r werden das Ziel nicht erreichen, wir haben gelernt

zu entsagen, und hätten wir's nicht gelernt, Simeon's Beispiel könnte es uns lehren. Denn worin liegt das eigenthümlich Rührende und Bewegliche in dem Lobgesang des alten Israeliten: „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn der Welt ist Gnade geworden, und wenn auch Simeon nicht mehr ist, so wird doch Heil sich lagern über seinem Volke?" Was ergreift uns so tief an diesem einfachen Worte, als die selbstlose, neidlose Freude des Greises, der der Segenszeit sich freut, in der er selbst nichts besitzen wird als ein kühles, vergessenes Grab?

Und nun seht doch, ob nicht alles, was heute unter heißen Kämpfen und sauerer Arbeit durchgesetzt wird an neuen Rechten, bessern Ordnungen, freien Einrichtungen — ob es nicht erkämpft werden will in jener Gesinnung des Simeon, nicht für uns, sondern damit über unsern Gräbern ein Volk wandle, das glücklicher, freier und größer sei, als wir es sind? Ob nicht alles, was gethan wird zur Erziehung, Leitung und Bildung der Jugend, gethan sei im gleichen Sinn, daß, wenn uns die Waffen aus den Händen fallen, ein neues Geschlecht erstehe, frömmer, edler, reiner und besser, als wir es waren und werden konnten? Ob nicht jeder wahre und rechte Fortschritt, jede wahre Besserung von den Lebenden mit dem Lobgesang des alten Israeliten will gefeiert sein: „Herr, nun lässest du deinen Knecht in Frieden fahren — denn wenn auch Simeon nicht mehr ist, so wird doch Heil sich lagern über seinem Volke?"

Der Glaube Simeon's, der Trost Simeon's, die Hoffnung Simeon's ist der Inhalt unserer Adventsfreude. Es ist der Glaube, der sich selbst Unterpfand und Bürgschaft seiner Wahrheit ist, weil er weiß, daß Gottes Verheißungen an die Seinen Ja und Amen sind.

Es ist der Trost des sichtbaren und greifbaren göttlichen Waltens, mit dem der Allgütige unserer Schwachheit zu Hülfe kommt. Es ist die Hoffnung, die nichts für sich will und sich genügen läßt an Gottes Gnade.

So gehen wir gläubig der Botschaft des Weihnachtsfestes entgegen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, die Botschaft wird Wahrheit werden, denn auch unsere Augen haben den Heiland gesehen, den Gott bereitet hat vor allen Völkern.

8.

Weihnachtsbetrachtung.

Matth. 18, 1–4.

Zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu und sprachen: Wer ist doch der Größeste im Himmelreich? Jesus rief ein Kind zu sich, und stellete es mitten unter sie, und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedriget, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich.

Es liegt etwas Ansprechendes in der rührigen Geschäftigkeit, die das Weihnachtsfest einzuleiten und zu begleiten pflegt, was zu unserer sonstigen Geschäftsweise einen angenehmen Gegensatz bildet. Wenn uns sonst jenes Laufen und Markten und Sorgen gerade ein trauriges Gefühl der Oede und Leerheit des Lebens hinterläßt, so webt sich vielmehr um diese Weihnachtssorgen ein eigener Zauber der Liebe, der gutmüthigen Fürsorge und all der besten Empfindungen des menschlichen Herzens. Ja schon den festlichen Tagen voran geht das

Bestreben, sich Freundliches zu erweisen, allen Anstoß wegzuräumen und eine ungetrübte Feier des heiligen Abends vorzubereiten, sodaß wol auch die in diesen Tagen ihre besten Stunden gefunden, denen das Weihnachtsfest seinen bestimmten christlichen Inhalt verloren hat. Wie der Tannenduft, der unsere Stuben durchzieht, uns mahnt an den Wald und die würzigen Lüfte des Frühlings, so weckt die ganze Kinderfeier in uns das Heimweh nach dem Frühling des Lebens, und als Grundton der ganzen Feier zieht durch unser Gemüth der Wunsch des Heilandes: Werdet wie die Kinder!

Wem wäre dieser Wunsch nicht gekommen bei dem Festjubel des heiligen Abends, wem hätten all die leuchtenden Kinderaugen, all die freudegerötheten Wangen der Kleinen nicht den Wunsch geweckt, sich auch noch freuen zu können wie sie, umzukehren und zu werden wie die Kinder! Seltsame Bitte, so obenhin gesehen! Thörichtes Begehren, all die mühevolle Entwickelung, die Frucht langjähriger Arbeit hingeben zu wollen, um die Kinderschuhe wieder anzulegen! Wozu preisen wir unsere Schulen, die stets mehr und mehr zu geben suchen, wozu die Erziehung, die stets umfassender wird, wozu den Fleiß des Lernens, der Weiteres und Weiteres an sich rafft — wenn dann dem so fertig gewordenen Menschen der Wunsch wieder aufsteigen kann, wieder umzukehren und zu werden wie die Kinder? Dennoch aber muß dieser Wunsch in unserer Natur *begründet sein*, sonst würde er nicht so allgemein empfunden werden. Ja er muß seine *tiefere*

Berechtigung haben, sonst würde er nicht die reinsten und besten Menschen am innigsten bewegen, er muß sogar einer religiösen Pflicht entsprechen, sonst hätte ihm Jesus Christus nicht seine feierliche Weihe ertheilt.

Der Grund dieses Wunsches ist bei der Mehrzahl der Menschen leicht abzusehen. Wir wünschten so glücklich zu sein wie die Kinder, und wünschen uns ihren Kindersinn. Kein anderes Verlangen bewegte uns, als wir die Kinderschar frohlocken sahen bei dem flimmernden Lichterglanz und all den bunten Flittern, mit denen eine trügerische Herrlichkeit aufgebaut war für so wenige Stunden, kein anderer Wunsch, als doch auch mit so wenigen Mitteln uns noch so überschwengliches Glück bereiten zu können. Die unbewußte Genügsamkeit ist es, die wir auch am begehrlichsten Kinde beneiden. Die Empfänglichkeit für kleine Freuden, für die wir schon längst abgestumpft sind. Ganz andere Gaben müßten über uns ausgegossen werden, bis wir so von Freude durchglüht würden, und dann würde die Freude kaum vorhalten. Wir haben schon zu viel erhalten und gekostet, die Empfänglichkeit hat abgenommen, und darum müssen die Reizmittel zunehmen, das ist's, was wir beklagen, und weshalb die Kindheit unsere Eifersucht weckt. Dazu kommt dann noch etwas anderes, wovon die Dauer des Glückes abzuhängen pflegt. Es ist die Sorglosigkeit der seligen Kinderjahre. Es ist dem Kind von Haus aus eigen, sich nicht zu grämen um den kommenden Morgen. Noch hat der Zweifel sein Herz nicht beschlichen, ob es auch morgen

haben werde, was ihm nöthig ist, genug, daß es aus Aelternhand für jetzt sein Brot erhält. Selbst die Schmerzen, die es in seinem kleinen Herzen erfahren, sind vergessen in der nächsten Stunde, noch ist die Wange von der Thräne nicht trocken, und schon lächelt der Mund und ist aller Kummer geschwunden. Aber wie der Mensch heranreift, schwindet mehr und mehr diese Fähigkeit zum Glück, schwindet dieser Kindersinn. Trübe Erfahrungen werfen ihre Samen ins Herz, und ihre Saat pflegt wuchernd aufzugehen und das Vertrauen zu Gott und Menschen zu ersticken. Das Unglück einer Stunde vergißt sich so schwer. Stets sehen wir all das Leid von damals wieder in Aussicht, und das zaghafte Herz glaubt sich von Gott verlassen, weil ihm vor zeiten ein Plan misglückt, eine Hoffnung misrathen. So werden die Tage ausgefüllt mit der ängstlichen Sorge um Nahrung und Unterhalt, die bitterer ist als die Dürftigkeit selbst, so gehen die auf in Kummer und Jammer des Lebens, die ein glückliches Leben führen könnten. Und die den Mangel nicht fühlen, sie fühlen, was schlimmer ist als der Mangel, die Weltangst, die Sorge, die Schrecken der Zukunft, und das alles so umsonst. Aber wir wissen es wohl, daß wir es selbst sind, die uns all dies Herzeleid anthun. Was wäre an sich an all dem, was die Menschen Unglück und Elend nennen, welch Unglück denn die enge Stube und niedere Decke, und das grobe Kleid und trockene Brot, wenn nicht unser Herz stets die bittere Empfindung dazulegte, daß wir recht heimgesucht und

ausgewählt seien von des Lebens Noth? Darum wünschen wir zu werden wie die Kinder, denen zwei Lichter und wenige bunte Flitter genügen zum Glück, und die nicht fragen, was morgen sein wird?

Nicht minder aber beneiden wir sie um ihr Zutrauen zu den Menschen, das uns verloren ging. Sie betrachten noch keinen darauf, ob er es wirklich gut mit ihnen meine. Sie lächeln jedem zu, der ihnen zulächelt, und sind gewiß, daß er ihr Freund sei. Unser Herz aber hat sich zugeschlossen und trägt sein Mistrauen mit in sich herum, und um der oder jener möglichen Verletzung und Beschädigung zu entgehen, reibt es sich selbst wund an dem Stahlkleid, in das es sich hüllt, und indem es seinen Panzer zur Schau trägt, macht es sich die erst zu Feinden, die ihm an sich gewogen wären. Von allen denen, die sich Feinde nennen, ist es die Mehrzahl nur darum, weil jeder es für weise und klug hält, sich möglichst zurückzuziehen auf sich selbst, möglichst seine geheimen Gedanken zu verbergen, möglichst kälter zu scheinen, als er ist. Sie haben es verlernt, sich mit dem Vertrauen ihrer Kinderjahre zu nahen, und eben das ist ihr Unglück, obgleich sie es Lebensweisheit nennen, denn Mistrauen erzeugt Mistrauen und endlich Haß und Feindschaft. Auch fehlt es nicht an Stunden, in denen der Mensch das einsieht, aber nun ist die Fähigkeit verloren gegangen, aus sich herauszugehen, sich anzuschließen, offen und wahr zu sein. Das brennt ihm wol bitter auf der Seele, und von der heißen Lippe ringt sich der Wunsch,

umzukehren und zu werden wie die Kinder, denn die sind glücklich in ihrer Einfalt.

Das führt uns aber hinüber auf die weitere Frage nach der innern Berechtigung dieses Wunsches, zu werden wie die Kinder. Wie seine allgemeine Verbreitung darauf beruht, daß wir uns nach dem Glück der Kindheit sehnen, so seine Berechtigung darauf, daß wir nach der Reinheit unserer Kinderjahre zurückverlangen. Es ist mit andern Worten dieser Wunsch nichts anderes als eine Regung des Gewissens. Wir fühlen, daß wir seit jenen Tagen der Kindheit nicht das geworden sind, was wir werden konnten, daß unsere Entwickelung in falsche Bahnen gerathen, und wünschen darum die vergangenen Jahre zurück. Allein, da fragt es sich doch, sind wir wirklich in jenen Tagen wahrhaft rein und gut gewesen, oder hat nicht vielleicht damals schon all die Sünde und Leidenschaft in uns geschlummert, deren Saaten jetzt wuchernd aufgegangen sind? Ist die menschliche Entwickelung dem Laufe des Stromes zu vergleichen, der hell und klar entspringt, dann aber weiterhin verunreinigt und getrübt wird, bis er schlammig und erdfarben ausmündet ins weite Meer, oder gleicht sie der Pflanze, die schon im Keim verdorben einen marklosen Stengel mit welken Blättern und verkümmerten Blüten treibt? Jenes scheint der Herr zu lehren, wenn er dem verderbten Geschlecht die Unschuld der Kleinen entgegenstellt und von ihnen rühmt, daß das Himmelreich ihnen sei; dieses wird von der Kirche angenommen, die schon das Kind im

Mutterschos läßt behaftet sein mit der gemeinen Verderbniß menschlicher Natur. Eine Verschiedenheit der Anschauungen der wichtigsten Art! Denn nicht der Streitsucht der Schule allein hat dieselbe von Belang geschienen, sondern die Denker aller Zeiten und Völker hat diese Frage beschäftigt, ob schon im Kinde all die übeln Neigungen, Leidenschaften und Laster vorhanden sind, die uns anhaften, oder ob erst der Einfluß verkehrter Erziehung, ob erst übles Beispiel und schlechte Gewöhnung sie dazuthun. Mit einem oder dem andern Schriftwort läßt sich die Frage nicht abthun, denn die Schrift sagt einerseits, daß den Kleinen das Reich Gottes gehöre, und wer es ererben wolle, müsse werden wie sie, anderseits läßt sie den Menschen rufen: „Ich bin aus sündlichem Samen gezeugt und in Sünden hat mich meine Mutter empfangen.“ Zur Lösung dieses Widerspruchs scheint nun nur dieses Eine offen zu bleiben, was auch die Beobachtung und Erfahrung bestätigen, daß allerdings im Keime schon alle die bösen Neigungen und Lüste schlummern in dem Herzen des Kindes, daß aber weitaus die schlimmere Einwirkung ausgehe von allen jenen äußern Einflüssen, die den werdenden Menschen verleiten zum Bösen. Freilich im Kinde schon regt sich die Selbstsucht, die Eifersucht, Eitelkeit, und das sinnliche Leben beherrscht es ausschließlich, aber wenn es mehr und mehr entartet, so geschieht es unter der Macht übeln Beispiels und schlechter Erziehung. An die Worte gehässigen Zanks, die rings ertönen, gewöhnt

sich das Ohr und nachher der Mund, und endlich das junge bildsame Herz. Mit tausend Mitteln wird seine Eitelkeit und sein Hochmuth geweckt, seine Selbstsucht bildet sich nach den Vorbildern, die es umgeben. Ja wir wissen nicht, was mehr dazu beigetragen, uns zu verderben, die falsche Liebe, die uns verzärtelt, oder die rohe Misachtung, die uns verhärtet hat. Hereingeboren in eine Welt von Sünde, setzt sich Sünde auf Sünde an uns an, sodaß, wie unvollkommen wir auch schon beim Eintritt in die Welt gewesen, dennoch der Wunsch gerechtfertigt erscheint, wieder umzukehren und wieder zu werden wie in den Tagen der Kindheit, da wir noch nicht so über und über bedeckt waren mit den Flecken, mit denen der Schmuz des Lebens uns bewarf.

Aber freilich, dieses Begehren soll nicht das bleiben, was man einen frommen Wunsch zu nennen pflegt, sondern es soll sich verwirklichen. Macht doch Jesus dieses „Werden wie die Kinder" sogar zur Bedingung unsers Eintritts ins Himmelreich. Freilich eine schwere Pflicht, bei der wir wol mit jenem Meister in Israel rufen möchten: „Wie kann ein Mensch wieder zum Kinde werden, wenn er alt ist. Kann er auch wieder in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?" Schwer genug ist es, was unsere Religion von uns verlangt, aber nicht unmöglich, sonst würde sie es nicht verlangen. Es gab ja doch eine Zeit, in der jener Kindessinn uns eigen war, warum sollte sie nicht

wiederkehren? Es bricht doch heute noch in bessern Stunden all sein Gottvertrauen, seine Liebesfähigkeit, sein Wohlwollen wieder durch und offenbart, daß jener Kindeskern der menschlichen Natur noch vorhanden sei, wenngleich überwuchert von allerlei Sünde und Selbstsucht. Noch heute ja kommt er infolge von schweren Schicksalsschlägen, die das harte Herz zerbrechen und zermalmen, wieder zum Durchbruch, und Menschen, die noch vor kurzem spröde, kurz und abgeschlossen erschienen, sie bringen wieder die ursprüngliche Güte und Kindlichkeit ihres Wesens zum Vorschein. Was in einzelnen glücklichen Augenblicken so aufglimmt, warum sollte es nicht angefacht werden können zur helllodernden Flamme, die unser ganzes Leben durchleuchtet und durchglüht? Was die Fügungen des äußern Geschicks so mit sich bringen, was irdische Schicksalsschläge zu Wege bringen, wie sollte das nicht auch durch festen Entschluß zu erreichen sein? Habe nur Acht auf alle die Regungen deines Herzens, suche die Kruste zu lösen, die der Verkehr mit der Welt über dein besseres Wesen gezogen, laß ihn wieder hervorbrechen aus des Herzens Tiefe den Strom der Liebe, des Gottvertrauens, des Glaubens, der Hoffnung, lebe von innen heraus und achte alles gering, was die Wogen des Lebens von außen an dich heranspülen, so wird bald das erreicht sein, was jetzt dich so schwer dünkt: zu werden wie die Kinder, — so glücklich wie sie und so rein wie sie.

Zurück zur Kindheit weist uns das Evangelium der Weihnachtszeit, damit wir, was Weltangst und Weltliebe über den ursprünglichen Kindeskern unserer Natur von außen gehäuft hat, abstoßen, daß wir selbst wieder hindurchdringen zu jenem kindlichen Gottvertrauen, das da ruft: „Abba, lieber Vater!“

9.

Von den Familienverhältnissen, in denen wir als Christen stehen.

Luk. 2, 15—20.

Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten untereinander: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgethan hat. Und sie kamen eilend und fanden beide, Mariam und Joseph, dazu das Kind in der Krippe liegend. Da sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, welches zu ihnen von diesem Kinde gesagt war. Und alle, vor die es kam, wunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten. Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen. Und die Hirten kehreten wieder um, priesen und lobten Gott um alles, das sie gehöret und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.

Unser heutiger Text stellt uns ein Bild vor Augen, dessen unerschöpflichen Zauber die Kunst vieler Generationen wiederzugeben sich mühte: das wunderbare Bild der heiligen Familie; Maria und Joseph mit dem Kinde.

Es ziemt sich billig, daß die Feier des Geburtsfestes Christi auch diese Beziehungen im Auge behalte, denn von all dem, was Jesus Christus gethan hat für diese Welt, ist das gewiß nicht das Geringste gewesen, daß er der Menschheit die Pflichten und das süße Glück des Familienlebens lehrte, die vor ihm von solcher Gemeinschaft keine Ahnung hatte. Das Christenthum erst hat der Familie ihre wahre Weihe gegeben, indem es ihr die Aufgabe zuerkannte, im Kleinen das Gottesreich darzustellen, aus dem das große Reich des Herrn Zelle für Zelle sich zusammenweben solle.

Ich wüßte aber kein anderes Fest, an dem uns diese Bedeutung der Sendung Christi so nahe gerückt wäre, als das Weihnachtsfest — das ja vor allen andern ein Fest der Familie ist. An diesem Tage offenbaren sich vor allem die geheimen Gedanken eines Hauses. Ist's darin wohl bestellt und waltet Treue und Liebe in demselben, dann verklärt die Freude des Gebens und Nehmens all diese Beziehungen zu überschwenglichem Glück. Herrscht aber Entfremdung, Feindschaft, Haß im Schos der Familie, dann werden diese Festtage empfunden als eine peinliche Last, dann drückt es den einen, freundliche Worte sprechen, den andern, sie erwidern zu müssen; peinlich ist es, die innere Gleichgültigkeit und Feindseligkeit verbergen zu sollen, peinlich, Gaben darzubringen, und doppelte Pein, für sie zu danken. Die geheimen Schäden eines Familienlebens werden an diesem Tage auch dem Auge des

fremden Beobachters offenbar und sie drücken vor allem der Menschen eigenes Herz.

So ist es denn ein dreifacher Fingerzeig, der heute unsern Blick hinleitet zur Betrachtung der Familienverhältnisse, in denen wir auf Erden stehen, sowol der Inhalt des Evangeliums, als die Verdienste Christi um unsere Familie, als die gewohnte Feier des Weihnachtsfestes weisen uns darauf hin.

Das erste, was sich hierbei unserer Erwägung darbietet, ist unfehlbar dieses: daß die Familienverhältnisse, in denen wir auf Erden stehen, eine freie Veranstaltung des Allmächtigen sind, der da kann schaffen, was er will.

Deine Augen sahen mich, sagt der Psalmist, als ich noch unbereitet war. An ihm allein lag es, warum wir gerade jetzt und hier gerade eingetreten sind in dies lichte Land des Daseins, des eigenen Wählens und Wollens. In vergangenen Zeiten hätte er uns können entsenden aus jenem unbekannten Reiche, in kommenden Jahrhunderten hätte er uns können emportauchen lassen. In den Steppen des Ostens konnte er uns die Sonne begrüßen oder am Pol ihre schwachen Strahlen empfinden lassen — aber er hat es so gewollt und wir sind in seiner Hand. Und so ist denn auch das Haus, welches unser erstes Obdach darbietet, das Aelternpaar, das uns beim Eintritt ins Leben begrüßt als Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, die Schar von Brüdern und Schwestern, der wir eingereiht werden, und das Ganze

der häuslichen Umgebungen, unter der wir unserer Bestimmung zureifen, es ist von Gott so gewollt, uns geworden ohne unser Wünschen und Zuthun.

Thörichter ist darum kein anderes Brüsten der menschlichen Eitelkeit als der Stolz der Abkunft und der Familie, denn er rühmt sich dessen, was er empfangen hat, als ob er es nicht empfangen hätte, und verwerflicher kein anderes Streben menschlichen Hochmuths als das, den Ursprung zu verleugnen, den Gott uns gesetzt hat. Nicht Gegenstand kindischer Eitelkeit und noch weniger Gegenstand falscher Scham darf die Familie uns werden, denn Gottes allweiser Rathschluß war es, der ihre Bande um uns geschlungen. Ja, wenn sie auch davon reden, daß sie ihre Familie selbst geschaffen, sich einen eigenen Herd gegründet, daß sie durch eigene Kraft herausgewachsen seien aus den engen Kreisen, in denen ihr Leben zu Anfang entsprang, so war es ja doch wieder Gott, der dem Gatten die Gattin zugeführt, aus Gottes Hand empfingen die Aeltern ihre Kinder, er war es, der den bunten Kranz des Lebens voll holder Blüten geflochten, und in der beseligenden Verbindung, deren Dauer von ihm abhängt, wird sich das Herz bewußt, daß auch hier in allem Gottes freier Rathschluß walte. Darum nun, weil uns im Kreise der Familie alles durch eine freie Veranstaltung des Allmächtigen zugewiesen ward, hat hier menschliche Hoffart nichts zu suchen, sondern eine Reihe religiöser Pflichten entspringen hier, wie sie der Himmel mit jeder seiner Gaben zu verbinden pflegt.

Zunächst wird aus dieser Veranstaltung dieses folgen, daß wir in der Familie die Quelle des reinsten Erdenglücks zu suchen haben, denn alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab. Die Verhältnisse, in die Gott uns gestellt, müssen all die Bedingungen unseres irdischen Glückes schon enthalten, und wir brauchen nicht erst hinauszuschauen nach einer Seligkeit, die in der Ferne irgendwo für uns reifen soll. — Es ist freilich Menschenweise, das Glück zu erwarten von irgendeiner Laune des Zufalls, die dem trägen Sterblichen Geld und Gut in den Schos wirft, oder von äußerer Ehre, die ihn hinaushebt über die Schar seiner Brüder, oder von der Menge bunter Genüsse, die rechts und links zu pflücken sind — aber in wie kurzer Zeit läßt der Flittertand des Reichthums die Seele kalt und leer, wie bald macht die herzlose Unterwürfigkeit der Menge dem vereinsamten Herzen bange, wie bald sind die Freuden ausgekostet, die die Welt zu bieten vermag. Aber wer zählt all die glücklichen Stunden auf, die euch erwachsen im Bund mit geliebten Lebensgefährten, mit theuern Kindern und Enkeln, mit zärtlichen Geschwistern und Angehörigen? Ist nicht ihre Liebe es, die euch Ruhe, Fassung, Trost und Heiterkeit gibt, wenn all der Wirrwarr draußen euch niederbeugt, euern Sinn verdüstert, euere Seele verstimmt, euern Muth bricht und den Frieden eures Herzens untergräbt? Ist's nicht ihre treue Theilnahme, die im Austausch harmloser Rede, die in Worten zärtlicher Fürsorge, die in tausend kleinen Zeichen der Liebe die Wolke des

Grams von euerer Stirne scheucht? Freundliches Bild des häuslichen Lebens, wo alles harmonisch ineinanderstimmt: des Mannes Kraft und Einsicht und rüstiges Schaffen und Wirken; des Weibes zarte Sorgfalt und sanft ordnender Sinn; der Kinder fröhliches Aufblühen und munterer Blick ins Leben, ihre fromme Zucht und treuer Gehorsam und unter ihnen allen ein unsichtbares, aber heiliges unzerreißbares Band beseligender Liebe, das alle zusammenhält. Welches Glück der Erde willst du neben dieses Glück stellen oder von welchem Unglück noch reden? Von Mangel und Armuth? Nein, den Armen beklage ich nicht, der seinen heiligen Abend bei zwei dünnen Kerzen gefeiert und mit wenig Früchten und Broten — aber den beklage ich, dem auf einsamer Stube die Stunden des Festes langsam verstreichen, dem sie höhnisch erzählen, wie er sich herausgerissen aus all den seligen Beziehungen, die des Menschen Herz erfreuen, und wie seine Selbstsucht ihn vereinsamt hat! Nicht der Niedriggestellte braucht unser Mitleid, der bei einfachem Baume den fröhlichen Kindern spendet, was sie wol sonst auch empfangen hätten, aber der ist erbarmenswerth, dessen heiliger Abend zu einem höflichen Feste geworden, bei dem die Nächsten in fremder Freundlichkeit sich begegnen oder auch meiden. Nein, der äußere Glanz und Prunk thut es nicht und die einflußreiche Stellung in der Welt thut es auch nicht, sondern am häuslichen Herde dort suche dein Glück oder dein Unglück. Denn all jene Flitter, sie werden dein Elend nicht übergolden, wenn zwischen

Gatten und Gattin, Aeltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Verwandten und Angehörigen statt Liebe Haß, statt Wohlwollen Feindschaft, statt Eintracht Hader dich erwarten, wo du vom Markte heimkehrst in deine eigene Welt. Was ist alle Feindschaft, aller Haß und Verfolgung, die die Welt draußen dir anthut, gegen die Qualen der Vereinsamung, die dir hier bereitet sind! Jene äußern Schläge, sie gleiten an uns nieder, als hätten sie einem Andern gegolten, aber diese Schmerzen empfindet, duldet, leidet der Mensch selbst in seinem eigenen, innersten, verlassenen, zerrissenen und vernichteten Gemüth. Was du gethan haben magst, um dir draußen den Haß der Parteien an die Fersen zu heften, das kümmert dich nicht, aber wer hat in die Tiefe eines Herzens gesehen, das sein heimisches Glück vernichtet und in dem nun die Gewissensqualen wüthen? Wie es sich die vergangene Seligkeit mit brennenden Farben vormalt und dennoch unfähig ist, sie wieder zu schaffen, wie die Gedanken sich anklagen und verdammen, wie die bange Seele wieder hofft und wünscht, wie die hoffnungslosen Wünsche hierhin und dorthin greifen und wie mit dem vernichteten Heiligthum die Seele selbst zu Grunde geht.

O, darum wache über dem stillen Frieden deines Hauses, daß die Zwietracht nicht hier ihr Haupt erhebe, daß nicht Kälte sich einschleiche zwischen Vater und Kind, nicht Feindschaft zwischen Bruder und Schwester, nicht Haß zwischen Mann und Weib. Was du sonst erringen,

erreichen und erkämpfen magst, wird dich nimmer freuen, wenn du dort dein nächstes Glück verloren hast.

Ja um so eifriger haben wir über dem Frieden unsers Hauses zu machen, als es nicht allein der Herd unseres Glückes ist, sondern auch die geheiligte, heimliche Bildungsstätte der jungen Menschheit. Was für das Samenkorn die schützende Decke der Erde, was Regen und Sonne und lauer Frühlingswind ihm ist, das ist dem jungen Menschenherzen die friedliche Stille des häuslichen Kreises, das sind die wohlgemeinten Lehren der Frömmigkeit, die es vernimmt, das ist der milde Geist der Liebe, der es umweht. Ja, was du an Geist und Herz geworden bist, du menschlicher Zögling der göttlichen Gnade, du bist's geworden in dem Hause, dem sie dich anvertraut; du bist's geworden an dem Herzen voll Liebe und Zärtlichkeit, an das sie dich, den schlummernden Säugling, gelegt, in den Armen der Theuern, die dich als sichtbares Unterpfand ihrer Liebe begrüßten, unter den Augen der Aeltern, die über deinem Athmen, Spielen und Schlafen treue Wache hielten, im Kreise derer, die jeden kleinsten Schritt deiner Entwickelung mit freudigem Jubel begrüßten. Dort im heitern Kreis der Familie war es, wo du zuerst Gedanken stammeln und das lebendige Wort den Vater- und Mutterlippen nachlallen lerntest. Dort war es, wo dein Sinnen und Ueberlegen die rechte Richtung erhielt, und wo man dich lehrte denken, urtheilen und Schlüsse bilden. Dort war es, wo man dich lehrte, das Gute zu thun, das Böse zu meiden,

die Tugend zu lieben und das Böse zu hassen. Dort war es, wo der sanfte Hauch der Aeltern-, Geschwister- und Verwandtenliebe dein Herz erweichte für die Empfindungen des Vertrauens, der Dankbarkeit, der Gegenliebe. Dort war es, wo du Achtung gegen Achtungswerthe, Gehorsam gegen Höherstehende, Unterwerfung unter die Weiseren und kluges Bequemen in die Verhältnisse gelernt hast. Mit Einem Worte, was du geworden und wie du geworden, ist dort zu suchen im stillen Heiligthum der Familie.

Und diese selben Familienverhältnisse sind es, die nicht nur in den Jahren der Jugend, sondern auch in jedem Alter des Lebens ihre bildende Kraft bewähren. Sind sie doch für die Aeltern eine siebenfache Aufforderung zur Anspannung der eigenen Kräfte, lehren Aufopferung, Selbsthingabe, Leben für andere — wo der einzelne in kalter Selbstsucht nur für sich sorgen und nur an sich denken würde. Ihre heilsame Zucht ist es, die den Erwachsenen noch weiter erzieht und ihn mahnt, alle lästigen Eigenheiten, Gemüthsfehler, Charakterschwächen abzulegen, weil sie den Frieden des Hauses zerstören. Sie spornen den Bruder zur Entwickelung der Kraft, damit er den Schwächeren Schutz zu geben vermöge, sie lehren die Schwestern dienen nach ihrer Bestimmung, lehren sie ausgleichen, versöhnen und vermitteln. Sie zwingen um des gemeinsamen Glückes willen, das keiner entbehren mag, Eintracht und Liebe zu üben, mit Wohlwollen sich entgegenzukommen, die Regungen gehässigen Sinnes in

sich bekämpfen, der Anderen Fehler und Schwächen schonend zu tragen. Sie legen einem jeden nahe, auch in den verborgenen Räumen des Hauses, auch fern von der Welt, Zucht und Sitte zu achten, weil sie dessen gedenken, daß nur auf gegenseitige Achtung das Glück des Hauses sich gründet. Ja, wo nähmen wir Worte her, all den Segen aufzuzählen, der dort in der geheimen Werkstätte des Familienlebens uns zutheil ward für Leib und Seele, aufzuzählen, was wir dort lernten bewußt und unbewußt! In solcher Schule sollen deine Söhne aufwachsen, mein Vaterland! Rein, treu, fromm und stark, gewohnt, den Schwachen zu dienen und sie zu schützen, mild und willig gegen die Kleinen und unbeugsamen Sinnes gegen das Unrecht! Dort sei die Quelle deiner Kraft und deiner Größe, dort die stille Pflanzschule, da deine Männer gedeihen, stark wie die Eichen, fest wie die Cedern, dort das Heiligthum, in dem deine Frauen walten, treu, rein und fromm. Und rede mir keiner von anderer Völker Glanz und Witz und Geist und Macht, wenn die heilige Flamme am häuslichen Herde verlöscht ist, wenn der Altar der Familie besudelt und entweiht ist. Mögen sie im menschenschändenden Handwerk des Krieges ihren Nachbarn überlegen sein, mögen sie die Welt überschwemmen mit Schriften verwegenen Witzes, mit neuen Erfindungen des Wohllebens und der Hoffart, morsch und hohl ist doch all der Glanz, prunkende Schminke von außen, innen Verwesung und Modergeruch!

Wir aber wollen wachen über diesem Heiligthum unserer Nation. Auch du wache, o Gott, über dem Frieden des häuslichen Herdes, die deutsche Familie erhalte uns, deutsche Treue und deutsche Zucht. Laß das Fest der Familie, das wir begangen, an unseren Herzen gesegnet sein, daß wir erkennen, welch heiligstes Sakrament der Gnade du dort niedergelegt. Amen.

10.

Die Versuchungen Jesu.

Matth. 4, 1–11.

Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführet, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn. Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Und er antwortete und sprach: Es stehet geschrieben: Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Da führete ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt, und stellete ihn auf die Zinne des Tempels, und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab; denn es stehet geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Da sprach Jesus zu ihm: Wiederum stehet auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen. Wiederum führete ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit; und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satan; denn es stehet geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Da ver-

ließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm.

Es sind zwei Grundthatsachen, die dem Christen feststehen als die Angelpunkte seiner religiösen Weltanschauung: der Glaube an Gott und der Glaube an die Wirklichkeit des Ideals. Die Ueberzeugung ist dem frommen Gemüth nicht zu rauben, daß die menschliche Natur auch einmal wenigstens in ihrer Reinheit vorhanden gewesen sei und im Gleichgewicht ihrer Kräfte. Nicht blos wie die natürliche Zeugung sie fortpflanzt als diese Mischung des Geistigen und Sinnlichen, des Höheren und Niederen, als werdende, ringende, unvollkommene; nicht blos, wie wir den Menschen kennen, unter dem Zwang der Lebensverhältnisse zersplittert, an die Scholle gefesselt und ein Bruchstück der Menschheit geworden; durch den Gang der Gewohnheit entartet und verderbt durch die Macht der Sünde. Nein, als der Mensch, der das Ebenbild Gottes sein sollte und nicht das Zerrbild seiner eigenen Idee. Dieses unser Urbild zu finden ist eine tiefe und schmerzliche Sehnsucht des menschlichen Herzens. Schon den Knaben verfolgen die heiligen und erhabenen Züge dieses Bildes, und oft glaubt er es gefunden zu haben, wenn er in seinem Heldenbuch liest von großen Männern. Bald in diesem, bald in jenem seiner Gespielen meint der Jüngling den zu entdecken, der der Traum seiner Kinderjahre war, aber die traurige Stunde der Enttäuschung bleibt nicht aus, in der die Glorie um des Freundes

Haupt zerfließt und wir mit Schmerzen gewahren, daß er so arm und gebrechlich ist wie wir andern alle.

Dennoch aber bleibt jene Stimme in uns lebendig, und so arm geboren ist kein Menschenkind, daß es ihre Laute nicht in sich vernähme. Ja all unsere Freundschaft, all unsere Liebe, wovon lebt sie sonst als von dem Glauben, daß das Ideale wirklich werden könne auf dieser unvollkommenen Erde, und das ist die traurigste Erniedrigung der menschlichen Natur, wie hochmüthig du dich auch dabei stellen magst, wenn du zu dem Glauben dich bekehrt hast, daß die Tugend ein leerer Wahn sei und jenes Bild ein Phantom unreifer Jugend. Wo aber ist dieses Bild lebendig gewesen? Wohin mag die Stimme des Herzens deuten, die in uns so mächtig und so heilig ist? Wir, die wir Christen sind, glauben, daß sie auf Jesum von Nazareth weise, der sein Leben gelassen hat zur Gerechtigkeit für viele. Wir haben keine Wahl, als entweder diese Stimme Lügen zu strafen oder sie auf Christum zu deuten, denn ich wüßte nicht, auf wen sie sonst sollte gedeutet werden. Darum glauben wir, daß in Christo das Ideale wirklich geworden sei.

Das aber, was wir suchen, ist nicht ein todtes Ideal, nicht ein Gott mit einem Scheinleib umflossen, der, über alle Verhältnisse dieser Welt hinausgerückt, durchs Leben gegangen, sondern wir suchen ein Bild, das uns gleich sei, das fühlte, wie wir fühlen, kämpfte wie wir kämpfen; Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Darum steht Christus unserem Herzen so nahe, weil wir

— mit dem Hebräerbrief zu reden — in ihm nicht einen Hohenpriester haben, der nicht könnte Mitleid haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde. (Hebr. 4, 15.) Darin liegt die Macht seines Beispiels, daß er selbst die Leiden gelitten hat, über die er uns trösten will, daß er selbst die Versuchungen bestanden hat, die er uns verachten heißt.

Aber freilich, was wir Versuchungen nennen, das sind nicht die Versuchungen Jesu gewesen. Wenn unser Inneres ein wüster Tummelplatz sinnlicher Wünsche war, so heißen wir das Versuchung, was doch schon Sünde ist. So wird sich keiner das Herz Jesu denken, und ihn selbst nicht als den Mann der mühsam behaupteten Tugend. Auch haben sich seine Versuchungen nicht auf das bezogen, was der gemeinen und sündlich verderbten Natur begehrenswerth erscheint; was ihn lockte, wäre für uns kaum Sünde gewesen.

Und dennoch soll es Ernst sein mit dem Worte der Schrift: er ward versucht allenthalben gleichwie wir. Dennoch wollen auch wir die Versuchungsgeschichte des Evangeliums nicht zu einem leeren Schattenspiel machen. Jene Wege, die verlockend vor ihm da lagen, als er seine Laufbahn begann — gewiß, sie schienen ihm wirklich wünschenswerth, obgleich er den Fuß nicht aufhob, sie zu betreten. Und ebendiese Wege wären für ihn Irrwege gewesen und hätten ihn abgeleitet von seinem Beruf, obgleich sie uns andern wie Bahnen der Tugend erscheinen.

Diese doppelte Eigenthümlichkeit der Versuchungen Jesu ist wol einer näheren Erwägung werth.

I.

„Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden", so lautet das erste mal die Stimme des Versuchers. Aber worin liegt hier die Versuchung? müssen wir fragen. Ist es nur die Lust, ein augenblickliches Bedürfniß zu befriedigen, so scheint das mehr eine Versuchung für Kinder als für den Heiland der Welt zu sein. Ist es aber ein Act nothwendiger Lebensfristung, so sehe ich nicht, worin dann die Sünde liegen sollte. Darum ist eben hier mit dem Brote mehr gemeint als die Speise, die zum Essen dient. Des Menschen Brot ist sein Haus und Herd, sein Weib und Kind, Gut und Glück, kurz alles, was zum natürlichen Behagen des Menschen gehört. Auf die Förderung dieses sinnlichen Wohlergehens seine vom Himmel zu höheren Dingen verliehenen Gaben zu verwenden, seine himmlischen Kräfte zu brauchen, sich dieses irdische Glück zu schaffen, das ist allerdings eine schwere Versuchung und will mehr heißen als das Gelüste, Brot zu essen, wenn dich hungert. Das war die Versuchung, die, wie sie am Anfang jeder höheren Laufbahn steht, auch Christo zunächst entgegentrat. In der That eine Versuchung von ganz anderm Gewicht als die der griechischen Fabel, in der Hercules wählt zwischen Tugend und Laster. Denn zwischen diesen gab's für Christum keine Wahl. Nein, er soll sich entscheiden

zwischen der fröhlichen Gewohnheit seiner seitherigen Verhältnisse, in die ihn doch auch ein göttlicher Wille gestellt hatte, und der schweren fast hoffnungslosen Bahn, die nach Golgatha führt. Auf welcher Seite steht hier die Versuchung? Dieser Wahl auf- und niederwogende Gedanken haben ihn in die Wüste getrieben, da war er vierzig Tage einsam mit dem Plan, der sein Leben vereinsamen wird; da hat er vierzig Tage keines Menschen freundliches Antlitz gesehen und fühlt den Vorgeschmack seiner schmerzlichen Laufbahn. Er war bei den Thieren des Feldes, sagt das Evangelium, aber die Vögel haben ihre Nester, die Füchse haben ihre Höhlen, nur des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt lege. Und das fühlt er wohl, daß wie diese vierzig Tage fortan sein Leben sein wird, daß er mit diesem Beruf überall in der Wüste ist, ein Entbehrender mitten im Wohlstand, ein Einsiedler im Gewühle der Märkte. Er wird das Land hinauf und das Land hinab ziehen und von den kümmerlichen Bäumen am Weg seine Nahrung lesen; er wird vor den thörichten Wünschen der Menge flüchten und den bösen Anschlägen ihrer Führer; bei den Aermsten des Landes wird er Ruhe suchen, wo nicht bei den Thieren des Feldes. Da ist kein Freund, der ihm die Hälfte seiner Leiden abnähme, um ihm die andere Hälfte zu versüßen. Allein mit sich, und doch eine Welt im Herzen. Er hat keinen, der ihn stützt bei Tag und mit ihm wacht in den Nächten von Gethsemane. Ja die

Nächsten, die ihn umgeben, er hätte ihnen so viel zu sagen, aber sie können es noch nicht tragen.

Das alles mochte in seiner ganzen Bitterkeit in diesem Moment vor ihn treten, und als er vierzig Tage in der Wüste gefastet hatte, da hungerte ihn. Da faßte ihn die Sehnsucht nach allem dem, was dem Menschen das Leben lebenswerth macht, was uns allen der Seele tägliches Brot heißt, ohne welches sie verschmachten müßte. Bist du Gottes Sohn? so tönt es um ihn her, und elender als der letzte der Menschen.

Aber es lag ja in seiner Hand, das alles zu haben, wie nur einer unter der Sonne. Er brauchte seine Gaben nur anzuwenden, um aus den Steinen Brot zu machen; welche Fülle häuslichen Behagens und rein menschlichen Glücks hätte er sich nicht zu schaffen vermocht? Und warum sollte er auf diese Stimme seines Herzens nicht hören? Ist sie nicht verwebt mit allem, was seit den Tagen der Kindheit ihm lieb und heilig war? Warum sollte er den Fuß nicht wieder zurücktragen zu den Zelten seiner Gespielen? Werden nicht Vater und Mutter Thränen der Freude vergießen, wenn er wieder einlenkt in die Bahnen anderer Menschen, wenn er seine himmlischen Gaben dem irdischen Gewerbe zuwendet? Wohlstand, Reichthum werden ihn überströmen, er wird der Stolz seiner Familie, Haupt seiner Stadt, und statt bei den Thieren des Feldes zu wohnen, steht es nur bei ihm, mit Vater, Mutter, Bruder und Schwester sich ein stilles gottumfriedigtes Heiligthum des Fa-

milienlebens zu schaffen. Dagegen wenn er nicht zurückkehrt, wird er nicht hinter sich lassen müssen alles, was ihm lieb ist? Die Thränen der Mutter folgen dem Kinde, der Spott der Gespielen dem Zimmermannssohn. Seine nächsten Verwandten ziehen ihm nach und verkündigen, daß er besessen sei, ja es kommt ein Tag, wo Mutter und Brüder vor seiner Thüre stehen, er aber sagt: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?" Und wer das alles voraussieht, sollte der nicht wählen dürfen zwischen diesem und jenem? Warum ist es Versuchung, warum Sünde, sich auf die Seite des natürlichen Wohlergehens, des friedlichen Besitzes zu stellen? Darum, antwortet der Erlöser, weil der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Dieses Wort des Geistes in uns, das ist des Menschen eigentlich Leben, seiner Seele wahres Brot. Wehe ihm, wenn er die Botschaft verschwiegen hätte, die ihm sein Gott aufs Herz gelegt hatte! Wehe jedem, der sich abwendet von seinen Idealen, um dem Mammon zu dienen; der das Bewußtsein in sich trägt, für einen andern Kreis und für ein ander Geschäft von Gott gerüstet zu sein, der aber abfällt von seinem Beruf um des irdischen Behagens willen. Auf seinem ganzen Leben wird diese Lüge vernichtend ruhen; nicht Geld noch Gut, noch Weib noch Kind wird es ihn vergessen lassen, daß er dem heiligen Geist gelogen, der in ihm war, daß er die Perlen nahm und sie vor die Säue warf, daß er aus dem Marmor, aus dem

er eine Göttterstatue bilden sollte, einen Futtertrog gemeißelt hat!

Darum war es eine Versuchung und die Stimme des Bösen, dieses: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden. Dazu war er nicht Gottes Sohn. Wäre der Herr ihr unterlegen, er wäre der erste Bürger geworden zu Nazareth, die Welt aber wäre unerlöst geblieben. Aber er siegte. Hinter sich hat er gelassen Haus und Herd, Geld, Gut, Ehre, Glück. Es trieb ihn vorwärts, das Wort auszurichten, was ihm Gott gesagt hatte.

II.

Welch gewaltige That ist doch oft ein einziger Gedanke! Noch könnte der Herr zurück zu der alten Welt, die ihn eben noch lockte. Aber schon liegt sie versunken hinter ihm. Denn für eine große Seele ist ein gefaßter Entschluß ein Abgrund, über den keine Brücke zurückführt. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, hat er gesagt, und damit abgeschlossen mit seinem seitherigen Leben. Wie kläglich stehen daneben unsere täglich gefaßten und stündlich widerrufenen Entschließungen da! Aber selten ist mit einem Entschluß die ganze Bestimmung des Lebens gerettet. Fast jeglicher Tag verlangt einen neuen. Auch ist es meist leichter für ein edles Gemüth, die Opfer zu bringen, die eine große Laufbahn verlangt, als die muthige Ueberzeugung zu fassen, daß es auch wirklich dieser großen Bestimmung gewachsen sei. So hat der

Herr mit einem Wort auf alles verzichtet, was dem natürlichen Menschen wünschenswerth scheint, und dennoch beschleichen jetzt die Zweifel der Verzagtheit sein Herz, ob er auch der sei, das große Werk hinauszuführen. Die eine Welt hast du dir zerschlagen, aber bist du der, der die andere geträumte aufrichten wird?

Bist du Gottes Sohn? so tönt aufs neue die Stimme des Versuchers, bist du der Messias? Bist du's, der die zerfallene Hütte David's wieder aufrichten soll, den die Propheten verkündigt, auf den Israel harrt? Der Friedensfürst und König der Macht, das Reis aus dem Stamme Isai und das Panier für die Völker? Bist du's, den Daniel gesehen als eines Menschen Gestalt kommend auf den Wolken des Himmels? Bist du Gottes Sohn? Wie viel leichter war es, auf die erste Frage des Versuchers nein zu sagen als zur zweiten ja! Ach, das ist die schwerste Anfechtung, die uns verzagen läßt an der eigenen Kraft. Du siehst, was noththut, um der armen gedrückten Menschheit zu helfen; du möchtest helfen, aber du zweifelst, ob auch Gott mit dir sein wird. Der Schmerzensschrei am Ende der Laufbahn: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" er ist nicht schrecklicher als die furchtbar bangen Zweifel am Anfang derselben: Bin ich der Erwählte oder ist die heiligste Stimme meines Innern eine Lüge gewesen? Wo finde ich Antwort auf diese Frage? Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: „Bist du Gottes

Sohn, so laß dich hinab; denn es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl thun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ — Da stand er am Rande des Abgrunds, drunten in schwindelnder Tiefe Häuser und Menschen der heiligen Stadt, Jerusalem zu seinen Füßen. Bist du Gottes Sohn, den Daniel gesehen auf den Wolken dahinfahren, den Legionen von Engeln bewachen, so stürze dich hinab. Das ist ja die Probe, die alle deine Zweifel widerlegen wird. Tragen dich die Engel unversehrt hinab, dann bist du kräftiglich erwiesen — bist du aber nicht der Verheißene, nun dann wird der Zimmermannssohn zerschmettert da unten liegen, ledig seiner Zweifel und Qualen. Der Herr hat dann sein Opfer verschmäht. Und wiederum flüstert der Satan: bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab, denn es steht geschrieben .... Es steht geschrieben, antwortet Jesus: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen. Vertrauen sollst du auf Gott, aber nicht ihn versuchen. Das freilich wäre die einfachste Messiasprobe, sich vom Dache zu stürzen, während eine Treppe daneben steht. Dem Pöbel mag das das Größte scheinen, für die Sache aber ist es wahrlich das Geringste. Hier gibt es andere Abgründe zu ergründen als die hundert Ellen der Tempelmauer, und hast du die ergründet, so braucht es keiner fürwitzigen Probe der eigenen Kraft. Die Verzagtheit, die sich vielleicht Bescheidenheit nennt, sie muß nur erst bis zum Rand der Sünde geführt haben, und alsbald

kehrt dem Herrn das Gottvertrauen wieder und er weiß, woher jene Stimmen stammen, die ihn irremachen wollten an seinem Beruf. Die Nebel seiner Zweifel sind zerstreut — er weiß, auf welche Probe es ankommt, und daß das das Größte ist, die Wege der andern Menschen zu wandeln und dennoch der Gottessohn sein. Dieses Vertrauen wird ihm nicht mehr schwinden. Verhöhnt und gegeiselt, so daß der Heide ruft: Seht, welch ein Mensch! mag ihn der Versucher wiederum fragen: Bist du Gottes Sohn? und er wird sprechen: Du sagst's.

III.

So hatte der Herr die Opfer gebracht, die die Ausführung seines großen Werkes erheischten. Er hatte sich den Muth abgerungen, auf die Stimme Gottes in sich zu vertrauen, jetzt gilt es noch Eines: die Wahl der Mittel. Er will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, es sollte vom Tempel der alten Welt kein Stein auf dem andern bleiben; aber von wo aus sollte er anfassen? Wie sollte er das Vertrauen der Menschen gewinnen? Mit welchen Mitteln sie an sich ziehen, welche Macht soll er in Bewegung setzen, um die Zustände zu bessern, in denen die Seelen unrettbar verkrüppeln müssen? Mit welchem der Mächtigen des Landes, mit welcher herrschenden Partei soll er einen Bund schließen, damit er zunächst einen Wirkungskreis finde? Siehe, da steht der Fürst dieser Welt wiederum vor ihm: Wirf dich hinein in die Wogen dieser Zeit, ins Rollen der Be-

gebenheit; ein Schwimmer wie du wird nicht versinken. Deine Beredsamkeit, die die Pharisäer zerschmettert, die Taktik, die alle listig gestellten Fallen vermeidet — sie sind heutzutage mehr werth als Scepter und Schwert! Du wirst meine Dämonen entfesseln, die in der Menge schlafen, und doch sie lenken nach deinem Sinn. Sieh hinab in diese gärende Zeit, schon hört man das Murmeln unter der Erde, das dumpfe Brausen, das einem Ausbruch vorangeht. „Und er stellte ihn auf einen hohen Berg, da sah man alle Reiche der Welt": Siehst du im Süden die Araber im Krieg mit den Römern, hörst du in der Ferne die dröhnenden Hufe der Parther? Siehst du im eigenen Land die Gestalten, die mit funkelnden Augen die römischen Posten betrachten? die Söhne Ephraim's, die im Gebirgskrieg die Cohorten necken? Hörst du den Anmarsch der Legionen von Cäsarea her? Siehe, ein Sturm braut sich zusammen, ich schreite durch die gärenden Völker und führe den Orient gegen das übermüthige Rom. Folge du den Gleisen meines Wagens, schließe dich an die Patrioten deines Volkes, du wirst der erste sein von allen! Denn diese Pharisäer und Schriftgelehrten sind nur zum Wühlen gut, sie werden das Schiff verlassen, sobald der Sturm durchs Takelwerk heult. Dann ergreifst du das Steuer, dann pflanzest du die Messiasflagge auf. Der Aufruhr rollt durch das Land, du wirbelst die Römer hinab zur Küste und wenn dann das Messiasreich aufgerichtet ist, dann magst du die Menschen bessern und sie bekehren.

„Und welches ist die erste Sprosse auf der Leiter zu dieser Macht?“ Bete mich an, den Geist dieser Zeit; was ich sage, das heiße gut, buhle um die Gunst der Menge, beuge dich vor den Häuptern des Volks und ihren Schranzen. „Falle nieder und bete mich an, und ich gebe dir alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit!“

Da sprach Jesus zu ihm: Hebe dich weg von mir, Satanas; denn es steht geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen! Nicht mit Brand und Blut wird der Garten Gottes gedüngt, mein Reich ist nicht von dieser Welt, drum soll es nicht mit Ränken und Listen dieser Welt gebaut werden.

Wohl ist der Weg, der zum Reiche Gottes führt, schwieriger denn der in den breiten Gleisen des Zeitgeistes. Fasset die Schwere der Aufgabe, die der Herr sich hier klar macht. An ein Volk, das über das Joch der Fremden ergrimmt ist, aufgestachelt zur äußersten Blutgier, will er herantreten; er will die bewaffnete Rechte fassen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen; selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Diese Botschaft auszurichten war dort kein Ort, wohin jetzt eben alle großen Geister, alle Talente, aller Ehrgeiz sich drängte; nicht auf dem Schauplatz, wo sie eben geschäftig den großen Scheiterhaufen aufrichten, der sie selbst verzehren wird. „Er wendete sich und zog ins galiläische Land“, dort in den Bergen, an den Ufern des Sees, unter den Armen und Einfältigen sorgsam das Senfkorn zu pflanzen, das zum

großen Baum heranwachsen wird. Angesichts der gewaltigen Stürme ein kleines Gärtchen treu zu bestellen, das geknickte Rohr nicht zu zerstoßen, den glimmenden Docht nicht zu verlöschen. Wohl werden auch ihm die kommenden Stürme dienstbar sein und den Samen, der dort wächst, über Land und Meer führen. Wenn dann die alte Welt der Trümmerhaufen ist, zu dem sie die Großen dieser Zeit zu machen im Begriff stehen, dann werden überall die Blüten hervorbrechen, gepflanzt von dem vergessenen Landrabbi, von dem — man wußte nicht recht warum — gekreuzigten Judäer.

Vom Berge, auf den ihn der Satan stellte, sah man alle Reiche der Welt, aber Christi Standpunkt war dennoch höher. Er sah über Jahrhunderte hinweg und wußte, was nachmals kommen werde. Wie klein erscheint doch auf diesem Standpunkt alles, was uns das Größte zu sein pflegt, und wie anders! Was uns das Lebensziel ist, Ruhe, Behagen und Glück, ihm ist es eine hemmende Bürde für seinen Lebensweg; was uns lobenswerthe Selbstbeschränkung und Bescheidenheit heißt, nennt er Mistrauen gegen Gott; was wir für weise Lebensklugheit halten, ist ihm ein Hochverrath am Himmelreich. So hat er der Welt Meinen und Wünschen mit den letzten Wurzeln und Fasern aus dem Herzen gerissen. Da verließ ihn der Teufel; und siehe, da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm.

11.

Die Naturbetrachtung Jesu.

Matth. 6, 28, 29.

Warum sorget ihr für die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine.

Es hat eine Zeit gegeben — und diese Zeit liegt nicht allzu fern — in der man den Glauben an Gott vornehmlich mit den Wundern seiner Schöpfung zu beweisen und zu erläutern liebte. Es war das bekannte Wort eines Italieners, das man damals mit besonderer Liebe aufgriff und behandelte, das Wort jenes Vanini, den sie einen Gottesleugner genannt und auf den Scheiterhaufen gestellt hatten, und der noch auf dem Holzstoß ausrief: „O, wenn ich von dieser Welt nichts gesehen hätte als den Strohbündel, den ihr hier herbeischleppt — wie wollte ich an der Existenz eines allmächtigen und allweisen Schöpfers zweifeln?" Im Sinn dieser Rede

liebte man es im vorigen Jahrhundert, aus dem Bau jedes Strohhalms, aus der Einrichtung jeder Blüte Gottes Herrlichkeit darzuthun. Heutzutage ist diese Betrachtungsweise in den Hintergrund getreten. Die Gegensätze der Confessionen, die Streitfragen der Parteien nehmen die Herzen so sehr in Anspruch, daß der gemeinsame Boden der Religion, in den sich alle Confessionen theilen, fast nichts mehr gilt gegenüber jenen Unterscheidungslehren. Von einer Erbauung vollends, in der Christen, Juden und Türken übereinstimmten, pflegt man gegenwärtig ganz ungemein wenig zu halten. Dafür hat man längstverschollene Dinge wieder aufgerührt, weil sie vor zeiten zur Unterscheidung der Confessionen gehörten. Darüber ist denn jene fromme und innige Naturbetrachtung verfallen, die allezeit ein eigenthümlicher Zug wahrhaft religiöser Gemüther gewesen ist und die wir bei niemanden liebenswürdiger ausgeprägt finden als bei dem Stifter unserer Religion, als bei Jesus Christus selbst. Mehr als einmal hat unser Meister seine Jünger geheißen, auch an den Vögeln unter dem Himmel, auch an den Blumen auf dem Felde Gottes Güte und Herrlichkeit zu erkennen und in dem Sprossen des Feigenbaums ein Gleichniß seiner Weltregierung zu sehen. Diese fromme Naturbetrachtung ist darum gewiß eines Christen wahrhaft würdig, und daran soll uns weder der Hochmuth derer irremachen, die da glauben, dieses A-b-c der Religion schon hinter sich zu haben, noch die gelehrte Einbildung derer, die dieser ganzen Anschauung spotten, weil sie die

natürlichen Gesetze des Werdens eine Spanne weiter zurück verfolgen können und für die unerklärten Geheimnisse lateinische Namen erfunden haben.

Jenen ersten gegenüber möchten wir uns darauf berufen, daß gerade der, der von den tiefsten Geheimnissen der Gottheit am meisten erkannt hatte, dennoch mit größter Liebe lebte und webte in der Betrachtung der sinnlichen Natur. Wenn wir die wenigen Reden durchmustern, die uns von unserm Meister erhalten sind, wie viele Spuren treten uns da entgegen, daß sein Auge weit geöffnet war für die Wunderwerke Gottes in der Schöpfung. Er achtete auf die Zeit des Feigenbaums; wenn die Zweige saftig wurden und die Knospen schwollen, dann dachte er mit Freuden, daß der Frühling nahe, und schaute dann, wie der Pflüger hinter dem Pfluge herging, und wie der Achtsame gerade Furchen zog, und wie der die Augen zurückwandte, den Acker verunstaltete; und wieder sah er dem Säemann zu, der die Körner ausstreute, und sah die Körner auf den Acker fallen oder über den Acker hinaus auf die Straße, und er sah, wie die Sperlinge von den Dächern flogen, und wie die Hühner aus den Scheunen rannten und die Körner wegpickten, und es that ihm leid um die andern, die des Wanderers Fuß zertrat, oder der Wagen, der vorüberrollte, zermalmte. Und er kam wieder zum Feld, da war hier und dort die Saat aufgegangen und stand fröhlich in ihrem grünen Scheine. Aber als er des Abends des Weges zurückkehrte, fand er die Halmen verdorrt, und er

prüfte den Boden und fand felsigen Grund. Und er sah wiederum in den Ecken unter den Dornen noch einzelne Halmen kümmerlich emporwachsen, und er freute sich endlich, als die junge Saat fröhlich aufstrebte, die guten Boden gefunden; kurz, er hatte tausend Dinge gesehen, an denen ein fühlloses Herz mit stumpfer Gleichgültigkeit vorbeigeht. Dann als er wieder mit den Seinen vorbeikam, da wies er ihnen die blauen und rothen Blüten, die der böse Feind zwischen die Aehren gesäet hat, und bedauerte die guten Halme, die man zertrat, um das Unkraut auszuraufen. Und der Sommer kam. Er sah, wie sie arbeiteten in der Last und Hitze des Tages, im Weinberg die Kelter aushöhlten, sah wie hinten im Garten die Senfstaude aufgeschossen war zu einem Baum, daß die Vögel sich hineinsetzten, und er kannte die guten und schlechten Bäume und schaute nach ihren Früchten, und sagte ihnen im gemüthvollen Scherz ihr Schicksal voraus. Er sah die Saat sich weiß färben und die Schnitter hinausziehen, und achtete auf den Brauch, wie sie die Garben binden und das Unkraut verbrennen. Und wiederum sah er den Vögeln zu, wie sie ihre Nahrung finden; sah, wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel versammelte, als der Falke am Himmel erschien, und er wußte, wo die Vögel ihre Nester bauen und die Füchse ihre Höhlen haben.

So lebte und webte er in der innigsten, liebevollsten Betrachtung der göttlichen Schöpfung. Die stillen Nächte brachte er in der hehren Einsamkeit der Berge zu, oder

in der geheimnißvoll einsamen Steppe, und ganze Wochen lebte er draußen in der Wüste, „im Hause des Durstes, wo Drachen und Dämonen heulen". Wo er aber am liebsten weilte, das war dort an den lieblichen Ufern des Sees, der so anmuthsvoll mit seinem blauen Spiegel zwischen den Bergen liegt, überragt von den Schneehäuptern des Hermon, wo über die reizenden Ufer die dunkle Blüte des Oleanders herabhängt und die Cypresse ihre dichten Schatten spendet. Dort hat er dem Spiel der glitzernden Wellen zugeschaut und der Arbeit der Fischer, wie die Fische herauffahren nach dem verderblichen Köder und wie sie im Netze sich fangen; wie die Fischer am Ufer sie auslesen, die guten in die Bütte sammeln und die faulen zur Seite werfen. Dem allem hat der Herr geachtet, und wer könnte heute noch seine Reden lesen, ohne durchzufühlen, welch sinnige, gemüthvolle Beobachtung dem Reichthum seiner Bilder voranging!

Was war es nun aber, was diese liebevolle Betrachtung ihm geoffenbart? Was haben ihm die Lilien Galiläas erzählt und die Vögel, die in den Wäldern von Tiberias nisten? Wir dürfen wol so fragen, denn es ist eine vieldeutige Kunde, die die sichtbare Schöpfung verkündet. Der eine liest Freude in ihr, der andere Trauer; Schrecken der eine, der andere Trost, und menschlich genommen haben beide recht. Denn von außen betrachtet ist am Ende in dieser Natur gerade so viel Finsterniß als Licht, so viel Leben als Tod. So viele Blätter

grünen, so viele Blüten welken hin; so viele Früchte reifen, so viele Fluren dorren ab; so viele Wesen das Licht der Welt lächelnd begrüßen, so viele Herzen brechen in herbem Todeskampf, und der Mensch hat ganz die Wahl, mit den Lebenden sich zu freuen, oder zu klagen mit den Sterbenden; fröhlich hinzuschauen auf die, die ihres Lebens Höhepunkte feiern, oder die größere Anzahl derer zu bedauern, die verkümmern, noch ehe sie entwickelt sind, oder wieder hinwelken, nachdem sie nur wenige Jahre geblüht haben. Daher denn die verschiedenen Urtheile über diese Schöpfung: dem einen ist sie ein Tempel Gottes, dem andern ein Jammerthal. Dem Dichter des 104. Psalms erscheint sie als ein prangender Garten, da jede Blume Gottes Herrlichkeit preist, und darin selbst die Thiere des Feldes seine Liebe verkündigen. Dem Apostel Paulus dagegen scheint sie hineingezogen in den Fluch, der auf der Menschheit lastet, er hört alle Creatur nur seufzen und sich sehnen und sich ängstigen — bis sie wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens, dem sie unterworfen ist. Und diese verschiedene Betrachtung findet auch jetzt noch statt. Dem einen erscheint Gottes Natur als die mütterliche Freundin, die den Menschen liebkost mit ihren milden Lüften und ihren wärmenden Strahlen, dem andern als die dämonische Feindin, die all ihre Pfeile auf ihn versendet, ihn erstarrt mit eisigem Hauch und austrocknet mit glühendem Wüstenwind, dem sie die Arbeiten seines Fleißes einstürzt, und die Wohnung tückisch in Flammen setzt. Der eine sieht

in ihr die liebende Mutter, die ihn nährt und tränkt, ihm das anvertraute Korn hundertfach zurückgibt und ihre Früchte und ihre Gaben über ihn ausschüttet — der andere sieht in ihr die unerbittliche Feindin, die der verschmachtenden Creatur ihre brennenden Strahlen aufs Haupt sendet und des schutzlos Irrenden Nacken mit Schloßen und Hagel schlägt und mit erkältendem, eisigem Regen. Dem einen ist sie ein großes harmonisches Kunstwerk, da eins das andere stützt und trägt, da eins im andern lebt und webt, dem andern ist sie ein sich selbst verzehrendes Chaos, wo ein Theil vom andern verschlungen wird. Und wenn ihr danach fragt: Gründe haben beide für sich. Es ist draußen so viel Furchtbares als Wohlthätiges, so viel Unvollkommenes als Herrliches. Neben der Pracht des Frühlings und der Wohlthat des Sommers und dem Segen des Herbstes tausend Organismen, die im Keim vergiftet sind, tausend Hemmnisse, die die Entwickelung zurückdrängen: Hungersnoth, Seuche, Hagelschlag, Frost und üble Witterung. Wer will dies räthselvolle Wesen verstehen? Ist doch alles zweideutig, doppelsinnig, widersprechend. Geheimniß alles, Wunder alles — wer will das Räthsel lösen?

Dennoch aber muß es einen Standpunkt geben, von dem aus die geheimen Fäden der Schöpfung sichtbar sind, und ihr Zusammenhang und ihre Verknüpfung sich dem menschlichen Auge erschließt. Wir müssen nur mit dem Blicke Jesu hineinschauen in diese große, reiche, blühende, lebendige — in diese arme, karge, finstere, verwelkende

und verschmachtende Natur — da werden wir erfahren, was ihr Inhalt, und lernen, was ihre Bedeutung sei. Er aber hat hineingeschaut mit dem Auge der Liebe, er hat sich in sie versenkt und sich ihr hingegeben mit dem liebevollen Herzen, das an dem Gras, das zertreten wird, nicht fühllos vorbeigeht, und Lilien bewundert, wie sie zu Tausenden auf den Feldern wachsen. Da haben sie ihm das Geheimniß der Schöpfung verrathen, daß sie alle Kinder der Vorsehung sind, daß Gott sie nährt und kleidet, ihnen die Feuchte zuführt, die drunten sickert im kühlen Grund unter Moos und Stein, daß er das Licht ihnen zuführt, das sie in bunte Farben kleidet, daß er die Wolken über sie herführt, die sie tränken von oben herab. Die Vögel haben ihm verkündet, daß keiner der Ihren aus dem Neste zur Erde gefallen sei ohne ihn, daß er die jungen Raben am Bache tränke, daß er des Wildes Stöhnen und Seufzen höre, das im Dickicht des Waldes seinen letzten Athem aushaucht. Wollte aber einer sagen, daß eben auch das die Täuschung eines gläubigen, liebenden Herzens sei, daß auch dieser Standpunkt der Liebe einseitig, irreleitend sei wie die andern alle, eben auch nur eine Voraussetzung, wenngleich in einem christlich wohlmeinenden Sinne gewählt: der lasse sich bedeuten, daß diese Voraussetzung eine durchaus nothwendige, unerläßliche ist. Denn nur die Liebe selbst kann verstehen, was Liebe ist und was Liebe will. Es ist der Natur gegenüber nicht anders als der Menschenwelt. Kann doch selbst in dieser Menschenwelt, wo jedes

Herz eine Sprache hat, in der es ausdrücken kann, was es meint und will, kann doch auch hier nur die Liebe empfinden, verstehen, ahnen und wissen, was Liebe meine und wolle. Wenn das aber dem redenden Menschen, dem Bruder und Genossen gegenüber so ist, um wie viel mehr der Natur gegenüber, die nicht antworten kann, wenn man sie fragt, und sich nicht vertheidigen, wenn man sie angreift. Wieviel mehr braucht sie das liebevollste Verständniß. Nur die Liebe schaut in der Blume, die verwelkt und zertreten wird, eine Herrlichkeit und Kunst, gegen die alle Pracht Salomonis nur eitle Flitter und leeres Rauschgold sind. Nur die Liebe sieht in den Vögeln, wie sie in Schwärmen durch die Lüfte ziehen, Gottes Geschöpfe, und weiß, daß der Allliebende auch des Wunsches achtet, der in ihrem kleinen Herzen zuckt. Nur die Liebe sieht in dem Ganzen eine große, göttliche Harmonie, der jedes Einzelne sich dienend hingibt. Nur sie versöhnt die Widersprüche, an denen der Zweifel kleben bleibt; sie vernimmt den Laut, der vom Himmel zur Erde niederklingt, und die Sehnsucht, die von der Erde die Seele nach oben weist. Daß es eine ewige Liebe sei, die draußen wehe über den tosenden Wellen des Oceans, daß ein Auge der Liebe wache über der Stille der einsamen Thäler und Bergeshalden, daß es eine ewige, heilige Harmonie sei, die draußen sich gestalten wolle, daß sie schön, göttlich schön sei diese irdische Welt unseres himmlischen Vaters, das läßt sich nur empfinden in glühender Empfindung. Aber auch in dieser Empfindung will Gott sich offenbaren,

und wenn in irgendeiner, so ist in ihr ein Schatten der ewigen Wahrheit. Wenn von irgendeiner, gilt von ihr des Dichters Wort: „Was wir als Schönheit hier empfunden, wird dort als Wahrheit uns entgegengehn."

Ein Letztes endlich, das die Naturbetrachtung Jesu charakterisirt, ist das Gottvertrauen, das er aus ihr schöpft. Es ist ein unvergeßliches Wort, das ihm die Vögel unter dem Himmel, das ihm die Blüten auf dem Felde, das ihm die Halme am Wege zurufen, jenes: „Was wollt ihr sorgen und sagen?" Das wird stets das Wort sein, das der Schöpfung Herrlichkeit einem unverdorbenen Herzen predigt. Das rühmet ihr alle, die ihr die Blicke hinaus habt schweifen lassen über die buntbesäeten Fluren, hinüber über die Kuppen der Berge, hinein in den Reichthum der Wälder, daß euch das Herz dabei ist aufgegangen und all der kleine Gram des Lebens, der euch drunten drückte und ängstete, tief, tief unter euch lag, da die ganze Natur nur das Eine euch zurief: „Du thöricht und verzagtes Menschenkind, was willst du sorgen und sagen?" Der die Myriaden Sterne gegründet, der diesen Erdenball geschmückt, der den Wald aufgebaut so hoch dort oben und die Felsen gefestet an des Meeres Brandung: er sollte für dich, du armes Menschenkind, nicht Raum, nicht Luft und Licht haben? Er, der an den kleinsten Wurm seine ganze Weisheit, Güte und Herrlichkeit verschwendet, er sollte dich versinken und verderben lassen? Siehe, es zieht wie eine Choralmelodie durch diese Wälder und Auen: „Den Sternen, Wolken, Winden

bezeichnet er die Bahn, Er wird auch Wege finden, die dein Fuß gehen kann!"

Noch viel Sonnenlicht, noch viel Glück und Segen ist auch für dich übrig, du kleinmüthig Herz! In vollen Händen streut die ewige Güte ihre Blüten über die Erde, sie tränket die Berge von oben her und träuft milden Regen über die schmachtenden Fluren. Ihre Werke strahlen wie am ersten Tag, denn Gottes Macht ist noch nicht erlahmt und seine Güte ist noch nicht erschöpft. Was willst du dich sorgen, du thöricht Menschenkind! „Schau' die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet war als derselben eine. Siehe die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch."

Das ist die Art der Naturbetrachtung Jesu, und es gibt keine erhebendere, tröstlichere und auch eine tiefere nicht. Bald predigt ihm der Vogel in der Luft Vertrauen gegen Gott, bald die Blume des Feldes Bescheidenheit, und wieder wird ihm der Sonnenstrahl zum Gleichniß der göttlichen Gnade. Mit solchen Ahnungen sollen auch wir hineinschauen in diese ihrem Gott geschmückte und blühende Natur. Nur wem sie nach oben deutet, der hat ihren Sinn verstanden.

12.

Charfreitag.

Luk. 23, 26—32.

Und als sie ihn hinführeten, ergriffen sie einen, Simon von Kyrene, der kam vom Felde; und legten das Kreuz auf ihn, daß er es Jesu nachtrüge. Es folgte ihm aber nach ein großer Haufe Volks, und Weiber, die klagten und beweineten ihn. Jesus aber wandte sich um zu ihnen, und sprach: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben. Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns! und zu den Hügeln: Decket uns! Denn so man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden? Es wurden aber auch hingeführet zween andere Uebelthäter, daß sie mit ihm abgethan würden.

Was dem Verbrecher furchtbarer ist als der Moment der Hinrichtung, und was die Zuschauer derselben beklemmender zu empfinden pflegen als die Vollstreckung des Urtheils selbst, das ist der furchtbare letzte Gang, bei

dem jeder Schritt dem schrecklichen Tode näher bringt. Dem Entsetzlichen selbst entgegengehen zu müssen und die Qualen gleichsam zum voraus durchzuempfinden, verschärft von den Stacheln der Phantasie, das macht die Kniee der fühllosesten Verbrecher wanken, das beklemmt des stumpfsinnigsten Zuschauers Brust. Aber nun seht doch, wie bei solchem letztem verhängnißvollen Gange nach dem Richtplatz, auf dem wir heute unsern Meister zu begleiten haben, alles — alles so ganz anders erscheint. Vor ihm erhebt sich der unheimliche Hügel Golgatha, die Schädelstätte, neben ihm tragen sie das furchtbare Marterholz, die Menge, die ihr „Kreuzige, Kreuzige" gerufen, ist verstummt und zieht lautlos mit. Die Weiber fangen an zu weinen und zu klagen, er aber, dem das alles gilt, er sinnt nach über das verhängnißvolle Geschick seines Volkes, das er hatte erretten wollen und das ihm mit den furchtbaren Freveln der vergangenen Stunde und mit der Qual der kommenden gelohnt hat! Und dieses Schicksal seines Volkes erscheint ihm so furchtbar, daß er der eigenen Todesstunde vergißt und sich umwendet zu den Jammernden und ihnen zuruft: „Nicht über mich weinet, ihr Töchter Jerusalems, weinet über euch selbst und über eure Kinder, denn siehe, es wird die Zeit kommen, in welcher man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäuget haben. Dann werden sie anfahen zu sagen zu den Bergen: Fallet über uns, und zu den Hügeln: Decket uns! Denn

so man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden?"

Sehet die Würde des Erlösers auch bei diesem letzten schweren Gang! Selbst in dieser Stunde, die so recht seine Stunde ist, in der ganz Jerusalem an ihn denkt, denkt er nicht an sich. In dieser Stunde, in der selbst seine Feinde das unbehagliche Gefühl beschleicht, an ihm eine Schandthat begangen zu haben, in dem Augenblick, in dem die Weiber über ihn in Thränen ausbrechen nach Weiberart, weint er nicht über sich, sondern über sein armes, verleitetes, über sein unglückseliges Volk. Noch jetzt selbst, da sie ihm das Kreuz nachschleppen, scheint ihm sein eigen Schicksal erträglicher als die Zukunft derer, die um ihn zu weinen glauben. Ihm sind die Thränen, mit denen sie heute seinen Gang begleiten, nicht mehr werth als die Palmen, mit denen sie gestern seinen Weg bestreuten.

Weinet über euch! ruft er ihnen zu, und Grund genug hatte er zu diesem Rufe. Denn in ihm war eine Wahrheit, die sie nicht begriffen, in ihm war eine Reinheit, die sie nie gekannt, ihm ist der Sieg, der ihrer nicht wartet.

I.

Nicht über mich weinet, weint über euch selbst, so ruft Jesus den Jerusalemiten zu, und verschmäht damit das schwächliche Mitleid, das sie ihm in Thränen zollen. Konnte er auch wol eine Bedeutung, konnte er einen Trost

in ihren Thränen finden? Wissen sie doch kaum, warum sie weinen! Daß da drei zum Kreuze geführt werden, das mag sie wol ein so beweinenswerthes Schicksal dünken, als es auch wirklich ist; daß ein Prophet soll angenagelt werden an das Marterholz und da soll langsam verschmachten und verbluten in Durst und Fieberqual, das rührt ihr weibliches Mitgefühl, und sie weinen und klagen, wie sich das für weiche Seelen schickt, die kein Blut mögen fließen sehen. Aber von dem furchtbaren Ernst dieser Stunde haben sie dennoch nichts begriffen. Daß hier ein Träger der göttlichen Wahrheit gekreuzigt wird, wissen sie nicht. Sie haben ihn nicht erkannt, nie verstanden, auch in der letzten Stunde nicht, und das ist ernster, als was ihren Busen beklemmt, das ist furchtbarer als selbst die Qualen dieser Stunde — daß sich so die große Tragödie vollendet, von der das Evangelium zeugt: das Licht scheint in die Finsterniß und die Finsterniß hat es nicht begriffen!

Er hatte gezeugt von der Wahrheit, die frei macht, er hatte die Formeln ausgesprochen, die den Fluch lösen sollten, der seit Jahrhunderten auf der Menschheit lag; er hatte das Heilmittel verkündet für all die Schmerzen, unter denen sie stöhnten — und sie hatten ihn kaum angehört. War er ja aus Galiläa, was kann aus Nazareth Gutes kommen? — Sie lagen gefangen und gebunden an Seele und Geist, dumpfer Druck lag auf ihnen, unerklärter Schmerz, sie wußten nicht von wannen und woher, aber er trieb sie friedlos umher bei Tag und

hielt sie wach in den langen Stunden der Nacht. Da kam ein Heiland, sie zu heilen von innen heraus und ihnen gründlich zu helfen — sie aber meinten: Das ist eine harte Rede, wer mag die hören? Hell und leuchtend war der Meister vor ihnen erschienen und hatte aus dem guten Schatze seines Herzens ihnen das Beste gespendet — sie aber wurden seiner ewigen Mahnungen müde und boten die Hand dazu, ihm den Mund für immer zu schließen.

Das war das schwere Verhängniß dieser Stunde, daß die nach Erlösung schmachten den Erlöser von sich stoßen, daß die nach dem Messias sich sehnen, die von ihm singen im Tempel, nach ihm suchen in der Schrift, von ihm weissagen in den Schulen, — daß die selbst ihn ans Kreuz schlagen. Das ist das Verhängniß dieser Stunde, das schwerer wiegt als selbst die Blutschuld, die sie auf sich laden.

Aber davon haben alle die, die ihn geleiten, keine Ahnung! Sie wissen nicht, was sie thun, die ihn kreuzigen. Sie wissen nicht, was sie thun, die um ihn weinen. Und das ist's, was dem Herrn den Schmerzensruf über sie erpreßt, und durch sein Herz geht die Klage: Ach daß du es hättest bedenken wollen zu dieser deiner Zeit, was zum Frieden dient!

Aber wundert euch über die dunkle Fügung dieses Schicksals nicht. Berufenere als die Israeliten waren gehen einher und sind dem gleichen dunkeln Lose verfallen! sind sehenden Auges blind gegen die Zeichen des Himmels,

sind hörenden Ohres taub gegen die Worte der Propheten. Sie wandeln trotz aller Warnungen und Lehren, die Gott ihnen zukommen läßt, wandeln trotz der bittern Empfindung ihres Elends unverwandt dem Abgrund zu, der sie verschlingen wird. Ewig fremd blieb ihnen der Inhalt unserer Lehre, unverstanden das Reich des Geistes, verschlossen die große Offenbarung des göttlichen Worts, unbegriffen die himmlische Aufgabe unseres Geschlechts, und wenn dann einer neben ihnen sein Kreuz auf sich nimmt um dieser himmlischen Güter willen, und sein Leben hinopfert, um dem ewig Schönen nachzuleben, da fühlen sie Mitleid mit ihm und nicht mit sich. Ja wenn ein Prophet, nach der Welt Weise, zur Kreuzigung geführt wird, das rührt sie noch. Sind die Träume des Geistes wol solcher Opfer werth, denken sie? O wenn ihr sie nicht begriffen habt, diese Träume, ja dann weinet, dann weinet bittere Thränen! Aber weint sie über euch selbst, denn ihr seid die Verurtheilten und euere Finsterniß und euere Thorheit ist euer eigen Gericht!

II.

Es ist aber auch ein zweiter Grund, warum Jesus unter der ganzen Schar, die ihm folgt, der am wenigsten beweinenswerthe war, und der ihn doppelt berechtigt zu dem Ruf: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch, ihr Töchter Jerusalems!“ Hat er doch in den letzten Tagen genug erfahren, tief genug hinabgeblickt in den Abgrund der Verworfenheit seines Volks, und was er

da gesehen, das preßt ihm blutige Thränen aus: Der Gram über ihre Schuld läßt ihn des eigenen Jammers vergessen, und so ruft er ihnen zu: weinet über euch selbst, denn ihr seid es, die das alles verschuldet! Freilich, werdet ihr sagen, die Frauen, die hier sein Schicksal beweinen, sie sind es doch nicht, die ihn verklagt, die ihn verurtheilt, die ihn zum Hochgericht geschleppt haben? Nein, sie haben den Stab nicht gebrochen und haben das Urtheil nicht vollstreckt. Aber sind sie nicht die Mütter, Schwestern und Töchter derer, die das „Kreuzige, Kreuzige!" gerufen, und ihr werdet keine Zeit zu nennen wissen, in der ein Geschlecht schuldlos gewesen wäre und das andere dem Verderben verfallen! Die hier weinen, sind die Mütter seiner Mörder, sie haben ihre Knaben vor Jahren auf den Knieen gewiegt, haben sie verwöhnt und verwildern lassen, haben sie vollgepfropft mit all den Vorurtheilen, die hier ihre furchtbare Ernte halten, haben sie erzogen zu dem Fanatismus, der hier seine blutigen Feste feiert. Das freilich hatten die Mütter Zions nicht gedacht, daß der ungebändigte Trotz des Söhnleins heranreifen könnte zu einem Ungeheuer, das gegen den Messias die Hand aufhebt, und das hatten die Töchter Jerusalems sich nicht träumen lassen, daß, wenn sie eitler Hoffart und glänzendem Tand nachlebten, wenn sie die Ueberlieferungen der Eitelkeit hegten, pflegten und weiter gäben, sie damit mitschuldig würden an jenem weltlichen Geiste, der den Messias nur darum verwirft, weil er nicht mit Purpur und Krone auftritt, sondern als Zimmer-

mannssohn. Ja sie haben allesammt den Taumelkelch geleert und wieder gefüllt, und seinen Inhalt gepriesen und ihn den Andern gereicht, sie haben alle dem Geist der Zeit ihre Gaben gebracht und ihre Lieder gesungen und haben ihn mächtig werden lassen, und nun, da der Götze, dem sie gehuldigt, ein Opfer fordert, ein schauerlich blutiges Opfer, da brechen sie in vergebliche unfruchtbare Thränen aus und wollen keinen Theil haben an dem Blute dieses Gerechten! Ach, meine Freunde, wo die Menge eine solche That begeht, ein solch schwarzes, schauervolles Verbrechen, da schlage nur jeder an seine Brust und bekenne, wir haben alle unsern Beitrag dazu gegeben, haben beigesteuert nach besten Kräften. Denn was geschieht, ist nie die That eines Einzelnen. Die Gesammtheit hat mitgewirkt und ist mitverantwortlich. Wir haben alle den Geist großgezogen, dessen Kind der Sünder war. Darum weinet nicht über den Mishandelten, weinet über euch selbst! Euere Trägheit hat das Unkraut wuchern lassen, das jetzt den Acker überdeckt, euere Schwachheit hat das Böse kühn gemacht, euer Eigennutz hat den Beweinten preisgegeben, euere Eitelkeit und Hoffart hat mitgewirkt, das Urtheil über Recht und Unrecht zu verwirren. So ist die That geboren worden, vor der ihr nun selbst zusammenschaudert. Darum ruft der Herr: „Weinet nicht über mich, über euch weinet, ihr Töchter Jerusalems!“

III.

Weil es dasselbe Volk ist, das die Propheten von je getödtet hat und gekreuzigt, die an es gesandt sind, weil es die gleichen eiteln, feilen, hoffärtigen Töchter Zions sind, gegen die schon Jesaja geeifert, deren Thränen hier fließen, darum weist Jesus ihr Mitleid zurück. Doch angenommen, es seien die hier Weinenden anderer Art, Ausnahmen ihres Volks und ihres Geschlechts, weiche Frauenherzen, reine Kinderseelen, dennoch wäre es auch dann noch wahr, daß sie mehr seiner Thränen bedürfen als er der ihren. Auf ihre eigene Zukunft weist Jesus sie hin. „Wenn das am grünen Holze geschieht, was will am dürren werden?" Wer wird sicher sein, wenn Jesus auf Golgatha endet? Zeigt ihnen nicht der heutige Tag, daß ein Geist ist großgezogen worden, der nicht ruhen und rasten wird, bis er alle hineingezogen hat in seine Strudel und sie hinabgerissen in seinen Abgrund? Wenn ihr die Unschuld leiden seht, weinet über euch selbst, weinet über den Jammer dieser Verhältnisse, unter denen alle leiden und in denen gerade die Besten am elendesten zu Grunde gehen. Zittert vor den Uebeln, die im Schwange gehen, und die keiner bemerkt, weil sie alle theilen, zittert vor der Genußsucht, die alles vergeudet, um stets nur unersättlicher, stechender, selbstverzehrender zu werden, zittert vor den Dämonen, die in der Menge schlummern und die heute die Larve gelüftet und ihr wahres Antlitz gezeigt haben. Zittert vor den Schwachheiten und Thorheiten, vor den Sünden und Leidenschaften, die jetzt schon Leiden genug

euch gebracht haben und die vielleicht zum furchtbaren Fluch werden für euere Zukunft! Denn es ist nun einmal eine innige Verbindung des Allgemeinen und Einzelnen, in die wir verflochten sind. Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, sagt der Apostel, und glaubt nicht, daß es ein Mittel gäbe, sich dieser Mitleidenschaft zu entziehen. Seht vielmehr in dem, der heute hinausgeführt wird, euer eigen Schicksal euch vor Augen gestellt, und glaubt nicht, daß euere Unschuld, euere Friedfertigkeit, euere Abgeschiedenheit euch vor diesen Leiden bewahren wird. Wo in einem Volke die Verblendung so weit gestiegen, daß es sich Heuchler und Schurken zu Leitern wählt und es gegen die Heiligen und Reinen sein „Kreuzige, Kreuzige“ ruft, da ist es Zeit, auch die Unschuldigen zu beklagen, denn von solchem Volke und solcher Stadt gilt allezeit die Verheißung: „Es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten.“ Wo Wahnsinn und Verbrechen in die Herrschaft sich theilen, da wird der Sturz des Volkes nicht lange ausbleiben, und zum Volke, das leidet, gehört dann nicht nur der Kreis der Frevler, die in seinem Namen gehandelt, sondern dann heißt es: „Wehe aber den Schwangern und den Säugenden zu der Zeit, denn es wird eine große Noth sein und ein Zorn über dies Volk.“ Sind die Furien entfesselt und die Dämonen losgelassen, dann wähnet nur nicht, daß ihr dem Verhängniß entfliehen werdet, weil ihr daran schuldlos seid.

Hat der verheerende Krieg seine furchtbaren Gewalten entbunden, dann werden die friedlichen Saaten dessen, der milden Sinns zum Frieden gerathen, nicht minder zerstampft, seine Hütte nicht minder verwüstet als dessen Eigenthum, der böswillig und in arger List den Krieg gerathen, befördert und angefacht hat. Darum fürchte jene Mächte, die da unten ihr Wesen treiben, und wenn du sie erstarken siehst, wenn du siehst, wie sie der Edelsten und Reinsten einen ergreifen, mishandeln, vernichten — dann halte auch du dich nicht für sicher und zittere für deine Zukunft und für dein Glück.

Und wollt ihr dann noch der leidenden Unschuld eine Thräne weihen, so mögt ihr! Thränen des Mitgefühls ziemen jedem menschlichen Herzen. Nur aber glaubt nicht, daß die leidende Unschuld euerer Thränen wirklich bedürfe. Sie ist von Gott getröstet und empfindet Mitleid nicht mit sich, sondern mit denen, die sie verfolgen. Denn die um einer großen Sache willen leiden, sind nie unglücklich, unglücklich sind nur die Verfolger, und beweinenswerth alle die, die dazu mitgewirkt, wissend und unwissend. Darum scheiden wir von dem Kreuze auf Golgatha nicht mit Gebeten für Jesum, nicht mit Thränen über sein Schicksal, sondern mit dem Gebet für uns, daß Gott uns Thränen gebe, all die Sünden zu beweinen, an denen wir mitschuldig, für die wir mit haftbar sind, damit aus den Thränen die Saat der Herrlichkeit reife.

13.

Ostergrüße.

Ps. 2.

Warum toben die Heiden, und reden die Leute so vergeblich? Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rathschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande, und von uns werfen ihre Seile. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimm wird er sie schrecken. Aber ich habe meinen König eingesetzt auf meinen heiligen Berg Zion. Ich will von einer solchen Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget; heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigenthum: Du sollst sie mit einem eisernen Scepter zerschlagen, wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen. So laßt euch nun weisen, ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden. Dienet dem Herrn mit Furcht, und freuet euch mit Zittern. Küsset den Sohn, daß er nicht zürne, und ihr umkommet auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald anbrennen. Aber wohl allen, die auf ihn trauen.

Wie nach gewaltigen Erschütterungen und Kämpfen der ersehnte Bote des Friedens, wie nach des Winters Stürmen und Fröſten die ersten lieblichen Kinder des Frühlings, so seid auch ihr uns willkommen, Tage der Auferstehung und Rechtfertigung unseres Herrn, Vorboten eines himmlischen Friedens, Morgenroth eines ewigen Frühlings! Weht uns doch aus diesen linden Lüften, die den Winter begraben, die göttliche Verheißung entgegen: Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Verkündigt doch die frohe Botschaft dieses Tages des Dichters Wort: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus.

Denn das ist doch der Grundgedanke dieser Botschaft: Christ ist erstanden, daß der Herr seinen Gesandten nicht verleugnet, daß der Vater des Sohnes nicht vergessen hat. Wie gewaltig auch des Winters Stürme tobten, und wie spät er sich auch rächte mit tückischem Frost und schneidenden Lüften, dennoch mußte es Frühling werden, und wie auch die Feinde der Wahrheit sich stemmten gegen Jesum, sie vermochten dennoch nicht, das neue Licht zu dämpfen. So ist uns das Evangelium des Ostertags die selige Bürgschaft, daß alle Ränke und Anschläge der Menschen nichts vermögen wider Gottes Rathschluß, und daß dem allezeit der Sieg verbleibt, der Wahrheit und Recht auf Erden vertritt.

Denn der Ruhm wird den Feinden Jesu bleiben müssen: wenn es nicht an sich schon Thorheit wäre,

anzustreben gegen Gottes Plane, wenn es nicht an sich schon Ohnmacht wäre, ohne ihn den Kampf zu beginnen, so wären große Macht und List ihnen nicht abzusprechen. Seit der Stunde, daß Jesus die Larve der Heuchelei ihnen vom Angesicht gerissen und sie ins Herz getroffen mit seinen Worten, seit er ihnen, den Heiligen des Landes, die an den Ecken beteten, die fromme Gewänder trugen bis zur Erde und Denkzettel weithin sichtbar, seit er ihnen Wucher und Habsucht vorgeworfen, seit er ihnen, die zu allen Stunden im Tempel beteten und zweimal fasteten in der Woche, Heuchelei zum Vorwurf gemacht und sie dem Gelächter der Menge preisgegeben, seit der Stunde hatten sie ihm den Tod geschworen, und deß sei gewiß, entlarvte Heuchelei ist unversöhnlich und pflegt ihre Schwüre nicht zu vergessen. Da werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, ihn zu verderben, da werden alle Anklagen auf ihn gehäuft, die verschiedensten zu gleicher Stunde. Da soll das Volk ihn steinigen als Volksverräther, und die Obrigkeit ihn festnehmen als Aufrührer und Rebellen. Da sollen die Herodianer ihn heimlich wegschaffen als ihren Widersacher, und die Römer ihn öffentlich hinrichten als Gegner ihrer Herrschaft. Unter dem Pöbel wird gewühlt, und in den Palästen wird verleumdet. Kein Mittel ist zu schlecht, es wird gebraucht, kein Widerstand zu groß, er wird gebrochen. Und endlich — Jehovah sei Dank — ist es so weit. Endlich ist die Masse erbittert, ist das Synedrium ergrimmt, ist Pilatus geneigt, ist Herodes ärgerlich, endlich

ist es geglückt, woran sie viele Wochen gearbeitet, und der Tag der Rache geht blutig auf. Endlich schlägt die Stunde, und der Verächter ihrer Heiligkeit und ihrer Heiligthümer wird hinausgeführt auf den Richtplatz und wird mit Verbrechern gekreuzigt, und sie umstehen das Kreuz und weiden sich an seinen Schmerzen, und wie er die Augen schließt, so sind sie von einem Alp befreit, und wie der Stein auf seiner Gruft ihn deckt, so fällt ein Stein von ihrem Herzen. Im Triumph geht's nun zurück zur Stadt, Passah zu feiern, wie es dem Frommen ziemt. Und sie stehen wieder vornen im Tempel und plappern die Gebete, sie schwingen das Rauchfaß und singen die Psalmen. Das Volk sagt wieder Rabbi und sie sitzen ungeschmäht obenan in den Schulen. Sie haben gesiegt, triumphirt. Denn der Gegner ist todt, und der Lebende hat recht. Aber hört doch — was einer dem Andern zuraunt und was man ringsum flüstert, was von Mund zu Mund geht und bald von den Dächern gerufen wird! Er ist wieder da, den ihr todt glaubtet; er ist wieder da, den ihr gemordet! Den ihr begraben habt, er ist wieder lebendig! Fragt in Jerusalem, er war bei den Zwölfen, fragt in Galiläa, vor mehr denn fünfhundert Männern hat er sich gezeigt, und zweifelt nicht, das Schwert hängt wieder über euern Häuptern und der Tag des Gerichts wird sicher anbrechen.

So ist denn die eine Lehre, die Christi Auferstehung mit Flammenschrift ins Buch der Geschichte schreibt, daß zum Thoren wird, wer wider Gott ankämpfen möchte!

Wer wider Wahrheit, Recht und Freiheit, wer wider Gottes Geist den Kampf unternimmt, deß Schwert ist schon zerbrochen, noch eh' er's erhebt; wer mit ihm den Streit aufnimmt, der ist schon geschlagen, noch eh' er die Fehde begonnen! „Was toben die Heiden und reden die Leute vergeblich, lehnen die Könige sich auf und rathschlagen die Herren wider den Herrn und seinen Gesalbten? Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, der Herr spottet ihrer — mit seinem Scepter wird er sie zerschlagen, wie Töpfe wird er sie zerschmeißen!"

Aber noch eine andere Auferstehung sehe ich an allen Enden der Erde. Auch der entschwundene Christus fährt fort zu kämpfen. Den Lebenden habt ihr gehaßt, aber den Gekreuzigten habt ihr zu fürchten! Bald wird er euch begegnen auf allen euern Wegen, von allen Zungen werdet ihr hören den verhaßten Namen, in allen Landen wird sich riesengroß seine Gestalt erheben — wo wollt ihr hingehen vor seinem Geist, wo wollt ihr hinfliehen vor seinem Angesicht? Der Herr hat ihn eingesetzt zu seinem König auf seinem heiligen Berge und hat zu ihm gesprochen: „Heische von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Ende zum Heiligthum!" Ja die ganze Geschichte unserer Kirche ist eine solche Auferstehung Christi, die eben diese Lehre verkündigt: Daß der Mensch nichts vermag wider Gottes Wahrheit, wider seinen Geist! Die Juden glaubten Christum todt, und er erhebt sich aus dem Grabe, sie glaubten seinen Geist gebannt zu haben, und in ganzen

Gemeinden ersteht er aufs neue, sie zersprengen die Gemeinden nach allen fünf Enden der Welt, aber statt der einen zerstörten erheben sich ihrer funfzig. Habt ihr die Samen des Leontodon gesehen? Lichter nennen sie die Kinder und blasen sie aus, aber wo im Herbste die eine Blume verwehte, da werden im Frühling ihrer tausend stehen, denn jedes Theilchen ist nun für sich zum Ganzen geworden! Das war die Weise, wie das Christenthum um sich griff! Trotz alles Hasses der Juden hatte Christus den Sieg errungen.

Aber ein mächtiger Gegner vertritt ihm nun den Weg und ruft: Nicht weiter, zurück zu den Todten! Rom wider die Gemeinde. Ein ungleicher Kampf, werdet ihr sagen. Dort ein Häuflein verachtetes Volk, hier eine Weltmacht, die ihre Grenzen hinausgeschoben hat bis zum Atlantischen Ocean und bis zur Mauer der Picten und Schotten, die ihre Adler an der Donau aufgepflanzt und am Saum der Arabischen Wüste. Wer ihr entfliehen wollte, der müßte zu den Barbaren des Nordens flüchten oder in die brennenden Steppen des Südens. Mit einer Macht soll diese Gemeinde kämpfen, die über Millionen und Millionen von Armen verfügt und deren Mittel unerschöpflich sind. Sie hat Gefängnisse und Richtstätten, Gladiatoren und wilde Thiere, Spione und Henker, und was noch schlimmer ist, sie hat Ehrenstellen und Belohnungen, sie hat nicht nur den Schrecken, sie hat auch die Verführung. Und dennoch — was vermag diese Weltmacht wider Gottes Geist?

Neunmal glaubt sie die neue Sekte vertilgt zu haben mit Brand und Blut, mit Feuer und Schwert. Die Kirchen sind zerstört, die Kreuze zerschlagen — aber unter der Erde in den Katakomben, draußen in altem Gemäuer, in einsamen Schluchten — da tönen die alten Weisen fort, und keine Gewalt der Welt vermag sie zu unterdrücken. Wer wollte auch die seligen Blicke der Märtyrer auffangen, vor denen die Herzen hinschmelzen? Wer wollte die Worte abschneiden, die die Lüfte weiter tragen und die in den Gemüthern wurzeln bleiben? Wer will den Strom des göttlichen Geistes aufhalten, wenn er die Völker ergriffen hat? Wie willst du die strafen, die das Martyrium eine Belohnung dünkt, wie willst du die schrecken, denen der Tod die Krone spendet? Welche Macht der Welt will da hemmen und halten? Mächtiger als wenn ein Ungewitter durch den Tannenwald braust, ist des Geistes Kraft, wenn er die Menschen ergreift. Kräftiger als der Regen vom Himmel, der die verschmachteten Fluren tränkt, ist die Gnade von Gott, wenn sie die Herzen durchdringt! Dies arme Rom, was hat es solchen Kräften entgegenzusetzen? Kaiserliche Edicte und Soldaten, Ehrenstellen und Verweise, Beförderungen und Bestrafungen! und damit wähnen sie den Geist der Geschichte aufzuhalten, wenn er im Anzug ist? Sie sollen doch hingehen, den Rasen zurückhalten, wenn er wachsen will! Sie sollen doch hingehen und die Sonne verhängen, wenn es tagen will, sollen die Ströme vom Himmel wegfangen, wenn es nieder-

wärts flutet! Die Erbarmungswürdigen, die es an den Ecken anschlagen, daß das Christenthum verboten sei im Namen des Kaisers, die ihren Beamten verkündigen, daß Strafe darauf gesetzt sei! Verbietet doch das Licht, wenn die Sonne scheint, verbietet, daß die Blätter fallen, wenn der Sturmwind braust! Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer! Dies arme Rom, wie hat es sich gequält, den neuen Geist einzufangen mit seinen Netzen und ihn zu erwürgen. Wie hat es sich gemüht, neue Qualen zu ersinnen und neue Strafen auszudenken. Alle Mittel der Welt wurden in Bewegung gesetzt wider diese christliche Gemeinde! Sie ist das Weib mit der Sonne bekleidet, das vom Drachen verfolgt wird, wie Johannes sieht. Der Drache scheucht sie bis an den Saum der Wüste — da wachsen ihr Adlerschwingen und sie steigt in die Lüfte empor! Er will sie ertränken mit Strömen Wassers, aber die Erde öffnet ihren Mund und die Ströme versinken! Neunmal glaubte dies stolze Rom seinen Gegner erlegt zu haben, und zum zehnten mal erhebt sich mächtiger, drohender seine Gestalt über den Gräbern der Märtyrer, bis endlich der letzte der Cäsaren sterbend bekennt: Du hast gesiegt, Nazarener, die Welt ist dein!

Ja er hat gesiegt, und eine neue Auferstehung des Gekreuzigten sehen wir an allen Enden der Welt. Er schreitet durch die Völker und Wunder vollbringt er wie zu Johannes Zeiten. Könige werden demüthig und Bettler werden zufrieden! Starke sind nachgiebig und Schwache

ohne Neid! Kranke sind fröhlich und Sterbende voll Seligkeit! Kinder sind muthig, Jünglinge bleiben rein, Männer sind voll Sanftmuth und Greise voll Bescheidenheit. Ja der Herr ist auferstanden und regiert die Welt, und es ist wie das Wehen eines neuen Geistes durch alle Lande. Er hat es wahr gemacht, das kühne Wort, das er gesprochen: Ich will diesen Tempel niederbrechen und wieder aufbauen in drei Tagen. Er hat ihn wieder errichtet — zwar nicht auf dem Erdhügel Moriah im verödeten Palästina — sondern in den Herzen aller Nationen, die ihm Psalmen singen. Es ist errichtet der Thron David's, von dem unser Psalm singt, zwar nicht über den Leichen zerschmetterter Feinde, sondern allenthalben, wo Fürsten und Völker in heiliger Demuth sich beugen vor seinem Gesetz. Er ist wiedergekommen, den Gerichtstag zu halten — zwar nicht im Thale Josaphat am Bache Kidron, sondern überall, wo sein Geist Tyrannen gestürzt, Laster gestraft und die Tugend erhöht hat. „So lasset euch nun weisen, ihr Könige, und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden! Dienet dem Herrn und freuet euch mit Zittern. Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald entbrennen. Aber wohl allen, die auf ihn trauen!“

„Wohl allen, die auf ihn trauen“, das ist die große Verheißung des Osterfestes, die uns mit Ruhe hinausschauen läßt in der Zeiten Sturm und Kampf, in dem endlich und zuletzt ja doch nur das Göttliche recht be-

hält. Ob die Guten von heute siegen werden, das weiß ich nicht, daß aber das Gute siegen wird, daran ist wol unter Christen kein Zweifel mehr. Und so ist's denn ein fröhlicher Kampf, der des Sieges gewiß ist — der Kampf für sein Reich, für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Tugend! Denn es stehen noch heute, wie vor Jahrtausenden, die Geister dem Kämpfer helfend zur Seite, die die Propheten stärkten, wo sie ermatten wollten, die den Meister trösteten in den Stunden von Gethsemane, die seine Heiligen emportrugen über Noth und Tod. Noch weht der Sturm, der einen Elias dahintrug. Er nimmt die auf seine Fittiche, die seinem Wehen folgen, und die ihm widerstreben, schmettert er nieder, daß sie betäubt am Wege liegen. Was der Menschen Willkür mühsam baute, das zerstäubt wie Spreu, was aber geboren ist aus seinem Geist, das wird dauern für alle Zeiten. Die Welt veraltet und das Leben ermattet, aber Gottes Kraft bleibt ewig jung. Wer einen Hauch dieses Geistes in sich trägt, der wird leben, ob er gleich stürbe!

III.

Paraklet.

14.

Das Leben ein Kampf.

1 Kor. 9, 24–27.

Wisset ihr nicht, daß die, so in den Schranken laufen, die laufen alle, aber Einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet. Ein jeglicher aber, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges; jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfangen; wir aber eine unvergängliche. Ich laufe aber also, nicht als aufs Ungewisse; ich fechte also, nicht als der in die Luft streichet, sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den Andern predige, und selbst verwerflich werde.

Das bekannte Gleichniß vom Wettlauf hat der Apostel von Ephesus aus an die fünf Jahre zuvor von ihm gestiftete Gemeinde in Korinth geschrieben. Das seinen Worten zu Grunde liegende Bild lag dem Schreiber in Ephesus ebenso nahe als den Lesern in Korinth. In Ephesus begegnete der Apostel in und außerhalb der Stadt zahlreichen Ringschulen und Theatern, in denen die griechische Jugend sich übte, die Scheibe zu werfen, im Ringkampf die Kräfte zu messen oder im Wettlauf

das Ziel zu erreichen. Korinth aber war gerade eine jener Städte, bei denen große Kampfspiele von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, zu denen halb Griechenland zusammenströmte, um sich der Gewandtheit und Kraft seiner Jugend zu freuen. Paulus sah auf diese Kampfspiele der Theater ohne die Abneigung seiner jüdischen Zeitgenossen, ja es spricht eine gewisse Freude an dem Spiel menschlicher Kraft, ein gewisses Wohlgefallen an der Uebung natürlicher Fähigkeiten aus seinen Worten. Aber seinem frommen Sinn, dem alles auf ein Höheres bezogen ist, wird freilich das irdische Spiel sofort zum Gleichniß und Gegenbild eines hohen Ernstes. Nur einen Augenblick vermag das Getriebe der Ringschule sein Auge zu fesseln, dann denkt er einer andern Schule, die er jenseit des Meeres vor fünf Jahren gegründet hat, er denkt des Kampfpreises, den er ausgesteckt, und der lässigen Kämpfer, die in Zank und Streit, in Wohlleben und Sinnlichkeit der Vorbereitung, des Wettlaufs und des Preises selbst vergessen. An das, was er hier sieht, und an das, was sie selbst in ihrer Heimat täglich sehen, will er seine Korinther mahnen, um ihren gesunkenen Eifer anzuspornen.

So kommt er dazu, zu den mannichfaltigen Bildern, mit denen die Schrift den höheren Inhalt bezeichnet, den Gott in das Leben gelegt hat, den sie bald die Erbschaft, bald den Schatz, bald das Pfund, bald die Perle nennt, das neue Bild des Kleinods, des Siegeskranzes hinzuzufügen.

Sind es doch der Bilder für diese Sache nie genug, denn auf unendlich verschiedene Weise geht dem Einzelnen der höhere Inhalt des Lebens auf. Wie eine Erbschaft ist er dem Einen zugefallen als Mitgift eines frommen Hauses. Was man ihm an der Wiege gesungen und in der Schule gelehrt hat, hat ihm das Leben nur stets bestätigen können. Wie einen Schatz im Acker hat ihn ein Anderer zu seiner Ueberraschung gefunden; wühlend in den Geschäften der Erde ist es ihm plötzlich aufgegangen, was des Lebens wahrer Sinn und Inhalt sei. — Nach dem Edelsten forschend, dem Besten nachjagend, fand der Dritte die Perle, neben der jede andere Herrlichkeit verbleichen mußte. Sein Pfund verwerthend, erkannte ein Vierter, wo es am besten wuchere, und that den Einsatz ins Himmelreich.

Aber bei dem Allem ist des Lebens höchster Preis doch keinem nur geschenkt worden. Es war ein Erbe, das man erwerben mußte, um es zu besitzen, eine zarte Perle, die zu hüten war mit Furcht und Vorsicht, ein Schatz, den der Finder heben mußte im Schweiße seines Angesichts.

Diese sauere, arbeitsvolle, mühsame Seite der Lebensaufgabe ist es, die dem Apostel vors Auge trat, als er einen echt apostolischen Blick hineinwarf in das Treiben der Ringschule und den Wettlauf sah und den Staub und den Schweiß und die winkende Palme.

Daß das Christenleben ein heißer Wettkampf sei, wollte er seinen Korinthern ans Herz legen.

Ein Kampf, dem die Krone nicht fehlt. Diesen Preis des Kampfes lasset uns zuerst ins Auge fassen.

I.

Nicht ein fruchtloses Ringen und Quälen, wie manche finden möchten, nicht ein zweckloses Mühen und Arbeiten hat der Allmächtige uns auferlegt, vielmehr ist die Versicherung unseres Textes, daß das Leben in Christo seinen Preis habe, ihren Preis die Beugung des sinnlichen Willens unter sein Gebot, ihren Preis die stille Thätigkeit im engen Haus, die sauere Arbeit für Pflicht und Recht auf dem Markte des Lebens.

Und was nur die andere Seite derselben Sache ist, daß neben dem Preis auch die Strafe, neben der Krone auch die Geisel liegt, und keiner Gottes Gebot übertreten kann, ohne auch Schaden zu nehmen an seiner Seele. Lohn und Strafe sind freilich geheimnißvoller, geistiger Art. Kein schreckhaftes Zeichen wird dem Uebertreter der gezogenen Schranken an die Stirne gebrannt, kein Lorberkranz wird dem Sieger um die leuchtende Schläfe gewunden. Die Tugend scheint oft erniedrigt, und gekrönt scheint das Laster. Aber wie anders liegt die innere Welt vor dem Auge des Ewigen, der hineinsieht, und dem Auge des Sünders, der die Strafe empfindet. Nicht Gott allein, auch du weißt es ja, wie die ewige Gerechtigkeit dich für deine Sünden straft und ängstet, wie sie Schläge führt, die die Welt nicht sieht und die

dich dennoch treffen, daß du sie nimmer vergißt. Sie schickt dich in keinen Kerker, aber dein Haus macht sie dir zur Hölle; sie überliefert dich keinem Schergen, aber deine Kinder macht sie dir zur Geisel; sie straft dich nicht um Geld, aber deinen Reichthum macht sie dir zur Ruthe, und während die Welt dich preist und dich thöricht beneidet, krümmst du dich unter jenen geistigen Schlägen, die ganz anders schmerzen als all das Weh, dem die Menschen Mitgefühl und Thränen der Theilnahme widmen.

Und ebenso ist's mit dem fröhlichen Siegespreis, den Gott dem in seinen Schranken laufenden Kämpfer zum Lohne gesetzt hat. Auch er gehört zu den Dingen des Gottesreichs, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und die dennoch vorhanden sind, auch wo die Welt nur Schmach und Unglück sieht. Ein Kleinod war es und kein Phantom, nach dem die Heiligen Gottes liefen und jagten. Auch wo ihr Leben ein heißer Kampf, ein athemloses Ringen, ein Mishandeln und Betäuben der eigenen Wünsche, ein Unterjochen und Zähmen ihres ganzen Menschen war; dennoch war es da, dieses Kleinod, auch wenn es niemand suchte in den irdenen Scherben. Und was war dieses Kleinod? Nennt es die Seligkeit eines guten Gewissens, nennt es das Bewußtsein erfüllter Pflicht, nennt es die Empfindung der göttlichen Gnade, nennt es den Frieden von oben, den Gott verleiht: aber es war da, das Kleinod, der Schatz, die Perle, glänzend, leuchtend, wärmend war es da, und die es hatten, die

hätten die Welt nicht genommen und ihre Lust, wo man sie ihnen dafür geboten hätte. Wollt ihr wissen, was es war? Es war jene Seligkeit, die der erste Märtyrer unseres Glaubens empfand, als er angesichts des Feuertodes in feuchter Kerkerzelle den Psalm auslegte: „Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr sei." (Ps. 34, 9.) Es war der Friede, der das Herz versöhnt, wenn er auch die Wogen des Lebens nicht zu stillen vermag. Jener Friede, der den flüchtigen Sohn Isai's begleitete, als er in der Fremde schweifend und vertrieben vom häuslichen Herd Gott pries: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Und ob ich schon wanderte im finstern Thale, so fürchte ich dennoch kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." (Ps. 23, 1–4.) — Es ist die Freude, Gottes Mitarbeiter zu sein, die den Kämpfer lohnt. Jene Freude, in der Paulus frohlockte, es sei die angenehme Zeit des Heils, während er, von Stadt zu Stadt gestoßen, von Juden gelästert, verspottet von Griechen, nicht weiß, wohin sein Haupt legen; in der er, vom Söldner bewacht, mit gefesselter Hand seinen Philippern schrieb: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermalen sage ich euch, freuet euch." (Phil. 4, 4.) Die innere Gewißheit, deren die sich freuen, die in Gottes Schranken laufen und nicht zügellos bald hierhin, bald dorthin schweifen, wohin die Leidenschaft sinnlicher Triebe oder die Trugbilder irdischer Ziele sie locken; die Zuversicht, die die tröstet, deren Lauf Gott begleitet; der Friede von oben, der die heiße Stirn

des Kämpfers kühlt und ihn hinaushebt über den Wirrwarr des Lebens, ihn emporträgt über die verworrenen Stimmen des Tadels und Beifalls und den wüsten Lärm streitender Leidenschaften: das ist der Preis, um den Christen kämpfen, das ist das Kleinod, nach dem Christen jagen, das ist die Krone, die der Sieger empfängt.

Und etwas gar Tröstliches ist es, was der Apostel von diesem Preise aussagt. Die in Schranken laufen, die laufen alle, aber einer erlanget das Kleinod? Laufet nun also, daß ihr es ergreifet! Auf irdischem Kampfplatz, da erhält einer das Kleinod. Das ist die Art aller menschlichen Belohnung, ihre arme, enge, sinnliche und beschränkte Art. Was du dem Einen gibst, mußt du dem Andern versagen, immer entziehst du es vielen, indem du es einem gewährst, und je mehreren du es geben wolltest, um so dürftiger würde die Gabe.

Darum eben ist des Menschen irdischer Wettlauf so unerfreulich. Darum ist so viel eitles, vergebliches Laufen und Kämpfen, so viel Neid und Verdruß, so viel Reue und Pein.

O wie so ganz anders ist Gottes Siegespreis! „Laufet alle, daß ihr ihn alle erringet", sagt der Apostel, denn neidlos reicht der Alliebende allen die Gabe. Er hat für alle Sonnenlicht übrig und Freude und Seligkeit. Der Friede, den du erlangst, wird keinem entzogen, nein, er lagert sich um dich her und senkt sich durch dich in der Andern Herzen; nicht geringer wird er, sondern größer, indem er sich allen mittheilt. Leuchtender wird die Wahr-

heit, indem auch Andere sie erkennen, und die Tugend fester, für die du auch Andere gewinnst. Das ist die Art der guten und vollkommenen Gabe, die von oben stammt, vom Vater des Lichts, vom Vater der Liebe.

Und unvergänglich ist diese Gabe. Dort in der Welt Laufbahn, da laufen sie, „daß sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche". Der Fichtenkranz, der den korinthischen Sieger krönt, wie bald ist er welk. Der Lorberkranz selbst, der des Feldherrn Stirne schmückt, ihr habt's erlebt, wie bald die Winde ihn entblättern. Und so ist's mit allen irdischen Preisen, mit all den Ehrenkränzen, die die Welt zerpflückt, wie sie sie flocht, und oft ist's, als ob sie nur gäbe, um sie um so roher wieder zu entreißen. Wir aber jagen nach einer unvergänglichen Krone, die unser eigenstes Eigenthum bleibt, sobald wir sie erlangt. Wenn der Welt Angriff den Frieden Gottes dir rauben könnte, dann hättest du ihn gar nicht gehabt. Wenn ihr Zweifel dir die ewige Wahrheit trüben könnte, dann hättest du sie nie recht erkannt. Wenn ihre Schmach die Ruhe des Gewissens dir erschüttern könnte, dann war dieses Gewissen doch nicht ganz rein. Denn unentreißbar ist das Kleinod, das der Christ im Herzen trägt, unvergänglich seine Krone. Es ist die Krone, die um die Schläfe dessen leuchtet, dem Gott einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist, und deren Glanz auch da nicht erbleichte, als ihm die Welt eine Dornenkrone ums Haupt flocht. Hast du sie je strahlen sehen diese Krone auf der

Stirne des Weisen, hast du das Kleinod glänzen sehen im Blick des Barmherzigen, wie ein Strahl, der aufgeht im liebenden Auge, wie ein Gedanke von oben, der sich lagert auf der sinnenden Stirne, dann kennst du die Krone, die der Apostel meint, und du leugnest nicht, daß dieser Preis eines Kampfes werth sei!

II.

Aber diesen Kampf selbst lasset uns nun ins Auge fassen. Es ist ein Doppeltes, was der Apostel von ihm aussagt: Ein jeglicher, der da kämpfet, enthält sich alles Dings, und er ficht ernstlich, nicht als der in die Luft streichet.

Wer da kämpfen will, enthält sich alles Dings. Das ist das Wort, das der Apostel an den Eingang der Schranken schreibt, das Wort, das so viele zurückschreckt, das den Kampfplatz leer und die Rennbahn verlassen macht. Nicht als ob das Ziel nicht lockte. Wünschen wir doch alle jene ruhige Klarheit zu finden, mit der der Christ ins Leben schaut. Möchten wir doch alle den seligen Frieden und die Versöhnung empfinden, mit der der Christ sein Leiden trägt. Wünschten wir doch alle auch in unserm Leben den Liebesgeist zu verspüren, der uns in des Christen Haus begrüßt. Aber dazu, ihm ernstlich nachzutrachten, sind wir nie gekommen. Warum? Weil wir uns nicht alles Dings enthalten hatten, sondern uns sein gefreut und ihm nachgejagt und es aufgesucht, wie Sinnlichkeit und Eitelkeit uns hießen; so war

die Zeit dahingerauscht und auch kein Augenblick war übrig gewesen, einen Blick hineinzuwerfen in das eigene Innere, ob da Ordnung, Gleichgewicht und Reinheit herrsche, oder ob sich nicht vielmehr Staub und Spinnweb lege über unser bestes Empfinden? Und weil wir die Unsern gelehrt hatten, nicht alles Dings sich zu entschlagen, sondern es hoch zu werthen, wie Weltbrauch und Weltlust und Weltangst es werthet, sind wir zu der Frage nie gekommen, ob denn unser Haus auf dem Grunde stehe, der festhält im Unglück, ob unsere Kinder aufwachsen in Grundsätzen, die ihnen einen Halt geben in der Stunde der Versuchung, ob unser Leben einen Werth habe, der ihm bleibt, auch wenn der Sturm oder der Herbstwind des Lebens die übrigen Flitter weiter fegt. Und weil wir uns nicht enthielten alles Dings, sondern darüber sannen, danach strebten, darum uns mühten, sodaß wir darüber uns selbst vergaßen, wie hätte da die Zeit werden sollen, um der Nächsten Leid und Lust und Lieb uns zu kümmern? Und doch sind das nur die nächsten und leichtesten Ziele.

Wollten wir nun erst von jenen höheren Zielen reden, die Gott den Besten zum Wettlauf ausgesteckt hat, von jenen Siegeskränzen, die der Einzelne nicht für sich und sein Haus, die er für sein Land, sein Volk, für die Menschheit erringt, wie gilt da erst des Apostels Wort: „Wer da kämpfen will, enthält sich alles Dings." Ja bis alle die Dinge geschafft, alle die Sorgen erledigt, alle die Nichtigkeiten bereinigt sind, die zum gewöhnlichen Haus-

halt des Lebens gehören, ist die Kraft erschöpft und das Leben verflossen. Wohl uns, daß es Kämpfer gab, die sich jener Sorgen entschlugen. Denn wenn all das Ding, das wir des Lebens Nothdurft nennen, wirklich nöthig wäre, dann hätte wol nie ein Sterblicher ein höheres Ziel erreicht.

Damit ist aber auch das Andere schon berührt, was der Wettkampf des Lebens verlangt. Nicht Entsagung blos, auch sauere Arbeit, nicht Enthaltsamkeit blos, auch heißes Ringen. Ich fechte also, nicht als der in die Luft streicht, sagt der Apostel, sondern ich betäube meinen Leib und zähme ihn.

Ach es sind der Kämpfer so viele, die fechten als der in die Luft streicht, und murren dann, daß ihnen der Siegespreis nicht zufällt, während von einem wirklichen Kampf doch gar nicht die Rede war. Ja, wenn der Frauen Haushalt mit Sorgen und ihre Kinderstube mit Seufzen sich regierte, wenn der Männer Amt mit Träumen und ihre Arbeit mit Wünschen sich besorgte, ja dann wären sie allzumal Kämpfer, und wenn der höchste Preis des Lebens sich erträumen ließe, wären sie alle Sieger. Solcher Sieger gibt's nur zu viele, die uns die Luftstreiche ihrer Phantasie für einen heißen Kampf anrechnen möchten. Sie haben im Geist alles durchgefochten, sie haben sich emporgearbeitet in ihrer Empfindung zur reinsten Höhe der Tugend — nur im Leben hält der Traum nicht stand. Spiegelrein in ihrer Meinung können sie nur gerade dieser Versuchung gegenüber nicht betäuben

ihren Leib. Menschenfreunde nach ihrer Ueberzeugung können sie nur gerade dieser Beleidigung gegenüber nicht zurückdämmen den Zorn; milde Christen in der Theorie können sie nur gerade dieser Thorheit gegenüber nicht bemeistern den hochmüthigen Spott. Aber das Leben verlangt mehr von uns als Luftstreiche der Einbildung, es verlangt wirkliche Leistungen, wirkliche Arbeit, wirkliche Hingabe.

Die Krone der Liebe zu erringen sind tausend Opfer nöthig, die schweigend gebracht sein wollen. Es geht nicht ab ohne Kämpfe, die du in dir ausfichtst, ohne Wunden, die du dir schlägst, und diese Wunden, wenn auch die Welt sie nicht sieht, sie schmerzen nur um so mehr, weil sie nach innen bluten. Ein gleicher Kampf aber ist die Erfüllung jeder andern Pflicht, die Uebung jeder andern Tugend. Sagt doch selbst der Apostel: Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, denn der natürliche Mensch schreit laut nach Freuden, Zerstreuung und Genuß, und sträubt sich gegen das Joch, das der Geist ihm aufzwingt. Und dieser Kampf, der sich täglich wiederholt, ist schwerer als der Kampf jener griechischen Jünglinge im Angesicht alles Volks, vor beifallrufender Menge, weil kein Zuruf dich stärkt, kein Siegeslied dich preist. Es ist ein Kampf, den du im stillen Kämmerlein ausfichtst und bist froh, wenn kein Auge zuschaut als das deines Gottes.

Zu leicht also lasset uns diesen Kampf uns nicht vorstellen, Geliebte, aber auch zu schwer nicht. Wer in

Schranken läuft, läuft doch immer den besten Weg, und wer einem Ziele zustrebt, wird minder müde als alle die, die aufs Ungewisse laufen und endlich am Wege verlechzen. Seht doch all die Unglücklichen, die ihre Leidenschaften hetzen, und die dahineilen gestachelt von ihren sündigen Neigungen. Zeit und Stunde ist ihnen gleich, sie ruhen nicht am Tag und träumen davon in den Nächten. Auf bahnlosen Wegen über Dornen und Abgründe hingehetzt, jagen sie nach Zielen, die sich um so eitler erweisen, je näher man ihnen kommt. Ach, nicht den zehnten Theil der Kraft würde es erfordert haben, sich ein zufriedenes und glückliches Dasein zu schaffen, als wilde Leidenschaft verbraucht und verzehrt, um sich elend zu machen! Nicht den hundertsten Theil der innern Kämpfe, die die begangene Sünde dem Sünder verursacht, würde es erfordert haben, um der Versuchung zu rechter Zeit zu widerstehen! Nicht den tausendsten Theil der Mühe würde es gebraucht haben, um im heimischen Kreise fröhliche Tage zu sehen, als die Eitelkeit aufwendet, um sich immer neue Pein, neue Demüthigung, neue Qual zu bereiten. Ach wie so viel leichter als der hitzige Wettlauf der Leidenschaften, wie viel seliger, wie viel fröhlicher ist der Wettkampf des Christen — wenn nur eines hinzukommt: die Liebe zu Gott! Denn der Liebe Arbeit ist selbst schon Befriedigung. Sie bringt tausend Opfer und weiß sie nicht, sie blutet aus tausend Wunden und fühlt sie nicht, sie ringt in bitterem Kampfe und ihr ist's, als spiele sie im Paradies. Sie ist das errungene Kleinod

schon während des Laufs, sie ist der Sieg schon während des Kampfes. Sie ist das Leben und des Lebens Preis.

So erschrecken wir vor der Botschaft des Apostels nicht, daß das Christenleben ein heißer Wettkampf sei. Zu schön ist das Ziel, um den Lauf zu scheuen, und an Gottes Hand zu fröhlich der Lauf, um zu ermüden. An ihn schließ' dich an bei deinem Lebenslauf, seine Hand halte fest, und wenn in dunkler Stunde es dir je scheinen wollte, als ob Mühe und Arbeit gewisser seien als des Friedens Siegespreis, dann wirf dich an sein Herz, er wird dich trösten. Bleib' nur getreu bis in den Tod, so wird er dir die Krone des Lebens reichen.

15.

Warum unsere Vorsätze der Besserung so wenig Glauben verdienen?

Matth. 3, 4–10.

Er aber, Johannes, hatte ein Kleid von Kamelshaaren, und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; seine Speise aber war Heuschrecken und wilder Honig. Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem, und das ganze jüdische Land, und alle Länder an dem Jordan; und ließen sich taufen von ihm im Jordan, und bekannten ihre Sünden. Als er nun viele Pharisäer und Sadducäer sah zu seiner Taufe kommen, sprach er zu ihnen: Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet? Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße. Denket nur nicht, daß ihr bei euch wollt sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, wird abgehauen, und ins Feuer geworfen.

Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, das die angeführte Stelle des Evangeliums vor uns aufrollt. Johannes der Täufer, angethan mit dem Mantel aus

Kamelshaaren, steht am Ufer des Jordan, Buße predigend, ein Nahen des Gottesgerichts verkündigend, warnend vor dem schrecklichen Tag des Herrn, der morgen anbrechen werde. Die Kunde davon mochte zuerst nur Lächeln erregen. Es war ja eine oft schon ausgesprochene Verheißung, die ebenso oft ausgeblieben war. Aber in der Art, wie der Prediger der Wüste Juda sie vortrug, lag für einzelne etwas Ergreifendes. Mochte der Gedanke in ihnen aufsteigen und sie beengen, daß sie am Ende doch schon morgen sollten Rechenschaft ablegen von ihren Werken, mochten die Schrecken des Gewissens etliche besondere Sünder überfallen, kurz es kommen die Diebe und Betrüger und Wucherer und Eintreiber und Johannes sagt ihnen, was sie selbst sich sagen konnten: sie sollten nicht mehr fordern von ihren Mitmenschen, als recht sei. Es kommen die Kriegsknechte, die Zöllner, die ungerechten Beamten und lassen sich taufen, um dem zukünftigen Zorn zu entrinnen. Als die Predigt so anfing, Frucht zu bringen, wuchs die Furcht vor dem Gericht auch unter den Massen, einer steckte den Andern an mit seinem Schrecken, eine Familie riß die andere mit fort zu gleicher Aufregung. Hatten zuerst einzelne, heimlich und verschämt, sich zu Johannes gestohlen, um ihren Frieden mit ihm zu machen hinter dem Rücken der Andern, so zogen sie jetzt bald scharenweise hinaus; ganz Jerusalem lag draußen am Jordan auf den Knieen, flehte um Vergebung der Sünden und bat um die Taufe, die sie retten sollte vor dem zukünftigen Zorn.

Noch gestern vielleicht hatten manche über die schnelle Bekehrung der Andern und über das von der Angst erpreßte Sündenbekenntniß gespottet, heute erzählen sie selbst unter allem Volk ihre Schuld und sind mit hineingezogen in die allgemeine Bestürzung. Es treten da eigenthümliche Erscheinungen zu Tage, wo solch eine allgemeine Angst die Gemüther ergreift. Die Sadducäer fangen an, sich vor einem Jenseits zu fürchten, und die Pharisäer hören auf, von ihren guten Werken zu reden. Hatten zuvor die Sadducäer nur geglaubt, was sie sahen, und nur auf das geschworen, was sie mit Händen greifen konnten, hatten sie sich gebrüstet mit ihrer Weisheit und ihrer Bildung, ihres Reichthums, ihrer gesellschaftlichen Vorzüge sich gefreut — so beklemmt jetzt plötzlich ein ungeahntes Aengsten ihre Seele, ein geheimnißvolles Bangen überkommt sie bei dem dunkeln Wort von dem zukünftigen Zorn, sie, die an keine Zukunft glaubten. Sie, die Gebildeten, mischen sich unter das verachtete Volk, sie ziehen mit hinaus und sehen, wie sie sich retten können! Aber noch wunderbarer jene Demuth des hochmüthigen Pharisäers. Wer hätte vor kurzem noch gewagt, ihn eines Makels zu zeihen? Er war ja der Unermüdlichste in der Erfüllung des Gesetzes. Tausende konnten es bezeugen, wie er gefastet; an den Straßen sah man ihn stehen und beten, an den Ecken und Plätzen spendete er Almosen. In dem Tempel stand er vornen unter den Ersten des Volks und das Volk verehrte ihn als einen heiligen Mann. Was mag ihn, den Gerechten,

denn heimlich ängstigen und drücken, daß auch er hereingezogen wird in den Schrecken der Andern, daß er mit jenen verworfenen Zöllnern, die den Römern dienten, daß er mit jenen verrätherischen Kriegsknechten, die das eigene Land bedrücken, herauszieht und demüthig sucht, wie er dem künftigen Zorn entrinnen könne?

So war es denn beides Maske gewesen, des Sadducäers Unglaube wie des Pharisäers Glaube? Es war eine Lüge gewesen, wenn jener vorgab, er fürchte sich vor keiner andern Welt; er sei hier glücklich und kümmere sich um kein Jenseits! Es war eine Lüge gewesen, diese zur Schau getragene Fröhlichkeit! Jetzt gesteht er es, daß er nicht glücklich sei, und möchte sich einkaufen in das Glück eines Jenseits, das er zu leugnen vorgab! Aber es war auch eine Lüge gewesen mit der Heiligkeit des Pharisäers; die frommen Mienen bedeckten also geheime Schuld, die strengen Worte bargen eigene Sünde! Die Furcht preßt ihm das Geständniß ab: Ja! Ich bin ein Sünder, weise mir, wie ich dem zukünftigen Zorn entgehen könne? So bedarf es denn nur des Schrecks und der Furcht und der Angst, um die festesten Geister zum Bekenntniß ihrer Ohnmacht und innern Unseligkeit, um die äußerlich frömmsten Pharisäer zum Geständniß ihrer geheimen Sündenwelt zu bringen. Die Maske, mit der Vater den Sohn, Bruder den Bruder täuschte, sie fällt, sie bekennen ihr Elend, ihre Nichtigkeit, ihre Sünde.

Wohl hatten sie ihre Zunge in der Gewalt gehabt

und ihre Mienen gehütet, ihre Nächsten hatten nichts erfahren, wie es drinnen im Herzen aussieht, da ertönt das Wort, daß die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt, und ein geheimer Schauder überfällt sie; das Geheimniß, das sie so sorglich gehütet hatten, das sie so mühevoll verborgen ihr Leben lang, die Angst preßt es ihnen jetzt ab; sie geben ihren Ruf preis vor allem Volk und dem Auswurf des Pöbels; sie gestehen dem Nachbar ihr Elend und ihre Sünde. Der Sadducäer fürchtet nicht mehr, sich lächerlich zu machen vor seinesgleichen, und der Pharisäer verzichtet darauf, fortan noch den Heiligen zu spielen.

Gewiß auf den ersten Blick gesehen liegt etwas tief Rührendes in diesem allgemeinen Geständniß der Sünde. Es liegt eine Aufforderung zum Mitleid und zum Erbarmen in diesem Geständniß des Elends und Sündenjammers von solchen Lippen gesprochen. Es liegt auch die Hoffnung nicht weit davon, daß wer so tief sich erniedrige, wer so rückhaltslos sein vergangenes Leben preisgebe, daß der wol fortan sicher in einem neuen Leben wandeln werde. Gewiß, der Bußprediger, der solches an ihren Seelen gewirkt, er wird, halb durchdrungen von Befriedigung über seine Wirksamkeit, halb hingerissen vom Mitleid, sie aufheben vom Boden und sie trösten und ihnen zureden, daß es ja so schlimm gewiß nicht mit ihnen stehe. Aber siehe, gerade das Gegentheil von dem geschieht! „Ihr Otterngezüchte“, so läßt er sie an, „wer hat denn euch gewiesen, daß ihr

dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?" Gewiß ein auffallendes Benehmen, meine Freunde, und dennoch so ganz das richtige. Denn laßt nur einige Tage vorübergegangen sein, ohne daß der Himmel sich röthet vom Feuer und die Wasser blutig fließen, laßt die Sonne des folgenden Tages aufgehen wie zuvor und leuchten über Gerechte und Ungerechte — und dann fragt wieder nach diesen reuigen Sündern. Vielleicht zuerst werden sie noch umhergehen in stiller Angst, mit leisem Seufzen. Sehen sie aber, daß wirklich alles beim alten bleibt, dann werden auch sie wieder einlenken in ihre frühere Weise, ja sie werden bald genug sich jener Stunde der Schwachheit schämen, sie werden bei der Erinnerung an sie die Zähne zusammenpressen und mit dem Fuße stampfen. Wie werden sie erröthen, daß sie sich einschüchtern ließen und sich so ohne Noth bloßgestellt haben. Vielleicht werden sie sich dann damit trösten, daß der oder jener ja auch mitgemacht habe, und endlich wird man einen Schleier ziehen über jenen Tag, den niemand aufhebt, als ob gerade der der einzige sei, dessen man sich zu schämen habe. Man wird diese Stunden der Reue wie eine Geisteskrankheit betrachten, die den Mann ergriffen, und in deren Paroxysmen er Dinge ausgeplaudert, die ewig hätten begraben bleiben sollen; das wird das Ende dieser Bekehrung durch Angst sein, und darum fährt sie Johannes an: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen sollt?" Darum legt er so

wenig Werth auf all diese heißen Thränen, auf all die besten Vorsätze. Ja, schauen wir nur selbst zurück auf unser Leben, meine Freunde, ob wir nicht mehrmals schon ebenso dort am Jordan standen? Dort haben auch wir gekniet, aufgelöst vom Bewußtsein unserer Sündigkeit, aufgehend in dem einen Vorsatz der Besserung — und dennoch findet uns die jetzige Stunde so sündig wie zuvor.

Gewiß auch uns ging Gottes Wort, die Predigt der Buße schon durch die Seele in einer der Weihestunden, die Gott jedem werden läßt. Vielleicht damals bei dem Schwur, den wir an der Schwelle des ernsten Lebens, halb noch von den Träumen der Kindheit umfangen, halb schon der Zukunft geweiht, am Altare Gottes ablegten; oder es war ein heller Blick in die Majestät der göttlichen Schöpfung; oder es war eine schnelle Wendung des Schicksals, eine unvorhergesehene Gefahr, eine unerwartete Rettung; oder es war der Schritt der Strafe, den wir hinter uns dröhnen, näher und näher schreiten hörten, oder es war das selbstbereitete Elend, das nun wirklich über uns hereinbrach, das uns den Wunsch von den brennenden Lippen preßte, besser zu werden, wiedergeboren zu werden, den alten Menschen abzuwerfen und in einem neuen Leben zu wandeln. Aber als die Weihestunden verrauschten, als das dunkle Gewitter an unserm Haupte vorbeizog, als wir wieder Luft schöpften nach beseitigten Schicksalsschlägen, da rückte der Gedanke an Besserung weiter und weiter und ehe wir es uns versahen, standen wir

wieder am Anfang jenes Weges, der uns schon einmal so lieblich und bequem in eine wahre Hölle geführt hatte. Wäre es da ein Wunder, wenn der Prediger in der Wüste auch uns rauh und barsch bei unsern Thränen und guten Vorsätzen zuriefe: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorne entrinnen sollet?" Wäre es ein Wunder, wenn er geradezu zürnte über die Art unserer Bekehrung? Sehet doch zu, welcher Art all diese Bußfertigen sind? Da siehst du sie die Kniee beugen und Seufzer zum Himmel hinaufschicken, nachdem sie im Taumel der Lust ihre besten Kräfte vergeudet und ihren Körper zerstört haben — aber gib ihnen ihre Gesundheit zurück, du wirst sie nicht mehr im Tempel knieen sehen und nicht mehr reden hören von ihrer Schuld. Sie suchen Trost im Trauergewande, wenn ihnen Gott ihr Liebstes genommen, wenn ihr Leben verödet und vereinsamt scheint, aber wo ihr Lebenspfad wieder einlenkt in blumige Auen, da steht nichts ihnen ferner als der Gedanke an Gott und die Arbeit für ihn. Ach, daß wir milder urtheilen könnten von diesen guten Vorsätzen, von diesen Bekehrungen — aber ist nicht mit ihnen der Weg zur Hölle gepflastert? Woran liegt es nun aber, daß diese Hingabe an Gott, daß diese Bußfertigkeit so kleine Weile nur anhält? Woran liegt es, daß unsere Religion nicht mehr zu allen Stunden uns leitet, daß sie nur in einzelnen Augenblicken der Erschütterung dem Menschen vor Augen steht, um bald genug wieder zu entschwinden? Es liegt

zumeist und zuerst an der Beschaffenheit unseres ganzen öffentlichen Lebens und Wesens. Die Religion, die sonst die Kraft war, die den Schiffer aufrecht hielt, wenn auch die Planken seines Fahrzeuges brachen, die als ein fester Stern den Piloten führte auf der sturmbewegten See, sie ist den Blicken der Meisten durch Wolkennacht verhüllt und dem Leben fremd geworden. Wir haben so viele irdische Dinge zu erjagen, daß für das Ueberirdische in der That nicht Zeit noch Kraft mehr übrigbleibt. Bis unsere Jugend mit all den Wissenschaften vollgepfropft ist, die nöthig sind, sich das Brot zu verdienen; bis unser Alter all den Anforderungen Genüge geleistet hat, die die menschliche Gesellschaft an uns macht; bis unsere Arbeiter so viel errungen haben, um die Bedürfnisse zu befriedigen, die von Tag zu Tag wachsen; bis unsere Müßiggänger alles das genossen, was für sie zu genießen schicklich und anständig ist — bis dahin sind sie alle so ermattet, so erschöpft, so geistig abgespannt, daß es Thorheit wäre, ihnen auch noch die Anstrengungen zuzumuthen, die zu einem religiösen Aufschwung nöthig sind. Man hat keine Zeit mehr zu religiöser Thätigkeit, und zur Entschuldigung weist man dann auf den und jenen hin, der mit Beten seine Zeit verliere, der nur sorge, für religiös zu gelten, und darum nur um so thörichter, nur um so verkehrter und unheiliger geworden sei. Weil also die religiöse Höhe den oder jenen schwindelig gemacht, kriechen sie nun alle in den Niederungen des Lebens umher! — Wohl

bricht dann ein und das andere mal ein Strahl des Lichts durch das Dunkel, aber unversehens sind wir wieder im alten Gleis, denn diese Religion ist nicht der Halt in uns, der uns oben hält, sondern sie ist die Krücke, nach der wir suchen, wenn die eigenen Kräfte zu brechen drohen; kaum aber fühlen wir uns wieder stark, so werfen wir die Krücke weg, um auf eigenen Füßen weiter zu gehen.

Aber was haben wir nun erreicht auf diese Weise, meine Freunde? — Ach, ein Leben ohne Halt, ein Treiben ohne Ziel, Amt, Ehre, Geld — aber keinen Frieden, keine Liebe, keine Seligkeit. Nein, wir fühlen es, daß die Axt den Bäumen ist an die Wurzel gelegt, daß morgen über uns das Verderben kann hereinbrechen, und wir haben nichts, gar nichts, was uns von dem künftigen Zorne retten kann. Laß Noth und Tod über uns kommen — wo ist der Glaube, der uns emportrüge über den Jammer dieser Welt, wo ist die Liebe, die uns vergessen lehrte, was wir verloren, wo ist die Hoffnung, die uns mit der Klarheit des Jenseits das Diesseits übergoldete?

Laß Geld und Gut verloren gehen, laß die Gesundheit schwinden, laß uns die Achtung der Menschen verscherzen — wird die Genügsamkeit der Deinigen dich trösten für alle Verluste, wird dein Geist dich erheben über die Qualen des Körpers, wird deine Selbstachtung dich emporheben über die Ungerechtigkeit der Welt? Oder wird uns nicht vielmehr der Hader und Streit der

Familie das Brot der Armuth noch vergiften, wird nicht vielmehr die natürliche Ungeduld und Reizbarkeit die Qualen der Krankheit verdoppeln, wird nicht vielmehr öffentliche Misachtung uns am Ende dahin bringen, daß wir selbst uns nicht mehr achten und schämen? Siehe, die Axt ist den Bäumen an die Wurzel gelegt, der erste Schlag kann fallen in diesem Augenblick — was haben wir, daß wir dem künftigen Zorn entfliehen werden?

Thuet Buße, sagt der Täufer, bekehret euch und bringet rechtschaffene Früchte der Gerechtigkeit!

Es ist ja nichts Uebermenschliches, was dieses Wort von uns fordert. Nur dieses Eine, nur diese billige Forderung stellt uns die Schrift, daß wir dem Himmlischen doch ebenso viel Eifer, ebenso viel Arbeit, ebenso viel Theilnahme zuwenden sollen als diesen nichtigen irdischen Dingen. Dieselben Anstrengungen, die zu Nichtswürdigkeiten verbraucht werden, sie verwendet zu etwas Gutem und Heilsamem, und des Herrn Forderung ist erfüllt.

Der Mann, der in thörichtem Ehrgeiz oder um geringen Vortheil Tage und Nächte nachsinnt und denkt und sich abmüht und nicht Schweiß noch Anstrengungen scheut — er halte doch dieselbe Mühe nicht für zu groß, wo es sich um den Frieden seiner Seele handelt.

Das Weib, das an eiteln Tand und Flitter seine Seele hängt, dafür wacht und dafür lebt und sich unglaublichem Zwang unterwirft, um ihm zu leben — es

fasse den Entschluß, nur ein Theilchen dieser Gedanken und Wünsche und Mühen dem Himmlischen zuzuwenden, und einen Frieden wird sie finden, den die Welt nicht gibt.

Der Jüngling, der bei Gelagen und Lust in trauriger Verwilderung Nächte durchschwärmt, seinen Ruf, seine Ehre, seine Gesundheit preisgibt — er widme die Hälfte der schnöde vergeudeten Kraft irgendeinem löblichen Zweck, er wird dann seine frohen Stunden nicht in der Vergangenheit zu suchen haben.

Ja, der Knabe selbst, das Kind, es zeige nur den gleichen Muth, die gleiche Ausdauer beim Lernen wie beim Spiel, die Klage über eine verlorene Jugend wird nicht mehr gehört werden.

Nach Glück suchen ja alle, stehen auf mit dem Wunsch glücklich zu sein, und legen sich nieder, daß der Traum gewähre, was der Tag versagt hat. Ungenügen, Unfrieden, verfehltes Streben, das steht ja geschrieben auf allen Stirnen, schaut ja heraus aus aller Augen. So kommet denn alle zu ihm, die ihr mühselig und beladen seid, er will euch erquicken. Nehmet auf euch sein Joch und lernet von ihm, denn er ist sanftmüthig und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen.

16.

Die Klage über die alltäglichen Sorgen des Lebens.

Matth. 25, 21.

Du bist über wenigem getreu gewesen; ich will dich über viel setzen.

Es gibt eine Klage, mit der sich das gute Herz gern selbst belügt, wenn es gewahr wird, daß es hinter seinen bessern Zielen zurückgeblieben ist; eine Klage, die wir alle täglich und stündlich erheben und die auch eine gewisse Berechtigung zu haben scheint. Die Klage nämlich, daß die nichtigsten und alltäglichsten Dinge die ganze Breite unseres Lebens ausfüllen und den ganzen Vorrath unserer Kraft aufbrauchen, sodaß an das Bessere nicht mehr zu denken sei, was doch allein dem Leben seinen Werth verleiht. Nicht das ist's, was uns traurig macht, daß Andern Reichthum, Ehre und Glanz beschieden ward und uns ein mäßiges Glück, Niedrigkeit und sauere Arbeit.

Es wäre unwürdig, darüber zu klagen. Nein, wir wollten ja gern mit noch bescheidenerem Lose fürliebnehmen und noch neue und andere Arbeit auf unsere Schultern laden — wenn es nur einem Zwecke gälte, für den das Herz in der Brust auch warm zu schlagen vermag. Aber wer zählt die tausend Nichtigkeiten, die unser Leben ausmachen; wer die ganz alltäglichen Sorgen, an denen die Seele langsam verblutet? Nein, das ist uns an unserer Wiege nicht gesungen worden, daß unsere Kraft solle verbraucht werden für diesen ganz gemeinen Haushalt des Lebens, daß unser bestes Wesen am Gewöhnlichsten solle kleben bleiben. Daher denn jener Mismuth, mit dem wir jeden Morgen begrüßen und mit dem wir müde und abgespannt uns wieder zur Ruhe legen, weil es uns oft bedünken will, als habe der Tag auch gar nichts gebracht, was auch nur des Aufstehens wäre werth gewesen. Wie unwürdig diese Klage auch sei, so hat sie doch zunächst nichts gemein mit ähnlich lautenden Ergießungen der lebenssatten Genußsucht, die nichts mehr lockt und nichts mehr reizt, weil sie alles durchgekostet hat und gegen alles ist stumpf geworden; sondern im Gegentheil unser Schmerz ist der, daß wir entsagen sollen, dem Besten entsagen, was die Welt zu bieten schien, und dem Einzigen, was dem Leben Werth gab. Da standen dem Jünger der Wissenschaft leuchtende Ziele vor Augen, gewaltige Ahnungen, halbverstandene Probleme, Räthsel halb gelöst und darum doppelt geheimnißvoll; — in ihm quillt es und gärt es; wie die Küste eines neuentdeckten Continents

sieht er's vor sich liegen. Land! ruft's in ihm, und wiederum Land! — Aber er soll den ersehnten Strand nicht erreichen — nein, die Küste in Sicht, wird er zurückgetrieben vom Sturm des Lebens, festgeschmiedet an die Galere muß er seine Kraft aufbrauchen für die Handlangerdienste, die sein eisernes Schicksal ihm auferlegt. Oder was hatte der Krieger geträumt, als er der Waffen Handwerk erlernte? In die Mannesschlacht voll zweifelhafter Entscheidung sah er sich gestellt, wo die Wagschale des Sieges jetzt steigt, jetzt sinkt, und das unbeständige Glück bald dem, bald jenem lächelt; — da tritt er auf den Kampfplatz; mit todesverachtender Hingebung wirft er sich in die Reihen der Feinde, und den Siegespreis sah er errungen durch sein Verdienst und das theuere Vaterland gerettet — so träumte er, und welchen von all diesen Träumen hat ihm das Leben gehalten? Welches Los ist ihm statt dessen geworden in Wachtstuben und auf Uebungsplätzen? Oder was stand dem werdenden Staatsmann vor Augen, als er in selbstverleugnendem Fleiße die Grundsätze des Rechts und die bunte Menge der Gewohnheiten, Bräuche und Vorschriften erlernte? Im Sturme tobender Leidenschaften, wo Partei gegen Partei steht, wo das Gesetz droht, ein Spiel der Willkür zu werden, wo rohe Gewalt die sichersten Pfeiler des gemeinen Wesens erschüttert — da, wo Tausende zweifeln und zittern und schwanken, da die Zügel der Gewalt mit starker Hand zu ergreifen, die unbändigen Leidenschaften mit Macht zu bewältigen, den Lauf der

Dinge zurückzuzwingen ins richtige Gleis, und nun unter dem Jubel der geretteten Menge das stolze Amt auch im Frieden weiter zu verwalten — das schwebte ihm vor als seines Lebens Aufgabe, als der mögliche Inhalt seiner Zukunft. Und was ist ihm statt dessen geworden? Handlangerdienste ganz mechanischer Art — sodaß er die ekle Wiederkehr der Tage, daß er den eintönigen Pulsschlag der Zeit kaum glaubt tragen zu können! Oder wie hatte das Weib sich seine Zukunft ausgedacht? Wie wollte sie ihr Haus weihen zu einer Stätte, da alles Schöne und Edle eine Heimat habe, zu einem Heiligthum, das eine zauberhafte Weihe umgäbe — und was ist aus all diesen guten Vorsätzen geworden? Wie ist in den alltäglichen Sorgen des Lebens ihr eigen Herz verwelkt und verblüht? Wie ist bei dem Laufen und Markten und Scheuern ihr eigen Empfinden verkümmert und hat sich Staub und Spinnweb über all die Heiligthümer gelegt, denen sie eine so hohe Stellung zugedacht hatte!

Das ist es, was wir als des Lebens Jammer unwidersprechlich empfinden, was wir als die gerechteste Klage meinen dem Himmel entgegenhalten zu dürfen, und es verlohnt sich doch zu sehen, wie weit diese Klage wirklich gerecht sei, und wie weit wir gerade ein Recht haben zu dieser Klage.

Zunächst dürfte es dabei rathsam sein, von diesen Klagen alles das abzuziehen, was unser Hochmuth und unsere Begehrlichkeit hinzugethan. Ein großer Theil dieser Vorwürfe wird sich dann von selbst erledigen. Es

gibt wol kaum ein Menschenkind unter der Sonne, das nicht wähnt, Anspruch zu haben auf eine ganz besondere Verwendung bei der großen Arbeit unseres Geschlechts. Sie möchten alle den Bau lenken von hoher Stelle her, aber die Kelle möchte keiner rühren, keiner Steine herzutragen. Aber, mein lieber Christ, wo ist dir denn das an deiner Wiege gesungen worden, daß du der Messias seist, auf den rings die Völker warten? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß du gerade jene Wahrheit der Welt verkündigst, von der eine dunkle Kunde in deinem Geiste nachtönt? Warum solltest du es gerade sein, der sein Volk befreit und die Gesellschaft vom Untergange rettet? Gegen Klagen, die solchem Wahn entspringen, werden wir nicht Gottes Weltordnung zu vertheidigen brauchen, sondern wir werden nur lächeln über deinen Hochmuth. Aber freilich, deine Klage war ja nicht die, daß man dir die erste oder zweite Stelle bei der sittlichen Arbeit unseres Volkes verweigert, sondern vielmehr die, daß du gar keine Verwendung bei derselben gefunden, sondern verbraucht würdest für die Befriedigung der sinnlichen Lebensnoth. Bis all die Dinge geschafft sind, die zum gewöhnlichen Haushalt des Lebens gehören, bist du so abgemattet und abgemüdet, daß es Thorheit wäre, dir noch den innern Aufschwung zuzumuthen, den jener Antheil an den bessern Dingen verlangt. Aber freilich, auch hierbei liegt der größere Theil der Schuld nur an uns. Freilich, wenn alles, was wir des Lebens Nothdurft nennen, wirklich unerläßlich wäre, ja dann würde wol der

Menschen Kraft stets verzehrt werden in der Knechtschaft sinnlichen Bedürfens, und wir müßten wirklich bange haben für die Verwirklichung der göttlichen Bestimmung der Welt. Freilich, hätte unser Herr und Meister alles das für zum Leben nöthig erachtet, was wir für unentbehrlich halten, ich fürchte, die Welt wäre unerlöst geblieben; und hätten seine Jünger alles das an irdischen Freuden genießen wollen, was wir zu genießen für würdig und recht und nöthig halten, wahrlich, die Kunde von Christus wäre verschollen in Judäa und Christi Wirksamkeit wäre zerflossen wie die Ringe vom Kiel gezogen in des Meeres bewegter Flut! Wohl uns, daß er lächelnden Blickes sprechen konnte: die Vögel haben ihre Nester und die Füchse haben ihre Höhlen, aber des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt lege! Wohl uns, daß es Paulus und den Aposteln ein Triumphzug dünkte, hindurchzudringen durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig, als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe, sie leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertödtet, als die Traurigen und allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles haben. — Zahle den gleichen Preis, lieber Christ, so wirst du die gleiche Stellung erkaufen. Willst du wirken auf weitem und edlem Felde, so wirf alle jene nichtigen Bedürfnisse hinter dich, und der Wirkungskreis wird dir nicht fehlen. Wenn es dich drängt, Apostel Gottes zu sein — fürwahr, Missionen

gibt es jenseit des Meeres und diesseit, zu wirken genug in Staat und Kirche und Wissenschaft. Aber zahle den Preis — Armuth, Blöße, Jammer und Elend, und der Werth deines Lebens soll dem der Apostel wahrlich nicht nachstehen. Willst du glänzen unter den Erfindern, Weisen und Gelehrten, zahle den Preis! Opfere den Schlaf deiner Nächte, die Ruhe des Tages, opfere deine Gesundheit. Es gibt der Arbeit noch immer genug, wo treuer Fleiß alles vermag. Aber freilich, in einigen Mußestunden hat noch keiner die Palme errungen, und wer es für unentbehrlich erachtet, daß er Ruhe habe zu seiner Zeit und Nahrung vollauf und Kleidung wie andere und Freuden dazu, der darf keinen der Großen um ihre Größe beneiden. Und wer wähnt, für sich etwas zu erlangen dort oben auf den Höhen des Lebens, der mag nur lieber gleich bleiben, wo er ist und wie er ist. Ein Blick auf das Leben Jesu und der Apostel kann ihn lehren, wie der sich selbst zu sterben hat, der jenen höchsten Zielen nachzustreben begehrt. Hunger und Blöße, Spott und Hohn, Krankheit und Siechthum, Verbannung und Kerker, Geisel und Hochgericht war ihr Los auf Erden; zahle diesen Preis, so wird es auch dir an einem großen Wirkungskreise sicher nicht mangeln.

Aber all diese großen blutigen Opfer, sie sind zwar edel und schön, sie sind groß und göttlich — aber sie werden nicht von dir verlangt.

Es gibt noch eine andere Wirksamkeit für die Gründung von Recht und Ordnung als dort oben auf dem

Dornenlager der Ehre, es gibt noch andere Mittel, Licht und Wahrheit zu fördern, als durch das langsame Martyrium der Wissenschaft, es gibt noch andere Wege, dem Gottesreich zu dienen, als der qualvolle Tod am Kreuze. Aber freilich, diese bestehen eben in der stillen, unscheinbaren Thätigkeit, die dich geistverlassen und gottentfremdet dünkt. Es ist die Thätigkeit, die jenem jüdischen Weber, die Paulus sein Leben lang genügte und ihm dennoch Muth und Kraft und Zeit genug übrigließ, durch sie und neben ihr den ganzen Bau der Welt aus den Fugen zu heben. — Denn eben durch die stillbescheidene Wirksamkeit als Lehrer der Jugend, durch die Reden in den Werkstätten seines Handwerks, durch den Umgang mit den Niedersten und Geringsten des Volkes hat er in zwei Welttheilen die Religion gegründet, die sie jetzt in prangenden Reden preisen als die größte Idee, die je durch die Welt gegangen! Aber wie arm und klein erschienen euch wol die Sorgen und Anordnungen, mittels deren der Apostel dieser größten Idee die Wege bereitet hat. Denn nur in jenen seligen Momenten glaubt ihr das Herz den Segnungen des Himmels geöffnet, in denen der ganze Mensch emporgetragen ist über all diese engen, alltäglichen, drückenden Schranken des sinnlichen Daseins. Nun aber seht doch, ob jedes höchste Gut des Lebens nur so kommt, wie der Blitz aus Wolkennacht herniederfährt und spricht: „Hier bin ich!“ oder ob es wie die Weisheit der Griechen gewappnet und kampfbereit emporbricht aus des Gottes Haupt? — oder ob es nicht viel-

mehr langsam und allmählich wird und wächst und sich zubereitet; ob nicht langsam Sandkorn zu Sandkorn gereiht wird, bis endlich die Berge versetzt sind! Das ist die Art, wie Gott zu schaffen pflegt, und für wie erhaben ihr jene höchsten Lebenszwecke haltet, für desto nothwendiger haltet die allmähliche, einleitende Vorbereitung dazu, wenn sie gleich nur in den alltäglichsten Sorgen besteht. Denn dazu, daß die Menschheit hat den Erdball kennen lernen, auf dem sie wohnt, und die Sonnen und Monde und Fixsterne und Wandelsterne, dazu war nicht das allein nöthig, daß die Weisen und Großen forschend eindrangen zwischen die Gletscher des Eismeeres oder in die brennenden Wüsten des Südens, nicht die Himmelsbeobachtung allein auf den Gipfeln der Berge oder im Dunkel der Warte — sondern nöthig war zuvor auch dieses, daß die Kinder lernten die Laute sprechen und die Zeichen lesen, die Feder führen und die Zahlen zählen. Denn ohne die Breite der Bildung wird ihre Höhe nie möglich sein — darum sei deß gewiß, was du dem Geringsten gethan hast von diesen Kleinen, das hast du dem Großen und Ganzen geleistet. Auch mit der Gründung des Gottesreiches ist es nicht anders, wo es in erster Reihe auf Tugend und Frömmigkeit ankommt. Daß jene goldene Verheißung sich erfülle und die Zeit herankomme, da kein Ungerechter mehr sein wird, nicht Hader noch Streit, nicht böse Lust und sündige Gedanken — dazu war nicht das allein nöthig, daß der Propheten Muth den lodernden Flammen der Molochsäulen trotzte; nicht das allein,

daß des Herrn Leib gebrochen und sein Blut vergossen ward; nicht das allein, daß Paulus gesteinigt, gestäupt und den wilden Thieren vorgeworfen ward — sondern nöthig ist auch das, daß deine Kinder aufwachsen in Zucht und Vermahnung zum Herrn, daß sie lernen das Gute thun und das Böse meiden, die Tugend üben und das Laster hassen. Vor allem diese Wirksamkeit ist es, die Gott von uns verlangt, und geistverlassen und gottverlassen wird sie keiner heißen, der von dem einen oder dem andern auch nur einen Funken in sich trägt. Denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort der Schrift — was ihr im Kleinen und Geringen gethan habt, das bleibt dem Großen und Ganzen gethan. Freilich, wir wären alle geneigt, uns lieber mit einer großen That, mit einem erhabenen Opfer auszulösen und loszukaufen, um so mit einem Wurf die Krone des Lebens zu erringen. Aber mit einem Entschlusse, mit einer That hat sie noch keiner verdient. Ach wie viel leichter ist es doch, in rascher Großmuth sein Leben hinzuwerfen um eines großen Zweckes willen, oder auch nur, um einem geliebten Freunde das seine zu retten — wie so viel leichter, als jene stille Entsagung zu üben, die die tausend niedrigen Pflichten und Dienste und Anstrengungen der gemeinen Wirklichkeit verlangen; wie viel leichter, ein großes Opfer zu bringen, als in dauernder Liebe und Geduld all die Schwächen und lästigen Eigenheiten der nächsten Angehörigen und Freunde zu tragen; wie viel leichter, mit der halben Welt den Kampf aufzunehmen, als die gehässigen Regungen

des eigenen leidenschaftlichen Sinnes zu allen Stunden niederzuhalten und aus der Brust zu reißen!

Aber eben in dieser stillen Geschäftigkeit, eben in diesen unscheinbaren Opfern wird der höchste Preis des Lebens erreicht. Gerade die Alltäglichkeiten des Lebens sind es, in denen sich das Erhabenste, was unser Leben kennt, in denen Tugend, Glauben und Liebe sich verkünden. Euere Tugend erweiset ihr nicht, indem ihr den Giftbecher trinkt oder euch ans Kreuz schlagen laßt für euere Brüder, sondern in tausend niedrigen Dienstleistungen in der Hütte der Armuth, am Krankenbett und in der Kinderstube. Euern Glauben erweiset ihr nicht, indem ihr hinauszieht in die weite Welt, um euch Hütten zu bauen im Urwald und wilden Völkern das Evangelium zu verkündigen, sondern in der Treue und Geduld, in der ihr eueres kleinen Amtes wartet. Euere Liebe erweiset ihr nicht, indem ihr füreinander sterbt, sondern in tausend kleinen Diensten, Gefälligkeiten, Rücksichtnahmen, die in der That zu geringfügig sind, als daß wir ein Weiteres von ihnen reden möchten. So sind es eben jene alltäglichen Sorgen des Lebens, es ist die geringgeschätzte Thätigkeit jedes Tags, in denen sich die höchste Aufgabe des Menschen zu verwirklichen vermag.

Darum seid denn getrost alle, die ihr euer Leben zu geringen und kleinen Diensten verbrauchet, auch sie sind für das Gottesreich geleistet. Seid getrost, wenn die kostbare Zeit des Lebens euch verrinnt und verschwindet in einer bescheidenen und geringgeschätzten Thätigkeit, die euch

selbst keine Thaten im Gedächtniß zurückläßt, die der Erinnerung werth wären. Auch diese geringen Dienste sind nöthig zum Wohle des Ganzen, auch in ihnen habt ihr Gelegenheit, jede Tugend zu üben, jede Vollkommenheit euch anzueignen, und aus ihnen summirt sich Sandkorn für Sandkorn ein Leben, das sich nicht durch einzelne Glanz- und Höhepunkte, aber durch den Geist, der das Ganze durchdringt, rechtfertigt vor dem Allgütigen. Ja, lasset uns forthin zu ihm aufblicken, dem Schöpfer und Ordner aller Dinge, der nicht nur in den mächtigen Welten, in Sonnenkreisen und Erdenbahnen, nein auch in der verborgenen Blüte, die unbeachtet zertreten wird, der im Größten wie im Kleinsten, im Höchsten wie im Niedersten seine ganze Güte, seine ganze Herrlichkeit zu offenbaren liebt.

17.

Die materielle Richtung unserer Zeit.

1 Tim. 6, 6—12.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen. Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, welches hat etliche gelüstet und sind vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viele Schmerzen. Aber, du Gottesmensch, fliehe solches: jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth; kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist, und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.

Die sogenannten Pastoralbriefe des Neuen Testaments bewegen sich vielfach um durchaus praktische Fragen. Sie handeln weniger von den göttlichen Voraussetzungen des

religiösen Lebens, als von der menschlichen Verwirklichung desselben, und zwar von der Verwirklichung auf ganz bekannten Lebensgebieten, im Ehestand, in der Kinderstube, im Handel und Wandel, Haus und Markt. Wir freilich redeten lieber über die herrlichen Ziele als über die irdischen Hindernisse des Gottesreichs, lieber von den hohen Aufgaben der Menschheit als von ihrem kläglichen Dahintenbleiben, wenn nicht wirklich wären, von denen der Text redet: „viele Versuchungen und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, die versenken den Menschen ins Verderben". Aber wenn wir auch an ihnen vorbeigehen wollten, sie sind eben doch da, die tausend unwürdigen Bande, mit denen uns die Sinnlichkeit an ihr Reich gefesselt hält. Entweder sie zieht den Menschen hinab in den Schmuz der Genußsucht, um da den Stempel des himmlischen Reichs zu verwischen, mit dem er geprägt, das Ebenbild Gottes zu zerstören, nach dem er geformt ist; oder sie umgaukelt ihn mit Spiel und Tand, daß er nach Früchten jagt, die in der Hand zerfließen, oder sie stachelt ihn nach Zielen der Ehre, nach Phantomen der Ruhmsucht, die ferner und ferner rücken; oder sie reizt ihn, sich mit Schätzen zu beladen, von denen offenbar ist, daß er sie muß dahintenlassen. Gegen alle diese Verirrungen ist schon vieles geredet und geschrieben worden von weisen und von frommen Männern, allein die Krankheiten kehren wieder trotz der Aerzte, und gerade das Laster, von dem der Text handelt, das Laster der Habsucht ist ein solches, das schon tausendfach verdammt ist,

von allen verdammt wird und das dennoch immer wieder im Schwange geht. Was unser Text von seinen Gründen, von seinen Folgen und von seiner Heilung sagt, das enthält schon alles, was über Ursprung, Wirkung und Behandlung des Uebels überhaupt zu sagen ist.

I.

Zunächst erhebt sich freilich die Frage: läßt sich denn überhaupt von Gründen der Habsucht reden? Man pflegt ja wol sonst zu sagen, der Geiz frage nach keinen Gründen: er habe nicht Grund noch Zweck, sondern er raffe zusammen und spare auf, ohne zu wissen warum und ohne zu fragen wozu? Allein mit dieser Form der Krankheit hat es unser Text nicht zu thun. Nicht den Geiz in diesem Sinne, nicht die Freude am Gold um des Goldes willen hat der Apostel im Auge, sondern eine Habsucht, die recht wohl weiß, wozu sie haben will, die freilich das Geld will, aber auch weiß warum! „Es ist ein großer Gewinn", ruft in diesem Sinne unser Text, „wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns genügen. Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken den Menschen ins Verderben." Ungenügsamkeit und Genußsucht sind demnach die Gründe der Habsucht, die der Text kennt, und damit hat er von vornherein die

Sache unter den richtigen Gesichtspunkt gestellt. Jene Habsucht um des Habens, jene Geldgier um des Besitzens willen ist es ja in der That nicht, die die sittlichen Zwecke der Gesellschaft beeinträchtigt. Sie ist doch viel zu sehr die vereinzelte Verirrung einsamer Naturen, die allzu schnell in sich und außer sich ihr Gericht findet, als daß sie eine Gefahr für das öffentliche Leben enthalten könnte. Das aber, was dem warmen Patrioten, was dem guten Christen heutzutage wirklich bange machen könnte für die Verwirklichung der göttlichen Ziele an seinem Volk, das ist, daß das ganze Leben immer mehr eine Gestalt anzunehmen droht, die alle gleichmäßig herausfordert, alle Kräfte, die ganze Persönlichkeit einzusetzen, um Geld zu erwerben. Unserer Bedürfnisse sind es nachgerade eine solche Menge geworden, daß wir darauf angewiesen sind, vor allem Geld zu schaffen. Schon mit der Kinderstube beginnt die Verwöhnung. Schon das Kind weiß, was schöner wäre, was besser wäre, was theuerer wäre, und nur allzu leicht thut ihm eine thörichte Liebe den Willen. Die Kinderstube äfft der Alten Eitelkeit nach, die Jugend schwelgt und vergeudet, das Alter prunkt und spreizt sich — und so sind wir dahin gelangt, daß es im Grunde nur noch eine Sorge gibt, die, Geld zu schaffen. Da ist keine Kraft, sie muß benutzt, da ist kein Gedanke, er muß verwerthet werden, denn nur so sind die Mittel zu erschwingen, um der großgezogenen Genußsucht Genüge zu thun. Kraft ist Geld geworden, Talent ist Geld geworden, Zeit ist Geld geworden, es muß alles gewechselt

werden, denn wo so viele Bedürfnisse sind, da hat man nie genug, man hat stets zu wenig. Wo ist sie doch hingeschwunden, die einfache Zeit der Väter, wo es noch möglich war, so schönen Träumen nachzuhängen, ohne deshalb gleich den Bettelstab in Aussicht zu haben? Wo ist sie hingekommen die Zeit der einfachen Sitten und geringen Bedürfnisse? Die Zeit der bescheidenen stillen Häuslichkeit, da der Hausvater und die Hausmutter im Kreise der Kinder ihr ganzes Glück fanden? Das war die wohlfeile Zeit und die gastfreie Zeit, die leben konnte und leben ließ. — Jetzt aber, wo der Vater andere Wege geht und die Mutter andere und die Kinder wieder andere: da freilich hat jedes seine eigenen Bedürfnisse, seine eigenen Freuden und seine eigenen Ausgaben. Was wunder, wenn es nun nirgends mehr reichen und klappen will? Es gibt keine Freude mehr, die nichts kostet, und mit den kostbaren hat es keine Grenzen. Es ist auf diesem Wege kein Stillstand. Was noch gestern zu viel war, ist heute schon zu wenig, was gestern noch neu war, ist heute veraltet, was heute noch auffällt, ist morgen zu einfach. Je abgestumpfter die Organe, um so theuerer die Reizmittel. Wer kann da sagen, er sei reich, wer kann sagen, er habe genug in diesem Kreislauf der Sünde, wo stets der Anfang zum Ende und das Ende zum Anfang wird? Der Reichthum hat erst an Bedürfnisse gewöhnt, die Bedürfnisse machen neuen Reichthum nöthig, der Grund ist die Folge, die Folge ist der Grund — sind aber die öffentlichen Verhältnisse einmal hinein-

getrieben in diesen Wirbel, dann steht es in keines Einzelnen Macht mehr, dem Rad in die Speichen zu fallen. Sind wir so verwöhnt, so entnervt, so schwach geworden, dann brauchen wir freilich die goldene Krücke, um uns weiter zu schleppen. Was wunder, wenn nun alle jagen und sich strecken nach Geld und genügendem Besitz? Was wunder, wenn die Herzen verwildern und die Leidenschaften überwuchern, da ja nicht mehr die bessern Ziele der Jugend leuchtend vor Augen stehen, und sie nicht mehr glüht für die himmlischen Ideale, sondern alles rings ihr nur das Eine zuruft: „Willst du leben, so trachte nach Geld, nach Geld und wieder nach Geld!" Das ist ja das Lied, das uns bald schon an der Wiege gesungen wird. Was wunder, wenn da die Jugend die Weltangst ergreift und die Furcht, zu kurz zu kommen; daß schon sie das alles geringachtet, wofür junge Herzen sonst warm zu schlagen pflegen; daß sie nicht mehr fragt bei der Wahl des Berufs: Was ist mein Wirkungskreis, sondern: Was ist meine Bezahlung? nicht mehr fragt bei der Gründung der Familie nach Liebe und Treue, sondern nach Geld und Gut? Das ganze Leben hat sich umgestaltet zu einem großen Handel, für alles will, zu allem braucht man Geld, und umsonst ist nur noch der Tod. Solange die Dinge so liegen, meine Freunde, solange brauchen wir leider nicht weit nach Gründen der Habsucht zu suchen, sie liegen nur allzu greifbar vor unsern Augen.

II.

Welches nun die Folge dieser Verhältnisse sei, ist danach unschwer zu zeigen. Es hat sich eine Atmosphäre erzeugt, in der eine Frage auf aller Lippen liegt: „Was kostet's?" in der eine Schätzung ganz geläufig ward: „Wieviel besitzt er?" in der ein Preis vor allem gilt: „Was trägt mir's ein?"

Das Leben ist ein großer Markt geworden, auf dem sie rennen und jagen, schaffen und sich mühen, nicht der Brüder Wunden zu lindern, nicht die Schäden des gemeinen Wesens zu heilen, nicht das Reich Gottes auf Erden zu gründen, nein, Geld zu erwerben. Das glänzende Erz, das ist ihr Lebensbrot, das ist der Siegespreis, der schmuzig und verbraucht von Hand zu Hand geht, von allen erstrebt, von keinem festgehalten, bis dann die Hände selbst erstarren und das Wort der Schrift ein Todesurtheil über ihr ganzes Leben ausspricht: Ihr habt nichts in die Welt gebracht, daran offenbar ist, ihr werdet auch nichts mit hinausnehmen. Ein vergeudetes Leben im einzelnen, vergeudete Kräfte im großen, das ist das Resultat all dieses Mühens und Schaffens. Denn der Geist kann nur das sich eigen machen, was aus dem Geist geboren ist. Alles Irdische spült an uns heran wie eine Welle, und verrinnt wie eine Welle, aber fassen, festhalten und gestalten können wir's nicht. Nur was wir jenen göttlichen Zielen nachgerungen, das bleibt dem Menschen; des Wissens Klarheit, errungen in der müh-

samen Arbeit des Denkens bei Tag und Nacht; die Stärke des Charakters, erkämpft im Sturm des Lebens; die Reinheit der Gesinnung, der eigenen Sündigkeit, dem heißen Blute mühsam abgerungen — sie bleiben, wenn alles Irdische von uns fällt wie eine Schlacke. Wir haben's nicht mitgebracht, es bleibt dahinten.

Aber freilich, was soll für diese höhere Bestimmung übrigbleiben, wenn die ganze Kraft verbraucht wird für das sinnliche Bedürfen? Darum sieht der Text in all diesen Bedürfnissen nur schädliche und thörichte Lüste, und in dieser ganzen vielgeschäftigen Lebensrichtung ein Uebel, „welches hat etliche gelüstet und sind vom Glauben irregegangen und machen ihnen selbst viele Schmerzen". Aber nun seht doch, wie wir auch hier wieder an einem Punkte stehen, wo die christliche Lebensauffassung und die Weisheit dieser Welt nach ganz entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen. Des Apostels Wort meint, daß es ein großer Gewinn sei, sich zu begnügen, uns aber hat man gelehrt, daß die Bedürfnisse zunehmen mit der zunehmenden Bildung. Der Text meint, daß der Geiz sei eine Wurzel alles Uebels, uns aber hat man gelehrt, daß der Drang und die Noth des Erwerbs ein Haupthebel alles Fortschritts sei. Man hat uns gerühmt dieses Rennen und Jagen nach Besitz, das die größten Unternehmungen hervorrufe. Städte erheben sich, Straßen entstehen, Wüsten werden bevölkert, die Fernen sich nahe gerückt und ihre Güter ausgetauscht. Keine Kraft liegt mehr brach und kein Talent bleibt ungenützt. Und

genau hineingesehen in das Getriebe dieses Lebensmarkts, was sind die Triebfedern? Lust nach Erwerb und Lust zu neuen Genüssen. Ist da nicht die Weisheit unseres Textes Lügen gestraft durch solche Thatsachen? Aber wenn man den Verfasser unseres Briefes hinwiese auf diese Erfolge, auf prunkende Paläste und stolze Städte, auf belebte Straßen und bevölkerte Küsten — er würde einer solchen Zeit wie Jeremia einst dem jüdischen Könige zurufen: „Glaubst du, du regierest, weil du in Cedernhäusern wetteiferst?" Auch zwischen Kreta und Ephesus segelten stolze Schiffe und stolzere Marmorbauten spiegelten sich in den blauen Wellen des Aegäischen Meeres, und der Lehrer der Christenheit, dem wir diese Zeilen danken, hat dennoch gerufen: „Der Geiz ist die Wurzel alles Uebels", und hat über dem armen, sich hastenden und quälenden Volke gerufen: „Sie schaffen sich selbst viele Schmerzen!"

Und in der That hat die Geschichte ihm recht gegeben. Die Zeiten, in denen der größte Verkehr, der größte Wohlstand, der größte Luxus herrschte, sind nicht die, welche die ewigen Gedanken erzeugten als Lebensbrot für kommende Geschlechter. Die Blüte des materiellen Lebens bricht immer erst auf eine Stunde vor Sonnenuntergang, während die großen Perioden aller Völker auch die Zeiten der einfachen und guten Sitten sind. Cäsarenreiche freilich kann der Mammon errichten, die sich prunkend von außen ausnehmen; aber auch nur von außen. Willst du sie groß finden, dann darfst du nur von ihren überladenen Prunkbauten reden, die die Ueppig-

keit errichtet, aber nicht von der Sünde und Schande, die im Innern schleicht; darfst reden von den gehäuften Gütern, die der Einzelne zusammenkauft, nicht von den Hunderttausenden, die der Uebermuth ausgenutzt und weggeworfen hat. Blendende Schöpfungen im Reiche des Scheins sind so wol entstanden; sie hatten nur vergessen, daß es auch Stürme gibt. Welche Dauer soll auch eine Welt haben, die kein anderer Kitt zusammenhält? Welche Widerstandskraft ein Staat, dessen Staatsmänner an ihre Schätze denken, dessen Beamte um Geld feil sind, dessen Krieger im Reichthum erschlafften? Wo nicht sittliche Kräfte das Ganze halten und die Theile binden, da ist auch der glänzendste Schein nur die täuschende Farbe der Verwesung, wie uns die Geschichte unserer Tage reichlich gelehrt hat.

Treten wir aber einen Schritt weiter ins Innere, aus dem Kreis des Staats in den der Familie, so gilt auch hier des Textes Losung: „Sie machen ihnen selbst viele Schmerzen.“ O es sind glückliche Ehen, die der Mammon geschlossen hat, und treffliche Familien, in denen er seinen Thron errichtet! Der Vater zählt die Bissen der Kinder, und die Kinder die Jahre des Vaters. Die Geschwister betrügen und bekriegen sich um das Erbe, und all die Segnungen, die der Himmel auf das Leben der Familie gelegt hat, sind gewichen, wo dieser Dämon Platz genommen, denn er hat mitgebracht die sieben andern, von denen das Evangelium redet: Misgunst und Neid, denen der Andern Glück zur eigenen Qual, Argwohn und

Angst, denen der eigene Reichthum zur Furcht und Sorge wird, Unzufriedenheit, Haß und Begehrlichkeit, die unersättlich nach neuer Nahrung winseln. Der Tempel Gottes, den die Familie soll darstellen, ist allen bösen Geistern geöffnet, die Hölle hat ihre Pein mitgebracht und ihre Strafen nicht vergessen.

Und treten wir wieder einen Schritt näher und schauen in das Herz des Einzelnen, in all sein Aengsten, seine Hast und Unruhe, seinen Neid und Aerger, heißt es nicht auch hier: „Sie machen ihnen selbst viele Schmerzen?" Sie sind ja oft genug geschildert, die Sorgen und Plagen, mit denen der Habsüchtige sein Geld erwirbt, die Furcht und Angst, mit der er es bewahrt, seine Reue und sein Aerger, wo er glückliche Unternehmen versäumt, die Qualen der Hölle, wo er unglückliche unternommen, das lange Martyrium des Erwerbs und der stille Wahnsinn heimlichen Besitzes. Und sagt nicht, daß die Rhetorik dabei die Farben zu grell gemischt habe. Die so tief sanken, sind freilich selten, aber wie viele sind's doch, deren Leben arm und leer geworden ist über der Weltangst und Geldangst, die über ihnen schwebt? Wie viele gleichen doch jenem Manne, der in seiner Jugend ein Geldstück gefunden? Von da ab heftete er seine Augen stets auf den Weg vor sich her und hat so im Laufe seines Lebens allerdings eine ziemliche Anzahl verlorener Münzen aufgelesen. Aber dabei hat er von dieser schönen Welt nichts gesehen als den Staub und Schmuz der Gassen, nichts von dem blauen Himmel und

den grünenden Fluren, nichts vernommen vom Sang der Vögel und dem Rauschen der Quellen. Dem Staub hat er nachgelebt, dem Staub ist er verfallen.

III.

Aber die Heilung — fragt unser Herz? Den Grund des Uebels erkannt, die Folgen der Sünde eingesehen zu haben, reicht ja nicht hin. Denn die Sünde ist nicht eine Verirrung des Gedankens, die man berichtigt, indem man sie widerlegt, sie ist eine Krankheit, die erkannt und unerkannt gleich verderblich wirkt. Das Heilmittel nun, das unser Text an die Hand gibt, bezieht sich auf den ganzen Menschen. „Du aber, Gottesmensch", ruft der Text, „fleuch solches, jage aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth. Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist, und bekannt hast ein gut Bekenntniß vor vielen Zeugen." Die Mittel, die damit geboten werden, sind allerdings keine specifischen gerade für diese Sünde. Man hat wol auch solche ausgedacht, die gerade diese oder jene Ausschreitung zurückdämmen sollten, hat allerlei pädagogische Kunstgriffe ersonnen, dem verderbten Herzen doch diesen oder jenen bessern Funken zu entlocken, oder wol auch die Macht der Eindrücke gehäuft, um verstimmten und schlaffen Saiten dennoch einen bestimmten Wohllaut abzugewinnen. Allein das Christenthum kennt kein solches Specificum, es heilt nicht von einer Sünde, sondern es heilt den Menschen.

Denn nur so kann er genesen. Wenn auch das Leben zuweilen solche Lectionen ertheilt, daß ein Menschenkind zeitlebens zurückgeschreckt scheint von seiner Lieblingssünde, so geht es dabei, wenn das Herz leer bleibt, doch leicht, wie im Evangelium geschrieben steht: „Wenn der unsaubere Geist vom Menschen ausfährt, so durchwandert er dürre Stätten, suchet Ruhe, und findet sie nicht; so spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, so findet er es gekehrt und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind denn er selbst; und wenn sie hineinkommen, wohnen sie da, und wird hernach mit selbigem Menschen ärger, denn es zuvor war.“ Darum liegt viel Lebensweisheit eben darin, daß der Text zur Heilung von dieser ganz speciellen Sünde auffordert: „Jage nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth.“ Nur in den positiven bessern Zielen liegt die Heilung. Je mehr der Mensch mit göttlichen Gedanken sich füllt, um so entbehrlicher dünkt ihn der kleine Kram des Lebens, um so weniger denkt er an nichtigen irdischen Gewinn. Je leerer und geistig heimatloser er dagegen ein ödes Dasein hinlebt, um so wichtiger erscheinen ihm die tausend Nichtigkeiten des sinnlichen Lebens, um so sicherer hängt er sein Herz an Geld und Gut. Schon die Welt weiß von ihren großen Männern zu erzählen, daß sie weit öfter schlechte Haushälter sind als kleinliche Rechner, denn neben großen Gedanken haben kleinliche

Sorgen nicht Platz. Wer aber wirklich in Jesu erkannt hat, was des Lebens Ziel und Zweck sei, und mit seinem Herzen bei Gottes Sache betheiligt ist, dem wird vieles, was sie Bedürfniß, Genuß und Freude nennen, nur Last und Hinderniß sein, und der kindischen Lust des Besitzes steht er gegenüber mit der lächelnden Ruhe des Evangeliums, das nur mit heiterer Ironie zu erzählen vermag von dem Weiblein, das das Haus umkehrt, um den Groschen zu finden, oder von dem Knechte, der das Pfund vergräbt, damit ja nichts davon verloren gehe. Er wird mit der Zeit einen Hauch jener göttlichen Sorglosigkeit verspüren, die da rufen konnte: „Was wollt ihr sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Unser himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" Oft geht ja ein Hauch dieses Geistes durch die Welt, wenn ein großer, ein frommer, ein tapferer Gedanke ein Volk ergreift. Dann sehen wir, wie auch enge Herzen sich weiten und wie auch karge Hände sich aufthun; wie der Kaufmann, der um den Pfennig marktete, oder der Bürger, der den Groschen zu Rath hielt, hinwerfen, was sie haben, weil ein großer Gedanke sie ergriffen hat, neben dem alles Andere klein und nichtig erscheint. Habsüchtig sind darum immer nur die Zeiten, die große Ziele verloren haben, aber opferwillig und mit-

theilsam alle die, die ein großer Gedanke beherrscht. Und so darf die Kirche vor allem sich rühmen, mehr als jeder andere Kreis Apostel erzeugt zu haben, die mit Wahrheit von sich sagen durften: „Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so lassen wir uns genügen"; und Gemeinden, die auf alles verzichteten und alles gaben nur damit Gottes Reich wachse, laufe und zunehme. Und fürwahr, sie sind dabei um nichts unglücklicher gewesen; sie haben eine Seligkeit geschmeckt, die kein Reichthum zu schaffen, und einen Frieden, den kein Gold zu kaufen vermag.

Ja, daß wir es doch endlich begriffen, daß die Gebote Gottes zu unserm Glück, die Eingebungen der Selbstsucht zu unserm Unglück führen. Was beängstet denn und beklemmt unsere Herzen, als unser Kleinmuth, unsere Habsucht, unser Ehrgeiz? Was entnervt und schwächt uns, als unsere Genußsucht, Unmäßigkeit und Sünde? Was vergiftet denn das Leben der Familien, als ihr Neid, Zank und ihre Unverträglichkeit? Was schafft uns Gegner, Feinde, Verfolgungen, als unsere Lieblosigkeit, unser Hochmuth, unsere Härte? All das vielgestaltige Elend, das dich umlauert, das wie ein schwarzer Schatten hinter dir schreitet, du hast es selbst gezeugt, selbst großgezogen und fesselst es an deine Fersen. Ach dies Menschenherz lechzt so nach Glück, nach Frieden, nach Ruhe, Freundschaft und Liebe. Was gäben wir, wenn wir sie kaufen könnten wie eine Waare! Aber was wir so schmerzlich entbehren, wie trotzig stoßen wir

es von uns! Was wir so heiß erflehen — wie unermüdlich treten wir es mit Füßen! Wir wollen Freundschaft — und sind voll Spott und Hohn und Selbstsucht. Wir wollen Frieden — und sind voll Habsucht, Leidenschaft und Hochmuth! Wenn denn also nichts dich bewegen mag, Gottes Gebote zu halten — nicht ihre eigene Hoheit, nicht die Erhabenheit ihrer Ziele, nicht das Glück der Menschheit, nicht die Zukunft des Reiches Gottes, so denke — denn das Sonnenlicht dringt ja oft auch durch schmale Ritzen — denke an dein eigen Glück, an deinen eigenen Frieden, denn was der Mensch säet, das muß er ernten.

18.

Unser Wandel ist im Himmel.

Phil. 3, 17—21.

Folget mir, liebe Brüder, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde. Denn viele wandeln, von welchen ich euch oft gesagt habe, nun aber sage ich auch mit Weinen, die Feinde des Kreuzes Christi; welcher Ende ist die Verdammniß, welchen der Bauch ihr Gott ist, und ihre Ehre zu Schanden wird, derer, die irdisch gesinnet sind. Unser Wandel aber ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm unterthänig machen.

In wenig Worten und dennoch eindringlich genug ist in unserem Texte der Gegensatz gezeichnet zwischen einer wohlgeordneten christlichen Gemüthsverfassung und der Trostlosigkeit der von der Sünde beherrschten Seele. Zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Leben und Tod könnte der Widerspruch größer nicht sein; auch hat ihn

der Apostel scharf genug hervorgehoben. „Viele wandeln, von welchen ich euch oft gesagt habe, nun aber sage ich euch mit Weinen, die Feinde des Kreuzes Christi, welcher Ende ist das Verdammniß, deren Gott der Bauch ist, unser Wandel aber ist im Himmel, von dannen wir warten unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich sei seinem verklärten Leibe nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm unterthänig machen.“

Nicht das dunkle, trostlose Bild, das der Apostel in unserem Texte von dem Bösen entworfen hat, wollen wir weiter ausführen, sondern vielmehr unser Auge zu dem freundlichen Lichte wenden, das uns vorgehalten ist zum Trost, zur Erhebung und zum süßesten Glück.

Was wol der Apostel mit jenem Wandel im Himmel meine, das lasset uns in nähere Erwägung ziehen.

Vor allen Dingen, ehe nur von irgendetwas Anderem die Rede sein kann, setzt er die Anerkennung eines wirklichen himmlischen Reiches voraus, ohne die ja alles Uebrige nur ein ewig leeres und trostloses Gerede bliebe. Also: es ist ein himmlisches Reich — auch wenn wir mit leiblichem Auge seine Herrlichkeit nicht zu schauen vermögen. Freilich von den Zeiten der Unmündigkeit her sind wir gewöhnt, nur für wahr zu halten, was wir sehen und hören und mit Händen greifen. Was

uns glänzend und laut und breit entgegentrat — das schien uns vor Allem wichtig und lebensvoll. Doch mit der Zeit haben wir es verlernt, mit kindischer Hand zunächst nach den glänzenden Dingen zu greifen und das Sinnliche für das Wichtigste zu halten.

Wir wissen, daß das Wichtigste und Wesentliche einem unsichtbaren Reiche angehört. Sichtbar ist der Stoff — aber unsichtbar die Kraft, die ihn belebt und gestaltet, unsichtbar die Quelle unserer Empfindungen und Gedanken, unsichtbar Seele und Geist — kurz alles, was zu unserem höhern Wesen gehört. Unsichtbar alles, was auch draußen ewig und unveränderlich ist. Das Sichtbare gerade verweht und vergeht. All unserer Augen Lust: Wald und Flur, Wiese und Laub, sie sterben ab — aber unten in geheimnißvoller Werkstätte, da ruhen unsichtbar die Kräfte — die die Erde aufs neue wieder kleiden werden mit neuem Gewand.

So anerkennen wir denn ein unsichtbares Reich, von dem man nicht sagen kann, hier ist es und da ist es, sondern inwendig ist es in uns und den Andern. Und dieses unsichtbare Reich ist zugleich ein überirdisches, ein himmlisches Reich. In Worten darüber zu reden ist schwer — so gut es uns auch bekannt ist — nur in Bildern, nur in Gleichnissen kann davon die Rede sein. Aber wenn wir aus dem Gewühl der Menschenwelt, aus der Unnatur und Verkehrtheit des geselligen Lebens, aus den Leiden und Qualen unglücklicher Verhältnisse

heraus uns flüchten in die reineren Lüfte, aufschauen in des Aethers reineren Glanz, oder in schweigender Nacht zu den Sternen empor, da umfängt es uns mit eigenen Ahnungen, mit unendlicher Sehnsucht. Ein Reich ewiger Harmonie, ein reicheres Leben will sich uns offenbaren über dieser armen Erde. Freilich nur in Gleichniß und Abbild. Es spiegelt sich in unserer Seele wider wie im Thautropfen der Sonnenstrahl, und so arm geboren ist kein Menschenherz, daß es dieses überirdische Reich nicht anzuerkennen, nicht in sich aufzunehmen vermöchte. Aber so fern, so jenseitig es uns auch dünken will, so nah, so eigen kann es uns dennoch werden. Der Allgegenwärtige ist ja drüben in den andern Welten nicht gegenwärtiger als hier, er ist im Himmel nicht näher als auf Erden. Nur darauf kommt es an, daß wir ihn fühlen und finden sollen, denn er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Darum kann hienieden schon der Himmel sein, wenn wir ihn zu finden wissen, und das ist der Wandel im Himmel, davon der Apostel spricht.

Also nicht nur anerkennen sollen wir jenes höhere, himmlische Reich — sondern die Gesetze desselben sollen die unsern, sollen unsere Grundsätze werden. Dies zweite aber ist das offenbar Schwerere, Seltenere. Das Gedankenbild des vollkommensten Zustandes, der Glaube an eine unsichtbare und übersinnliche Welt prägt sich dem Menschen unschwer ein! Es gehört eine starke Verstimmung des Herzens, eine ungewöhnliche Ver=

finsterung des Kopfes dazu, soll die Harmonie des himmlischen Alls sich nicht vernehmlich machen, soll der himmlische Funken nicht durchschlagen und die Erkenntniß hellen, daß Gott überall ist. Aber damit hat es noch nicht sein Bewenden. Unser Wandel ist im Himmel, sagt der Apostel. Nicht nur unser Denken, nicht nur unsere Hoffnung, nicht nur das erregte Gefühl einer guten Stunde, nein, unser Wandel, unsere ganze Gesinnung, unser Thun und Lassen, wir selbst mit allen unsern Kräften und Vermögen, wir selbst sollen uns ansehen als nicht der Erde gehörig und pflichtig, sondern als Bürger eines höhern Reiches, in dessen selige Gemeinschaft wir aufgenommen sind.

Freilich, es sind irdische Verhältnisse, die uns umgeben, es sind menschliche Aufgaben, die uns gesetzt sind. Wir treiben die Hantierungen, die uns obliegen, wir arbeiten mit den Händen oder mit dem Geist, wir räumen und ordnen, bauen und zimmern, lernen und lehren — je nach dem irdischen Beruf, der uns geworden. Wie sollten wir da zugleich im Himmel wandeln, da jede Spanne Zeit ausgefüllt ist mit irdischen Sorgen? Wie sollte zugleich unser Wandel im Himmel und auf Erden sein? Lieben Freunde! Wenn es hieße, unser Wandel ist in der Hölle, oder im Reich der Sünde — wir würden es trotz allen jenen irdischen Beschäftigungen recht wohl begreifen. Wir wissen es recht gut, wie bei rühriger Arbeit die Gedanken dennoch hinüberträumen in die Regionen sündiger Eitelkeit, des Ehrgeizes und Lust-

lebens. Wir wissen es recht gut, wie trotz großer Anstrengungen dennoch der Geist kann gefüllt sein mit irdischen Wünschen und Hoffnungen und Träumen. Wir wissen es recht gut, daß ohne Schaden der Thätigkeit, sie dennoch nicht den innersten Kern unseres Geistes füllt, sondern sie nur Mittel ist zur Befriedigung irdischer Absichten, Plane und Ziele. Die Hände rühren, die Arme spannen sich — Arbeitsstunden werden eingehalten, Lehrstunden werden ertheilt — aber der Geist, das Herz ist mit seinen tieferen Interessen nicht dabei betheiligt, die schweifen dort, wo goldene Ziele winken: Geld und Gut, Ehre und Einfluß, Genuß und Lust der Welt. Würde der Apostel sagen: unser Wandel ist in der Sünde, wir würden uns nicht auf der Hände Arbeit und des Tages Mühen berufen — wir wissen nur zu gut, daß der Wandel des Geistes ein anderer ist als der, den unsere Berufsthätigkeit uns auf Erden vorzeichnet. — Darum wird es auch nicht unmöglich und nicht zum Schaden der Arbeit selbst sein, wenn wir sie thun mit Hinblick auf Gottes Gesetz, statt auf das Gesetz der Welt, auf himmlischen Lohn, innere Befriedigung, auf die Verwirklichung des Gottesreiches, statt sie wie jetzt zu vollbringen in knechtischem Verlangen nach Geld und Gut, in sklavischer Furcht vor Strafe und Armuth. Da aber ist unser wahrer Wandel, wo unser Herz ist. Er ist im Himmel, wenn an Gott unsere Gedanken hängen, wenn der Heiligen Plane unsere Ziele sind, wenn wir allenthalben sein Reich gefördert

sehen oder gehemmt, wenn wir zu allem nur an ihn denken, wenn Christi Werk unser Streben ist. Er ist auf Erden, wenn wir ausgefüllt sind mit irdischen Wünschen, wenn wir vom Brot allein leben, wenn der Bauch unser Gott ist. Für jene gilt des Herrn Wort: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn.“ Dieser Wandel aber ist hienieden schon in der Hölle, der Wurm im Herzen erstirbt nicht und das brennende Feuer erlischt nicht, sie säen Lust und ernten Verderben. Denn auch das ist mit des Apostels Wort gemeint, daß wir volle und ungetheilte Befriedigung finden sollen in unserem Wirken, denn Genügen und Seligkeit ist ja das erste, was sich mit dem Gedanken an den Himmel verbindet.

Unser Wandel ist im Himmel — ruft der Apostel, er, der, als er diese Zeilen schrieb, von Feinden umgeben war, der, von Verhör zu Verhör geschleppt, in der schönen Weltstadt als Gefangener lebte. Wie beschämend steht dieser freudige Aufruf gegenüber allen jenen Unbefriedigten und Kleinmüthigen, die stets nur seufzen, unser Wandel ist in einem Jammerthal, in einer Fremde, in weiter Verbannung fern vom Himmel! Und hört die Sünder alle, deren Herz sich abgewendet vom einzigen Gut und nun leise bekennt: Unser Wandel ist in einer Hölle, voll Verzweiflung und Trostlosigkeit und nagender Schmerzen! Ja, für sie wird auch das Paradies

zum Jammerthal werden und der Himmel zur Hölle. Denn vom Himmel sagt keiner, hier ist er, da ist er. Warum sollte diese Erde sich unterscheiden von jenen Räumen droben, ist sie nicht ebenbürtig den Gestirnen ringsum? Hat Gott nicht hier seine Paradiesesgärten gepflanzt so gut wie dort! Aber freilich, die Ströme des Lichtes sind nicht für den, der blind ist, himmlische Accorde verhallen am tauben Ohr und alle Seligkeit wird Gift und Bitterniß im sündigen Herzen. Rein und gut muß der sein, der soll sagen können: unser Wandel ist im Himmel. — Aber freilich, seht wohl zu, welcher Art diese Seligkeit sei. Nur zu leicht verlangt der, der sich für frömmer als andere hält, irdisches Glück, einen sinnlichen Himmel zum Lohn seiner Tugend. Wenn die Erde heimgesucht wird von Pestilenz und Seuchen, dann soll an ihm der Würgengel vorbeigehen; wenn die Kugeln herüberfliegen aus des Feindes Geschoß, so sollen sie nicht den Frommen versehren. Wenn Hungersnoth ausbricht, soll sein Acker dennoch gedeihen. Wenn die Flammen von Dach zu Dach jagen, so sollen sie seine Hütte verschonen — denn er ist ja auserwählt! Aber wo steht denn geschrieben — die da reinen Herzens sind, sie sollen reich werden, oder die geistlich arm sind, sollen gesund bleiben, oder die hungern nach der Gerechtigkeit, sie sollen leiblich gesättigt werden? Nein, eine andere Seligkeit ist ihnen verheißen, die hindurchgeht durch Leid und Noth und Bitternisse aller Art. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt

werden; selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles von euch, so sie daran lügen — das ist die Seligkeit, die uns verheißen ist, und dennoch eine wahre Seligkeit; denn höret nur den Apostel! Er schreibt mit der Hand, an der vielleicht Ketten klirren: „Unser Wandel ist im Himmel!“

Also das lasset uns an seinem Beispiel lernen. Trotz eueres Wandels im Himmel werden euere zeitlichen Schicksale einen ganz gewöhnlichen Verlauf nehmen; ruhig und gleich, oder steil und schwierig, wie es die Verworrenheit unserer Lebensverhältnisse nun gerade mit sich bringt. Ihr werdet mit den Eurigen, mit Weib und Kind allen Uebeln und Leiden und Krankheiten ausgesetzt sein, denen die menschliche Natur überhaupt bloßgestellt ist; ihr werdet vielleicht selbst in größter Armuth, verkannt und einsam leben. Aber ihr werdet das alles zu tragen wissen als solche, die einen Himmel in sich haben. Einen Himmel — unsichtbar zwar und verborgen, aber sicher und fest — als des Herzens innerstes, seligstes Eigenthum. Diesen Frieden Gottes werdet ihr empfinden an der Wiege eueres Kindes wie an der Stille seines Leichenhügels. Er wird euch emportragen über die Fluten des sturmbewegten Lebensmeeres: und wenn selbst die Welt euch verlassen und betrogen hätte, und der Boden unter euch wankte — ihr würdet selig aufblicken zu dem, der das Alles und Schmerzlicheres erfahren und dennoch stets derselbe blieb, derselbe gepriesen und

gelästert, derselbe erhöht und erniedrigt, derselbe, als man Hosianna und als man Kreuzige rief! Derselbe von den Tagen der Kindheit, wo die Engelstimmen der seligsten Hoffnung ihn umtönten, bis zum Kreuz und dem letzten Trost, den er zu seinem Mitgekreuzigten sprach: „Heute, heute noch, wirst du mit mir im Paradiese sein!“ Amen.

19.

Das Gute thun.

Jak. 1, 22–27.

Seid aber Thäter des Worts, und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht selbst betrüget. Denn so jemand ist ein Hörer des Worts, und nicht ein Thäter; der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet. Denn nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit, und darinnen beharret; und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Thäter: derselbige wird selig in seiner That. So aber sich jemand unter euch läßt dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführet sein Herz, deß Gottesdienst ist eitel. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten.

Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein ist vielfach misverstanden worden von den Tagen der Apostel an bis auf diese Stunde. Kaum daß Paulus sie zuerst gelehrt, so mußte schon Jakobus sie gegen

Misdeutungen verwahren, die sie erfuhr, sie vor Folgerungen sicherstellen, die aus ihr gezogen wurden. Diese Lehre hat nämlich an sich schon ein doppeltes Angesicht. Dem geängsteten und zerschlagenen Herzen ist sie himmlischer Trost — dem sichern und selbstgerechten furchtbare Drohung. Jenem verkündigt sie die frohe Botschaft, daß Gott nicht richtet wie die Welt, die nur fragt, ob du zu denen gehörst, die in diese oder jene Sünde gefallen oder nicht gefallen, um dich danach entweder den anständigen Leuten zuzuzählen, mit denen man Freundschaft halten könne, oder den verworfenen, die man meiden müsse, daß Gott vielmehr statt der einzelnen That deine ganze Gesinnung ansieht, und was du geirrt und was du gefehlt haben magst, dir gerne vergibt, wenn nur ein Herz darin war, das im Irrthum und Fehl nicht stumpf ward gegen das Gute, nicht verschlossen für Reue und Buße. Aber diese selbe Lehre des Evangeliums ist eine furchtbare Drohung für jene sichere Selbstgerechtigkeit, die sich nicht für selbstsüchtig, habgierig, ungerecht hält, solange sie nicht die Artikel des Gesetzbuches ausdrücklich übertreten, die sich für rein und heilig achtet, solange nicht das Brandmal der Schande ihr auf die Stirn geschrieben ist. Ihr muß es allerdings ein Schreck sein, daß Gott nicht fragt, was hast du gethan — sondern vielmehr, wer warst du und wer bist du in deines Herzens Grunde? Da werden freilich gepriesene Thaten zu Sünde und Schande um ihrer Triebfedern willen, und verachtete Sünder werden gerecht um ihrer Reue und Buße willen,

und anders stehen wir vor Gottes Thron als vor dem Urtheil der Menschen.

Aber freilich ist hier keine Rede von einem Glauben, der die That ausschließt, sondern von dem, der sie einschließt. Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben — an sich so groß und so ernst — sie wird zum Entschuldigungsgrund für allerlei Sünde und Trägheit und Thatlosigkeit, wenn man unter dem Glauben etwas ganz anderes versteht, als der Apostel darunter verstand, der von allen am meisten geschafft, gearbeitet und gethan hat, obgleich er nur durch seinen Glauben wollte gerechtfertigt werden. Ihm war der Glaube der innerste Lebensquell, aus dem die Thaten hervorsprudelten — denn die Flamme muß ja leuchten und glühen, der Wind muß ja brausen und wehen, der Fluß muß strömen, befeuchten und befruchten, der Glaube muß schaffen und wirken und thätig sein. Aber von diesem Glauben hat der sinnliche Mensch kein Verständniß, und darum von der dunkeln Tiefe dieser Lehre keine Ahnung, denn nur so erklärt es sich, daß Glaube und Leben überhaupt als Gegensätze aufgefaßt werden konnten. Ein Glaube ohne praktische Wirkung wäre nur ein Wissen, ein Hören, nicht ein wirklicher Glaube. Solchen Gläubigen gilt das Wort des Jakobusbriefes: „Seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein.“

Hörer des Wortes sind wir alle. — Wir mögen die Kirche betreten oder sie meiden, wir wüßten dennoch nicht, wie wir uns diesem Worte entziehen könnten. Wem

dieses Wort in den Tagen unschuldiger Kindheit ins Herz ist geprägt worden, dem wird es ewig in der Seele nachklingen, und der rauschende Lärm der Welt wird es nie ganz übertäuben, tobende Feste es nicht zum Schweigen bringen, und jede Erfahrung seines Lebens wird es ihm nur immer wieder bestätigen. Oder wem in den Tagen einer schönen warmfühlenden Jugend das heilige Bild des Erlösers vor die Seele gestellt ward, der wird es nie ganz vergessen können, es wird ihm im tiefsten Grunde der Seele schlummern, um in den Stunden des Schmerzes wieder emporzutauchen, unheimlich für den Verworfenen, ein stiller Vorwurf für den Sünder, ein Trost für den Schwachen. Dieses Wort, das uns gesagt ist vom liebenden Vater im Himmel und dem Heiligen und Reinen, der unter uns wandelte, vergißt sich nicht, es mag dir genehm sein oder nicht. Alles um dich her erinnert dich daran. Im eigenen Hause die Kinder, die die Händchen falten, mahnen dich an die Tage, da du selbst noch reiner, noch besser, noch glücklicher warst in der Zucht dieses Wortes; die Glocken, die dich rufen zum Hause des Herrn, erinnern dich an die heiligen Stunden, als du an dem Altare standest, diesem Worte dich zu verpflichten — so selige Gedanken, so fromme Vorsätze im Herzen, die nun alle verkühlt und entschwunden sind, als wären sie nie gewesen.

Aber auch draußen in Wald und Feld kannst du dich der Gedanken nicht erwehren, die jenes Wort in dir einst wach gerufen. Wie ist da rings um dich eine ewige Har-

monie und Ordnung, und du allein gehst zuchtlos und ziellos durchs Leben. Um dich rings der Geist von Gott, der alles Erschaffene durchdringt, belebt und kräftigt, dessen mildes Wehen und Walten auch dir ans Herz dringt. Ja wohin du blickst, wohin du hörst, tritt dir seine Weisheit, seine Huld, seine Güte vor die Seele. Sein Odem weht über die Erde, und sie kleidet sich mit neuem Grün, Millionen lebendiger Keime regen sich unter der Decke, die Knospen springen, die junge Saat strebt empor, und jeder Morgen öffnet neue Blumen und neue Blütenkelche. Und überall wimmelt es von jungem Leben, rauscht im Laub, wiegt sich in den Lüften und tönt mit dem fröhlichen Sang aus dem Aether, wohin dein Auge nicht reicht. — Und du wolltest da fühllos vorbeigehen, und das Wort, das dir gesagt ist, sollte nicht aufwachen, und du wolltest nicht sprechen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet und deine Wunder nehmen kein Ende!“ — „Ja die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern und eine Nacht thut's kund der andern, es ist keine Sprache noch Rede, da man ihre Stimme nicht höre. Der Faden ihrer Rede reicht über die Erde und ihr Wort bis an der Welt Ende. Wo soll ich da hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde

mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“

Und neben dieser stummen Sprache in Gottes weiter Natur die andere nachdrückliche Bestätigung in unserm Leben. Alle unsere Erfahrungen sind ja nur Belege für jenes Wort. Sie reden eine stille, aber eindringliche Sprache, die keinen Widerspruch duldet, und sagen nur immer dasselbe, was sie zu Kain sprachen: „Ist es nicht also, wenn du fromm bist, so bist du angenehm, bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür, und du wirst flüchtig und unstet sein auf Erden und dein Angesicht verbergen!“ Mit einem Wort, wohin wir uns wenden und was wir thun mögen, immer und überall hören wir die Mahnung, daß ein Gott sei, der alles weislich geordnet; ein Gott voll Liebe und Huld, aber auch ein Gott der Heiligkeit und Gerechtigkeit — der, wie er in der Natur Ordnung und Harmonie gegründet, daß alles einträchtig ineinandergreift, sich hebt und trägt und fördert, so auch in der Welt der Freiheit Ordnung und Zucht wolle; daß er es so geordnet, daß keiner ungestraft seine Gebote verletze, daß, wer sein Wort thue, Seligkeit empfange und Glück, daß, wer es übertrete, unsäglich elend sei.

Wenn wir nun aber doch alle Hörer sind des göttlichen Wortes — wie kommt es, daß wir es zur Erfüllung desselben nicht bringen? Wo uns sein Gesetz der Harmonie entgegentritt in den kreisenden Gestirnen, die friedlich und sicher ihre Bahn wandeln, wo es sich offen-

bart in dem Leben und Weben der Natur, wo es mit Donnerworten gepredigt wird von der Geschichte, wo ein frommes Herz es in Worte gekleidet oder wo die frömmste aller Künste in Tönen es widerklingen läßt — da werden wir weich, da fühlen wir uns so selig, so erhaben über all die Nichtigkeiten, nach denen wir eben noch jagten, so emporgehoben über all den Zank, in dem wir eben noch untergingen. Aber wenn dann die Worte des Himmels verklungen und verrauscht sind, dann gehen wir nicht hin, nun auch in unserm Leben jene selige Harmonie zu gestalten, nach dem Wort, das uns eben emportrug, nein, wir erfüllen die Sitten, Satzungen und Leidenschaften, die wir verlachen, verachten, vor denen wir zittern. Aber freilich, diese Gebote der Welt zu erfüllen, das schmeichelt unserer Sinnlichkeit. Wir unterwerfen uns ihrem Zwang, aber wir kitzeln dann auch unsere Eitelkeit. Wir bringen große Opfer, aber wir ernten süße Bewunderung. Wir tragen die Farbe, die die Welt begehrt mit Seufzen und Noth, aber wir werden dafür gepriesen, emporgetragen und dünken uns groß. Jedes Gesetz, hier erfüllt, ist zugleich eine Befriedigung unseres sinnlichen Menschen, dagegen Gottes Gesetze sind weder so leicht, noch so anmuthig, noch so vom Beifall begleitet. Seine Zunge im Zaum zu halten, bringt nicht so viel Beifall, als ihr den Zügel schießen zu lassen. Die Wahrheit zu reden lohnt deiner Eitelkeit minder, als ihr mit Zusatz und Aufputz nachzuhelfen. Witwen und Waisen zu besuchen ist kein erfreuend Geschäft für den sinnlichen

Menschen. Ja, wenn die im Elend schmachten, den Helden unserer Fabeln glichen, wenn Gottes Wort ein erhabenes Thun vor Beifall rufender Menge verlangte! Aber das Leben ist nicht mit so glänzenden Farben verklärt. Es verlangt schlechthin unsere Pflicht von uns, und meist sehr gemeine und ruhmlose Pflichten. Und so geht es denn gewöhnlich den alten Gang: Wir bewundern Gottes erhabene Ordnung, aber in das eigene zuchtlose, zerrissene Leben wissen wir sie nicht zu tragen; wir verehren sein Gebot der Liebe, aber diesem oder jenem zu verzeihen, dagegen sträubt sich jeder Tropfen unseres Blutes; wir sind begeistert für die Demuth unseres Erlösers, aber uns unter den oder jenen zu beugen, das ist unter unserer Würde; wir anerkennen Jesu Milde, wir preisen seine Sanftmuth, aber wehe dem, der uns kränkt, der unsere Gebote verfehlt, unsere Meinung nicht versteht. So bleibt es denn dabei, daß wir Gottes Gebote loben und preisen und für sie schwärmen — aber erfüllen können wir sie nicht; daß wir der Welt Gebote verspotten, verachten und verurtheilen — aber entziehen können wir uns ihnen nicht. Und es ist heute noch der uralte Jammer unseres Geschlechts: Das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen, ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, das da ist in meinen Gliedern.

Und das ist das Ende all unserer Begeisterung für Gottes Wort, unserer frommen Vorsätze, unserer Wärme für sein Reich. Wir sind gleich dem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet, denn nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. Soll es wirklich so bleiben mit uns? Soll ein Reich des Schönen und Guten nur drüben an den Sternen hängen oder durch unsere Träume ziehen, unsere Empfindungen und Gefühle aufwühlen, aber im wirklichen Leben keine Gestalt gewinnen? Sollen wir wirklich diesen Zwiespalt mit hindurchschleppen durchs Leben, uns elend fühlen und dennoch nicht aufhören, uns elend zu machen? Allerdings, meine Freunde, wird es so mit uns bleiben, solange wir die Dinge treiben, wie wir sie bis jetzt getrieben haben. Solange wir nämlich stets für Hauptsache halten, was wir thun, und nicht wie wir es thun, solange wir nur daran denken, dieses oder jenes zu erlangen, und nicht wie wir es erlangen, solange wir mit einem Worte unsere ganze Kraft an das setzen, was gleichgültig ist, und zur Nebensache machen, worauf es allein ankommt: so lange werden wir stets nur Sünde säen und Elend ernten! Statt daher jeden Morgen uns zu überlegen, wie kommen wir diesem oder jenem Amte, dieser oder jener Belohnung, diesem oder jenem Gewinne, diesem oder jenem Vergnügen oder Feste näher, wollen wir uns nur das vornehmen: was wir auch thun mögen, thun wir alles zur Ehre Gottes. Denn vor Gott ist nicht dieses groß oder jenes klein, sondern alles wird nur

danach geschätzt, ob es mehr oder minder im Geiste Gottes gethan war. So sei denn das unser einzig Streben, daß jede Handlung den Stempel seines Geistes trage, und wir selbst zumeist. Daß wir selbst uns bilden und besser werden, statt daß die bessere Hälfte unseres Wesens und unserer Kraft kleben bleibe an den tausend Nichtigkeiten, die uns zu erarbeiten unser höchstes Ziel schien. So allein kann es dahin kommen, daß sein Gesetz zum Gesetz in uns werde, dann haben wir hindurchgeschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit. Denn ein Gesetz der Freiheit regiert in dem Thun des Gerechten! Wie die Wasser, du brauchst nicht Schleusen noch Dämme, sich stets von selbst in ihre Höhe zu stellen streben; wie der Stein, du brauchst ihn nicht zu werfen, von selbst stets dem Mittelpunkte der Erde zustrebt — so ist die That des Gerechten frei und dennoch nach dem Gesetze Gottes. Das Gesetz ist seine Freiheit, und seine Freiheit ist im Gesetz. Der hat sich erhoben über den Misklang des Lebens. Derselbige wird selig sein in seiner That!

20.

Ueber das Fehlschlagen unserer Wünsche und Hoffnungen.

Jak. 4, 13—16.

Wohlan, die ihr nun saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und wollen Ein Jahr da liegen und hantieren und gewinnen; die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet er. Dafür ihr sagen solltet: So der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das thun. Nun aber rühmet ihr euch in euerm Hochmuth. Aller solcher Ruhm ist böse.

Unser heutiger Text ist wie der ganze Brief Jakobi ursprünglich gerichtet an die zwölf Stämme Israels, die damals schon über die ganze Erde ausgestreut waren. Als handeltreibendes Volk fand man sie an allen Seehäfen und Handelsplätzen, und hieraus erklärt sich die Anrede des Apostels: „Ihr, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und

wollen ein Jahr da liegen, hantieren und gewinnen." Darauf aber fährt er in einer auch für uns bedeutsamen Weise fort: „Wisset ihr denn, was morgen sein wird? Was ist denn euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet er." Unser Text enthält also einen Tadel jener selbstgewissen Erwartungen, denen die Enttäuschung auf dem Fuße folgt. Es wird nicht vieler Worte bedürfen, das zu erweisen, daß unser Leben aus vergeblichen Wünschen, unzeitigen Hoffnungen und eiteln Bestrebungen zusammengesetzt ist. Sind doch gerade die, die dieses Leben am besten kennen, am ehesten bereit, es als eine Kette von Täuschungen zu bezeichnen. Gerade aber weil darin so viel geträumt, gefehlt und bereut wird, laßt uns diesen Gegenstand beherzigen und diese Andachtsstunde dazu anwenden, daß wir über das Fehlschlagen menschlicher Wünsche und Hoffnungen nachdenken.

An der Thatsache selbst, daß es mehr zunichte gewordene Hoffnungen gibt als erfüllte, wird wol niemand zweifeln wollen. Entweder wir werden getäuscht oder enttäuscht durch das Leben — die Früchte, nach denen wir strebten, sie fallen einem Andern in den Schos, nachdem wir die Mühe, die Sorge und den Schweiß hatten, und das ist die Täuschung. Oder wo die blauen Berge so duftig vor uns liegen, da finden wir nach mühsamen Märschen nackten Fels, kahle Steppen, fröstelnden Thau, und das ist die Enttäuschnng. Wir gehen alle aus zu hantieren und zu gewinnen, aber wir wissen nicht, was

der Morgen uns bringt. Liegt es denn nun an unserer Thorheit, oder liegt es an der Nichtigkeit dieser irdischen Welt, daß dem so ist, oder wollte Gott höhere Plane erreichen durch diese Täuschungen des Lebens? Möglich, meine Freunde, daß dies alles zusammenwirkt, bei der Erfahrung, die wir so wenig verstehen und so bitter beklagen.

Denn zunächst liegt es allerdings schon an der Beschaffenheit unserer meisten Hoffnungen und Wünsche, daß sie fehlschlagen müssen. Gott hat seine Welt geordnet nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen. Von den Ursachen sind die Wirkungen abhängig, an gewisse Bedingungen ist der Erfolg geknüpft, und was unseren kurzsichtigen Blicken wie zufällig und unerwartet erscheint, das ist vorbereitet durch unzählige Ereignisse, die Gott alle nach seinen Endzwecken lenkt. Der menschliche Gedanke überspringt aber diese natürliche Gesetzmäßigkeit. Unsere Wünsche gehen in die Ferne und verweilen oft gerade am liebsten bei dem, was für uns das Unerreichbarste ist. So wollen wir nicht selten ernten, aber nicht säen, wir wollen die Folgen, aber nicht die Bedingungen, wir wünschen die Ziele, aber scheuen die Mühe. Der träge Arbeiter träumt am öftesten von den Reichthümern, die ihm ein blindes Geschick bescheren soll, den Unwürdigen läßt das Gefühl seiner Nichtigkeit am ehesten irgendein besonderes Ereigniß hoffen, dem er die Wiederherstellung seines Rufes verdanken will, der Feigling möchte am liebsten, daß der Zufall Heldenthaten auf seine Rechnung

schriebe, und so schmeicheln sich alle schwächlichen Gemüther mit einer Zukunft, die, völlig losgerissen von den Bedingungen dieser Welt, ein anderes Leben gestalten soll, indem dem glücklichen Träumer die schönsten Früchte von selbst in den Schos fallen.

Aber Gottes heilige Weltordnung bleibt ungetrübt von solchen schwärmerischen Einbildungen, keine Minute beflügelt ihren Lauf um deiner feigen Seufzer willen, kein Ereigniß hemmt seinen Gang um deiner trägen Wünsche willen. Willst du geehrt sein, so sei ein Mann, willst du reich sein, so fasse an, willst du glücklich sein, so werde weise. Denn thatlose Träume, träge Hoffnungen zerfließen wie der Schaum, der auf der Welle schwebt; Unzufriedenheit im Herzen und Weltüberdruß sind die einzigen Folgen, die sie hinterlassen.

Fürwahr, schon um der Thorheit unserer Wünsche willen dürfen wir nicht klagen über manche Enttäuschung; aber auch um ihrer Menge willen. Was müßte nicht alles geschehen, sollten alle Wünsche aller Menschen sich verwirklichen! Freilich, dieses Leben bringt ja so Vieles; es gefällt sich in bunter Mannichfaltigkeit und in tausend Widersprüchen, betäubt stehen wir da vor dem unermüdlichen Rollen der Ereignisse — sollte aber erst alles geschehen, was die Menschen erwarten und wollen und wünschen — die Welt müßte tausendmal aus den Fugen gehen. Bedenkt nur die Widersprüche all dieser Wünsche, um zu sehen, wie die Enttäuschung unvermeidlich ist. Sie wollen alle reich sein, und so kann es keiner sein.

Der eine wünscht Regen für sein Feld und sein Nachbar Hitze für seine Reben; Frieden der eine, der andere Krieg. Kurz, sie wünschen, mag es sich reimen oder nicht, Anderes verlangt jeder, darum werden alle enttäuscht. Wie die Wolken am Herbsthimmel, so steigen die zahllosen Gedanken empor von jedem Winde gebracht und von jedem Winde entführt. Die Dinge aber gehen ihren Gang, trotz des Beifalls und Misfallens müßiger Träumer.

Indessen wir wollen es nicht leugnen, nicht allein der Thatlose und Träge, nicht allein der Thörichte und Leidenschaftliche hat zu klagen über vernichtete Hoffnungen, auch der redliche Fleiß, auch die weise Fürsorge kommen oft um den Lohn ihrer Mühen. Vielleicht hast du gearbeitet nach vernünftigem Plan, hast Acht gehabt auf die Zeichen der Zeit und die Zukunft erwogen in besonnener Berechnung. Du hast deine Hoffnungen nicht auf außergewöhnliche Ereignisse gesetzt, sondern in redlicher Kraft gerungen, das Vorhandene herzuleiten zu deinen Zwecken, und dennoch siehst du nach langer Arbeit nur zurück auf eine lange Reihe misglückter Versuche, vergeblicher Anstrengungen, dennoch hast du nicht gefunden, worauf du dich freutest, und was du fandest, freut dich nicht. Nun denn, lerne auch du von dem Apostel die bittere Wahrheit, was unser Leben sei? „Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, danach aber verschwindet er.“

Es ist hienieden ein Reich der Vergänglichkeit, und wer hier sein Haus baut, der baut auf losen Sand und

der erste Windstoß wird es umwerfen wie ein Kartenhaus. Es ist in diesen irdischen Dingen nicht Treue noch Bestand. Du kannst deine Lebenskraft zur Hälfte und ganz verschwenden an Erwerbung von Schätzen und Gütern und eine Wendung dieser wandelbaren Geschicke bringt den Greis noch an den Bettelstab. Du hast gesäet, aber du erntest nicht. Du hast vielleicht dein ganzes Glück gesetzt auf die Liebe deines Kindes, das du mit deinem Herzblut nährst, und aufziehst mit unendlicher Sorge und Treue, da greift der Tod herein in deine Plane, zwei Augen schließen sich und dein ganzes Lebensglück ist nun vernichtet. Oder du hast dem Staat gedient mit treuer Arbeit; die Tage, verbracht in düstern Stuben, haben dein Antlitz gebleicht und deine Hand ist zitternd geworden von den Wachen der Nacht, und nun raubt der Schrecken des Kriegs allen Segen deiner Arbeit oder die Parteiwuth zerstört das Gebäude jahrelanger Mühen und du erfährst es, daß so wir allein in diesem Leben die Verwirklichung unserer göttlichen Ziele suchten — ja dann sind wir freilich die elendesten von allen Menschen. Denn dieses Leben ist ein Rauch, der eine kurze Zeit währet, danach aber verschwindet er. Es ist Trug und Enttäuschung, wohin wir auch schauen. — Kaum daß du dieser schönen Erde dich freuen konntest, so legen sich schon herbstliche Nebel über die Lande und unerbittlich streift der scharfe Wind Blatt für Blatt hernieder von den Bäumen.

Kaum daß du das Ziel deines Lebens erreicht hast, so beginnen die Kräfte zu schwinden, und was du

errungen, ist nicht für dich. Aber wozu hat uns nun Gott diese Welt von Hoffnungen hineingelegt in unser Herz, wenn sie sich schließlich alle als trügerisch oder schal erweisen?

Wozu diese Sehnsucht nach einem Glück, das uns dennoch nie zutheil wird, wozu die Hoffnung auf eine Seligkeit, die hienieden nicht zu finden ist? Wären wir nicht glücklicher, wenn wir die Dinge von Anfang sähen, wie sie sind, wenn wir von der Welt nichts erwarteten, als was sie auch wirklich leisten wird? Was wollte Gott, als er uns die täuschende Hoffnung mitgab, die uns von kommendem Glück erzählt, das sich dennoch nicht verwirklichen wird? Was will er damit, wenn er dem Manne, für den dieses Leben nichts bieten wird, Unendliches verheißt? Verkennt zunächst nicht die weise Absicht, die der Allwissende damit verbunden. Er lockt uns durch solche Hoffnungen zur Uebung und Anspannung unserer Kräfte, er leitet uns durch sie zu dem Ziel, zu dem er uns bringen will. Er führt uns durchs Leben mit jenen seligen Hoffnungen und Erwartungen, die man am ehesten den Erwartungen auf einer Reise vergleichen möchte. Ungeahnte Herrlichkeit scheint uns drüben jenseit der blauen Berge zu erwarten, wir hoffen Großes von diesem und jenem Ziel, sind wir dort, so fühlen wir freilich nur die eigene Müdigkeit und die Unbequemlichkeiten alles Irdischen, aber schon wieder spiegelt die Hoffnung uns neue Herrlichkeit vor und wir wandern weiter und weiter. Freilich wir finden nicht, was wir suchten, aber wir er-

starken, wir gesunden und frischer wallt das Blut durch unsere Adern. Wir sind getäuscht, aber ohne jene Täuschung wären wir zu Hause geblieben, und doch war's so gut, daß wir auszogen. Ganz so erzieht uns aber unser himmlischer Vater durch jene Hoffnungen und Wünsche; ihre Ziele sind gering, sie sind vergänglich und eitel — groß werden, Einfluß haben, glücklich sein, das ist, was uns unsere Hoffnung vorspiegelt und womit sie uns täuscht, aber indem wir danach jagen, erstarkt unsere Kraft, bildet sich unser Charakter, entwickelt sich unser Geist. So lasset uns denn immerhin auch bei Täuschungen und Enttäuschungen dankbar die heilsamen Absichten Gottes anerkennen, die sie begleitete. Freilich du legst dein Kind mit Schmerzen ins Grab und murrst in deinem Herzen, wozu Hoffnungen wecken, die, misrathen, mich doppelt elend machen? Aber nur die Hoffnung dieses Glücks war es ja, die dich lehrte selbstverleugnend, hingebend dich deinem Kinde zu widmen, die die Liebefähigkeit in dir ausgebildet, die dich innerlich besser gemacht hat. Oder du hast die besten Jahre deiner Kraft verzehrt in strenger Arbeit und wirst nun gewahr, daß jetzt die Kräfte fehlen zum Genuß ihrer Früchte. Aber in dieser Arbeit bist du erstarkt, bist du ein Mann geworden und hast den Geist gebildet für jene andern Ziele, die nicht mehr auf dieser Erde liegen.

Doch es ist noch ein Anderes, was der Apostel an die Wahrnehmung knüpft, wie trügerisch doch all diese irdischen Dinge seien. Es ist die Mahnung, darum ge-

rade unsere Wünsche und Hoffnungen Gott anheimzustellen. Ihr sollt sprechen, heißt es: „So der Herr will und wir leben, wollen wir dies thun oder das.“ Es sind das wenig Worte und ist eine kleine Sache zu sprechen: so der Herr will, und doch ist eine heilsame Kraft in diesen Worten. Wir sind so voll thörichter Neigungen, so voll verkehrter Wünsche. Es ist nichts so lächerlich und kleinlich, nichts so verrufen und sonderbar, nichts so widersprechend, so schlecht, so verwerflich, was nicht die Menschen dennoch zu wünschen wagten. Wie so manches thörichte Begehren, wie so mancher verkehrte Wunsch, wie so manche nichtsnützige Hoffnung bliebe aber unausgesprochen, ja ungedacht, so wir stets im Geiste hinzusetzten: so Gott will. Wir würden selbst erröthen, wenn wir die meisten unserer Wünsche Gott befehlen wollten, weil wir fühlten, daß sie der Art sind, daß wir sie ihm nicht befehlen können. Sei es, weil uns des Herrn Wort dann vor Augen träte: „So ihr Nahrung und Kleidung habt, so lasset euch genügen“, oder sei es, daß uns jenes Andere beschämend vor die Seele träte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.“ Diese Beziehung auf Gott, das sei der Prüfstein unserer Wünsche, das wird uns den gottergebenen Sinn verleihen, der jederzeit sprechen kann: „Herr, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe.“ Um manche Wünsche werden wir ärmer werden, aber ebenso viel Täuschungen bleiben uns erspart, ebenso viel Reue und Unmuth.

Aber es liegt auch eine eigenthümlich heiligende Kraft

in solchem Umgang mit Gott. Pflegt man ja auch sonst zu sagen, daß die Grundsätze unserer Freunde unsere Grundsätze werden, und den Umgang mit Guten als das edelste Besserungsmittel anzusehen. Jede Stunde, mit einem Weisen und Tugendhaften zugebracht, ist dauernder Gewinn für unsere Seele. Denn der Weise ist wie ein Licht und seine Worte verbreiten Wärme und Helle über alle, die sich ihm nähern, und indem wir seinen Gedanken folgen, dünken wir uns selbst klüger und verständiger denn sonst. Von dem wahrhaft Guten aber strahlt auch von seiner Reinheit, von seiner Wärme zu uns herüber. Unserer eigenen Kleinheit und Sündigkeit werden wir bewußt. Ja, wer wäre nicht schon von einem verehrten Manne mit dem Wunsche geschieden: „Wollte Gott, daß du auch so wärest."

Sind das schon die Vortheile, die wir von menschlichem Umgange ziehen, von welchem Gewinn muß es nicht für unsere Seele sein, mit Gott selbst umzugehen. Jeder Gedanke an ihn erhöht uns schon über das gewöhnliche Leben. Vor seiner Weisheit vergeht alles thörichte Sinnen unseres Herzens, wie der Nebel um Mittag vor der Sonne verzieht. So mögen wir denn jenes Wort „so Gott will" brauchen als steten Wegweiser zu ihm hin, damit wir keine Wege zu betreten wünschen, die er nicht mit seinem Lichte erhellt.

Dem Gedanken an Gott verbindet sich aber stets auch in des Sprichworts Mund der an die Ewigkeit. — Bedenke, daß ein Gott lebt, und daß du sterben mußt,

das liegt nicht minder in des Apostels Wort. Ihr sollt sprechen: „So Gott will und wir leben, wollen wir dies oder das thun.“ Ja, auch dieser Gedanke des Todes ist heilsam für alt und jung. Wie viele denn von unsern Hoffnungen und Wünschen, wie viel denn von dem, wonach wir jagen und uns abmühen und uns sehnen — wie viel wird denn noch Werth für uns haben im Angesicht des Todes? Sind nicht vielmehr die meisten unserer Wünsche der Art, daß es noththut, uns daran zu erinnern, wie unser Leben uns nicht zu Spiel und Tand geschenkt ist, sondern uns als kostbares Gut geliehen ist für wenig Tage, auf daß wir damit wuchern sollen? Ja diese heilsamste aller Erinnerungen, wie furchtbar kurz man lebt, wie es noththut, die Tage auszubeuten für die gottgesetzte Arbeit, sie allein kann den Menschen hinausheben über die Zerstreuungen der Welt, sie ruft ihm zu, zu wirken, solange es Tag ist, sie lehrt uns, recht leben, indem sie uns den Tod vor Augen stellt; sie verbannt all die tändelnden Wünsche und Hoffnungen durch den einen großen Wunsch, doch auch etwas beigetragen zu haben zur großen Arbeit der Menschheit, etwas gewirkt zu haben, bevor das Grab sich über uns schließt.

So mögen denn nur die Hoffnungen übrigbleiben, die auch bestehen können vor dem Gedanken an Gott und Ewigkeit, zu denen wir mit freiem Auge hinzusetzen dürfen, so der Herr will und wir leben werden! Nur auf die dürfen wir auch fest und unerschütterlich hoffen, die unabhängig sind von den Wechselfällen irdischer Schicksale,

die, empfunden und errungen als der eigenste Schatz des Geistes, in einem schönern Leben zur Reife gedeihen und verwirklicht werden. Solche Hoffnungen schlagen nimmer fehl. Sie sind nie zu groß, weil sie das Größte umfassen; sie sind nie vergänglich, weil sie sich auf das Ewige gründen. Unerreicht von allen irdischen Täuschungen nähren sie jene heilige Sehnsucht der gläubigen Seele, die sich losringt von der Erde zu Gott, ihrem Schöpfer. Sie werden unsere irdischen Wünsche nicht aufheben und vernichten, sondern nur so läutern und verklären, daß sie unser Glück nicht mehr gefährden, wohl aber noch erhöhen können. Sie sind der schöne Halt, wenn das Irdische um uns wankt und untergeht, und wer an diesem Glauben festhält, den wird er emportragen aus aller Schwäche und Hinfälligkeit hinauf in der ewigen Liebe Schos. Amen!

21.

Wodurch kann das Christenthum zum Band des Friedens werden?

Eph. 4, 1–6.

So ermahne nun euch ich Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sich's gebühret eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, und vertraget einer den andern in der Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater (unser) aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen.

Unsere Religion hat sich in die Welt eingeführt mit dem Versprechen, der zwiespältigen Menschheit Eintracht, dem zerrissenen und zerspaltenen Geschlecht Frieden zu bringen. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen, das war der erste Gruß, den die neue Religion der kampfesmüden Welt entgegenbrachte. Daß sie Liebe untereinander haben,

sollte das Merkmal ihrer Jünger, Friede und Einheit, Sanftmuth und Liebe sollten ihre einzigen Früchte sein. Wenn wir nun aber heute fragen, wie hat die Christenheit die Aufgabe erfüllt, die ihr Glaube ihr setzte, so fällt unser Blick zur Erde, und wir gestehen, daß die Weltgeschichte die Menschheit gerichtet hat. Kaum sind die letzten Worte des Herrn am Kreuze verhallt, kaum ist der Pfingststurm der ersten Begeisterung verbraust, so beginnt das Murren der Hellenen gegen die Hebräer, das Eifern der Pharisäer gegen die Brüder aus den Heiden, da rufen die einen: ich bin paulisch, die andern: ich bin petrisch, und wieder andere: ich bin apollisch oder ich bin christisch! Sollen wir den Gang der Geschichte noch weiter verfolgen? Er würde uns vorbeiführen an Schlachtfeldern und Brandstätten, an Scheiterhaufen und Schaffoten, ein Hohn für jene himmlischen Heerscharen, die einst verkündeten: Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen! Gewiß, wir könnten die Frage wagen, wo, wohin das Christenthum drang, wurde nicht gekämpft von den Tagen Konstantin's bis zu den Tagen Luther's, in welchem Land, von Christen bewohnt oder einst besessen, wären nicht Walstätten genug, geröthet vom Blut, Denkmale genug, vor denen wir erröthen? Könnte nicht das Christenthum sich auf der andern Seite berufen auf seine stillwirkende Macht in den Gemüthern, auf den Frieden, den es der einzelnen Seele gespendet, auf den Balsam, der es für wunde Herzen geworden, auf stille Plätze, Schmerzenslager,

Grabhügel, Trauerstuben — die diesen Frieden schmeckten, den die Welt nicht kennt und nicht die Weltgeschichte, wir wüßten nicht, warum der Herr gesprochen: Meinen Frieden lasse ich euch. Bedenklich, schmerzlich bleibt es aber immer, daß, was den Frieden des einzelnen Herzens macht, auf der andern Seite den Menschen entzweit mit seinem Bruder, Gemeinschaft mit Gemeinschaft, Volk mit Volk. Was die stürmischen Wogen der einzelnen Seele beschwichtigt, muß das der Sturm sein, der die Nationen aufwühlt? Was die Wunden des einzelnen Herzens heilt, muß das das Schwert sein, das hundert neue Wunden schlägt? Der Apostel, dessen Worte wir verlesen, ist nicht dieser Ansicht. „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens!" ruft er der Christenheit zu, und allen jenen Erfahrungen zum Trotz zeigt unser Text, wie gerade die Religion ein Band des Friedens, ein Mittel der Einigung werden solle. So legt der Apostel uns selbst die Frage in den Mund: Wie kann das Christenthum zum Band des Friedens werden? Durch den einen Glauben, durch die eine Taufe, durch den einen Gott — ist die Antwort des Textes.

I.

Zunächst erscheint es dem Apostel selbstverständlich, daß der eine Glaube nur ein Band des Friedens sein könne. Wie sollte auch das Bewußtsein gemeinsamer Ueberzeugungen, gemeinsamer Aufgaben, gemeinsamer

Hoffnungen die Menschen einander nicht näher bringen? Die sinnliche Natur stellt die Einzelnen und ihre Interessen sich feindlich gegenüber, der Kampf ums Dasein macht den Einen zum Gegner des Andern, und das Leben ist geschäftig, eine Scheidewand nach der andern zu bauen, die die Einzelnen trennt und ganze Stände und Parteien. Der Glaube aber an die gemeinsame Aufgabe der Menschheit, an das Gottesreich, das Alle umfassen soll, die Erkenntniß der Sünde, unter die Alle verkauft sind, der Glaube an den Einen, durch den Alle erlöst sind, er muß zusammenführen, was zuvor sich kalt und fremd gegenüberstand. Wenn nun aber dennoch der Glaube so oft zum Vorwand nicht des Friedens, sondern des Kampfes wurde, so sagt nur nicht, daß daran der Glaube schuld sei! Sagt nur nicht, daß der Glaube seiner Natur nach rechthaberisch, unduldsam sei und kampflustig! Der wahre Glaube, der Glaube Jesu war Liebe für alle, für Abraham's Kinder und für die Kinder der Heiden; der Paulusglaube war den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, er brachte nicht das Schwert, er brachte den Frieden. Erst ein entartetes Geschlecht hat die Rede aufgebracht, daß der Mensch in dem Grad unduldsam sei, in dem er fest in seiner Ueberzeugung. Die Unduldsamkeit ist aber gar nicht eine Folge der Ueberzeugung, nicht ein Ausfluß des Glaubens, sondern ein Fehler des Charakters. Darum ist es thöricht zu sagen, ein fester Glaube sei auch schroff, ausschließend, unduldsam. Genau das Entgegengesetzte findet statt.

Intolerant sind weit öfter die verworrenen Gemüther, die sich jetzt für dieses und dann wieder für jenes begeistern und in ihrer fliegenden Hitze verlangen, daß alle Welt für das glühe, wofür sie heute entbrannt sind. Wer dagegen einen festen Stand den Dingen gegenüber genommen hat, wer selbst etwas davon gefühlt hat, wie gewaltig, ursprünglich und überwältigend die Wirkung des göttlichen Geistes auf den menschlichen ist, der wird auch am ersten einer fremden Ueberzeugung gerecht werden, denn er hat es an sich selbst erfahren, daß man eine Ueberzeugung nicht willkürlich wählt, sondern daß sie uns aufgenöthigt wird von Gott, der den Menschen von Anfang an so und nicht anders gesetzt hat, vom Leben, das den Charakter so und nicht anders geprägt hat. Wahrhaft intolerant sind darum weit öfter die Leute mit wechselnden Ansichten als die Männer von fester Ueberzeugung. Der Glaube ist duldsam, unduldsam ist die Laune. Denn nur der vermag mild und heiter das Spiel des Lebens anzuschauen, der einen sichern Schatz im Busen trägt. Darum meint nicht, wo ihr von Glaubenseifer hört, daß der Eifer aus dem Glauben stamme. Das sündige Herz wählt freilich am liebsten die glänzendsten Aushängeschilder, um seine Zwecke um so sicherer zu erreichen, es betrügt sich gern selbst mit den heiligsten Namen, statt sich die Gelüste seines Ehrgeizes, seiner Sinnlichkeit einzugestehen. Aber die Heiligthümer des Glaubens haben ihrer Natur nach nichts zu schaffen mit dem Lärm der Leidenschaften. Wo die

Perlen des innern Lebens hinausgeschüttet werden auf die Gasse zum Zankapfel für eine rohe Menge, wo die Religion zur Keule gemacht wird, um den Gegner zu erschlagen, dem man anders nicht beikommen kann, wo das schmetternde Gerede von Freiheit, Wahrheit und Licht nur dazu erschallt, um das jauchzende Echo der Massen zu wecken, da hat es sich noch nie um den Glauben gehandelt, sondern um das eigene Ich, die eigene Herrlichkeit, den eigenen Einfluß. Sind darum vielleicht die gehässigsten Thaten vollbracht worden im Namen des Glaubens, so wollt dafür nicht den Glauben verantwortlich machen. Die Verbitterung der Gemüther, die Wuth der Parteien, die Eifersucht der Nationen hätten dieselben Thaten vollbracht auch unter andern Namen. Denn die Namen sind nicht die Gründe der Dinge und die treibenden Kräfte nie die, die die Herolde der Parteien vor ihnen ausrufen. Ach, es ist so schwer, das Getriebe des Lebens richtig zu würdigen. — Am Webstuhl der Zeit webt sich gar verschiedenes Gespinst. Viel schmuziges Gewebe schnöder, gemeiner Leidenschaft, Selbstsucht und Sünde, von Anfang an ein übel verworrener Knäuel, Fleisch vom Fleische geboren und behaftet mit dem Fluch seines Ursprungs, gleichviel welche Namen das Gespinst auch trage, welchem Zweck es dienstbar sei. Aber am selben Webstuhl der Zeit wirkt der ewige, unsterbliche Geist sein göttliches Werk aus Liebe und Frieden, aus Sanftmuth und Unschuld, aus Einfalt und Glauben zum Gewande der Gottheit, zum

Saum ihres Kleides. Nicht was ihr zu weben und zu wirken vorgebt, nicht wie ihr das Gewebe der gläubigen Menge, Kindern und Thoren anpreist, wofür ihr es ausschreit, entscheidet darum über den Werth euerer Arbeit, vielmehr seht zu, was ihr sinnt, wonach ihr greift, was ihr webt, von welcher Spule die Fäden laufen — das entscheidet, ob ihr der Gottheit lebendiges Kleid wirkt oder Flitter euerer eigenen Eitelkeit.

Darum werden wir die Arbeit des Glaubens nicht da bestaunen, wo Lärm und Pomp die Menge anlockt, wo hohe Worte von feilen Lippen tönen, um die Leidenschaft von Rasenden zu entflammen — dort ist Ehrgeiz, Eifersucht, Sünde, mit dem Fluche Kain's behaftet, friedlos und unstet zu sein auf Erden, zu trennen, zu zerreißen, zu zerstören. Der wahre Glaube dagegen hat stets geeint, er hat aus Völkern, die sich fremd gegenüberstanden, eine Familie geschaffen, die diesseit und jenseit der Berge, die jenseit und diesseit der Meere, trotz verschiedener Interessen, trotz entgegengesetzter Neigungen, trotz widereinanderlaufender Bestrebungen geeinigt ist im Gefühl einer gemeinsamen Aufgabe, eines gemeinsamen Ziels, einer gemeinsamen Zukunft. Und diese einigende Kraft des Glaubens hat auch heute nicht aufgehört. Sanftmuth und Demuth, Nachsicht und Duldsamkeit wird dir auch heute noch in dem Maß leichter werden, in dem du wirklich und wahrhaft dein Herz erfüllt hast mit wahrem Glauben. Je größer dein Eifer und deine Willigkeit ist, aus der Erde einen Garten Gottes zu

schaffen, um so freudiger wirst du die begrüßen, die von einer andern Seite her dasselbe Werk in Angriff nehmen, um so leichter wirst du einsehen, daß hinter den trennenden Wegen ein gemeinsames Ziel liege. — Ja selbst da, wo du um deiner Ueberzeugung willen widerstehen, vielleicht kämpfen mußt, wird dir gerade dein fester Glaube an den endlichen Sieg des Guten, dein fester Glaube an eine göttliche Leitung der Dinge die Bitterkeit nehmen, und wird auch an dir das Wort sich bestätigen: Christen streiten als stritten sie nicht.

II.

Der zweite Grund, den der Apostel für die Erhaltung der Glaubenseinheit und des Friedens geltend macht, hat, wie wir nicht leugnen, stärker zu den Gemüthern seiner Zeitgenossen gesprochen als zu den unsern. Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, schreibt er seinen Lesern, denn es ist eine Taufe. Der kleinen Zahl der damals auf Christus Getauften, der die Masse der Ungetauften, eine feindliche Heidenwelt, gegenüberstand, mußte eine solche Berufung auf die eine Taufe eine stärkere Mahnung zum kirchlichen Frieden sein als den Menschen von heute, die alle getauft sind und dazu ohne ihr Zuthun. Die Stunde, in der der Kämmerer von Mohrenland seinem Reisegefährten sagte: „Siehe, hier ist Wasser, was hindert's, daß ich mich taufen lasse?" der Tag, an dem der Kerkermeister von Philippi die Kniee beugte vor

seinen Gefangenen und sich taufen ließ und sein Haus, sie redeten mit einer stärkeren Sprache zu den Herzen der Getauften als die Taufe, die die heutige Menschheit empfängt, die nicht durch freie Wahl, sondern von Haus aus eine christliche ist.

Sollte darum der Name Christen, den alle durch die Taufe erhielten, ganz aufgehört haben, eine Mahnung zum Frieden, zur Einheit zu sein? Sollten nur noch mächtig und stark sein die Namen, die der Trennung dienen, die die Scheidung bezeichnen, und ohnmächtig der, der über alle Namen ist? Du bist ein Christ, das bedeutete nichts, aber du bist petrisch, du bist paulisch, das macht dich zum Bruder des Einen und zum Gegner des Andern? Leider es ist so. Die eine Taufe hat ihre Bedeutung als Band des Friedens verloren, dafür ist es eine wundersame, eine fast magische Wirkung, die die Taufe übt, die die Parteien spenden. Namen, die an sich nichts Gutes und nichts Böses bedeuten, sie empfehlen oder sie verurtheilen, sie erwärmen das Herz oder erkälten es mit eisigem Hauch, sie ebnen den Weg oder sie verschließen die Thüren. Daß alle in einer Taufe dem Herrn dargebracht wurden, daß derselbe Liebesruf über aller Wiege ertönte, daß derselbe Same des göttlichen Wortes in der Andern Herzen gefallen ist und doch auch an ihnen nicht ganz vergeblich gewesen sein kann, das soll nichts bedeuten? Aber andere Namen erfinden sie, Namen, durch welche alles gleichsam mit einem Wort abgethan und verurtheilt ist. Du bist

paulisch, du bist petrisch, du bist apollisch, d. h. du bist ein Abtrünniger, ein schlechter Christ, ein schädlicher Bürger, kurz ein Mensch, mit dem sich nur eine höchst zweifelhafte Gemeinschaft halten läßt. Was unter diesen Parteien der Einzelne will, wie viel der Mensch und sein Streben für sich werth sei, danach wird nicht mehr gefragt, davon wird nirgends geredet. Der Name, erfunden und ausgesprochen, mit Ungeduld dem Nächsten und Besten angehängt, er hat alles entschieden. Sei rein wie Schnee, sei fest wie Fels — du bist verurtheilt, weil du paulisch oder petrisch bist. Aber fürwahr, so schnell läßt es sich mit dem Menschen nicht zu Ende kommen — er hat noch einen andern Werth und Inhalt als den, den die leere Formel des Parteinamens ausspricht. Er hat noch einen andern Namen: er ist ein Christ. Er ist so gut wie du aufgewachsen unter Obhut des Heiligen Geistes. Auch seine Seele ward ausgeschmückt mit den Vorbildern der Heiligen und Apostel; auch sein Ohr vernahm die Worte des Heils und der Wahrheit; auch in seine Seele fiel ein Strahl des himmlischen Lichts, denn es ist eine Taufe. Eine Taufe, durch die ihr alle aufgenommen wurdet in den Bund der Gnade, den Jesus gestiftet hat, und du würdest diesen Bund lästern, wenn du meintest, seine Segnungen seien nur an dir und den Deinen kräftig gewesen. Gibt es einen Namen, der dir Pflichten und Rücksichten auferlegt, gibt es einen Namen, der eine Empfehlung ist für den Träger, so ist es der, auf den ihr alle getauft seid, und

ehe du fragst, ob einer petrisch oder paulisch sei, frage du erst, ist er ein Christ? Dann, meine Freunde, wird auch heute noch des Apostels Mahnung sich fruchtbar erweisen: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, denn es ist eine Taufe.“

III.

Den tiefsten Grund freilich, warum wir Frieden zu halten haben, hat der Apostel erst in letzte Reihe gestellt. „Es ist ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen.“ Das ist ja schließlich der letzte Grund für alles religiöse Handeln, daß es stattfindet vor dem Angesichte Gottes; und daß dieser Gott der Gott aller ist, ein Gott ist, wurde stets als Mahnung zum Frieden verstanden. Wir glauben all an einen Gott, das ist von jeher die Losung derer gewesen, die Religionen und Confessionen, Parteien und Spaltungen zu versöhnen trachteten. Und wer heute in überfrommem Eifer diese Rede flach und gewöhnlich nennen wollte, der lasse sich bedeuten, daß sie unserem Texte entstammt, wo sie der Apostel des näheren ausführt.

Es ist ein Gott und Vater unser aller, ruft er den Männern des Streites zu, und weist damit hin auf die ewige Liebe über uns, die uns trägt mit all unsern Schwächen und Fehlern, die den Wirrwarr des Lebens schaut und ihn mit Güte schlichtet, die uns mit Langmuth duldet und durch Langmuth zur Besserung leitet.

Wem aber der Hinweis auf diese Vaterliebe nicht Mahnung genug sein sollte zum Frieden, den erinnert der Apostel, daß auch ein Gott ist über uns allen, das heißt ein Richter und Herr der Menschen. Sein Auge kennt unser Inneres, und alle unsere sündigen Neigungen und Fehltritte und Sünden sind ihm offenbar. Wer will da den Nächsten verdammen, zurückstoßen, über ihn absprechen, wer will den Stein aufheben wider seinen Bruder? Muß nicht das harte Wort verstummen auf der Lippe, muß nicht die erhobene Hand beschämt daniedersinken, muß nicht das hochmüthige Angesicht erröthend sich beugen bei dem Gedanken, es lebt ein Gott, der dein Inneres kennt sammt all den geheimen Gründen seiner Strenge und seines Eifers, sammt allen Zielen seiner Kampflust und seiner Streitsucht? O wie viele Schlachten blieben ungeschlagen, wie viel Streit bliebe ungestritten, wenn die Kämpfer ihr Herz zuerst vor Gott stellten und deß gedächten, es ist ein Gott über euch alle!

Doch an sein erstes Wort reiht der Apostel dieses andere: Es ist ein Gott auch durch euch alle! Damit aber, Geliebte, werden wir daran gemahnt, daß wir auch noch in anderer Beziehung Gott verantwortlich sind! Er will sein durch uns; er hat uns zu Werkzeugen seines Willens auserkoren, daß wir seinen weisen Absichten dienen sollen. Zur höchsten Würde, zur Stellvertretung Gottes auf Erden ist der Mensch berufen. Wer wollte die Mahnung zur Einigkeit verkennen, die

auch darin liegt? Schwer ist es ja, was Gott uns auferlegt, groß, was er uns anvertraut. Wollt ihr diese Erde umgestalten zum Garten Gottes, diese Einrichtungen zu Anstalten Gottes, diese Menschheit zu Kindern Gottes, die Welt zum Reiche Gottes, so müßt ihr einig sein! Wollt ihr etwas vermögen gegen die Härte der uns entgegenstehenden Natur, wollt ihr die bebauten Felder schützen vor den verheerenden Elementen, wollt ihr die gärenden und brausenden Kräfte euch dienstbar machen und im Sturmesflug einherfahren über Länder und Meere, so müssen hunderttausend Arme zusammenwirken und bahnen und schaffen nach einem Plan, in einer Art und zu einem Ziele. Nicht anders aber ist's in der geistigen Welt. Wie die Erde, kann auch die Menschheit nur urbar gemacht werden durch gemeinsames Wirken. In Eintracht müssen wir die Arbeit aufnehmen, wo die Väter sie gelassen, neidlos müssen wir sie den Spätern übergeben, wenn unsere Sehnen erschlaffen, und vertrauen vor allem müssen wir den Mitarbeitern, soll es vorwärts gehen mit der gesammten Aufgabe, und nicht zurück.

Dieses Vertrauen aber kann nur der finden, der das letzte Wort des Apostels begreift: Gott ist in euch allen. Wie verschieden ihr seid, wie verschieden ihr euch fühlt, es ist dennoch Gott, der in euch allen lebt. Er selbst hat euch so gewollt, hat dem Einen einen leichten Sinn gegeben, dem Andern den grübelnden Verstand, dem Andern den hitzigen Entschluß und wieder Andern

die langsame Bedächtigkeit. Er hat die Unterschiede geschaffen in Stand und Bildung, in Charakter und Anlage. In diesem Reichthum wollte er die ganze Fülle seiner Herrlichkeit und Liebe offenbaren, und du wolltest diese gottgewollten Unterschiede zum Anlaß nehmen von Hader und Streit? wolltest den Bruder hassen, weil er bedächtig zergliedert, was dich feurig entflammt, oder weil er zaghaft leugnet, was dir leuchtend vor der Seele steht? So wisse, daß Gott ist in euch allen. Er braucht euch alle so und nicht anders, langsam und schnell, kalt und feurig, zu niedrigem Dienst und hohem Ziel, zur Handreichung und zur Vollendung. Darum wenn du auch draußen mancherlei Räder sich drehen siehst und die Fäden bald so, bald anders laufen, wenn du einreißen siehst, wo du meinst, es müsse gebaut werden, und bauen, wo du meinst, da dürfe nichts hinkommen — so glaube nur nicht, sofort dreinfahren zu müssen, sondern denke, es ist ein Gott, der da ist über euch allen, durch euch alle und in euch allen!

Den einen Glauben, die eine Taufe, den einen Gott hat der Apostel seiner Gemeinde als Mahnung zum Frieden ans Herz gelegt, und fort und fort gilt diese Mahnung auch der heutigen Christenheit. Ach Geliebte, es ist des Geredes so viel von der ernsten Zeit, in der wir leben! Es sind der Rufenden so viele, daß es jetzt gelte einzustehen, um alte Zinnen zu brechen oder zu vertheidigen! Es ist des Klagens kein Ende, daß der Ernst der Sache uns scheide und die Pflicht der Wahr-

heit! Sollte darüber wirklich der Gedanke an das verloren gehen, was alle eint, an den einen Gott, an die eine Taufe, so würde sich das kommende Geschlecht wahrlich unserer Arbeit nicht zu freuen haben.

Arbeite darum jeder, wie es ihm recht dünkt vor dem Richter, der über ihm, und dem Gott, der in ihm ist, aber vergesse keiner, daß Gott ist durch uns alle und nicht einer allein die Wahrheit hat. Dann werden wir Friedenssamen ausstreuen, aus dem die liebliche Saat des Friedens emporsproßt, dann sind wir fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.